

UNIV. OF  
TORONTO  
LIBRARY







5842k

242  
38

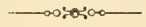
# Kleinere Schriften

von

Ludwig Steub.

Vierter Band.

Altbanerische Miscellen.



Stuttgart.

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

1875.

Uebersetzungsrecht vorbehalten.

9502  
27/11/90

## V o r r e d e.

---

Mit diesem vierten Bändchen schließt die Sammlung meiner kleineren Schriften.

Bei diesem Schlusse habe ich nun eine Entschuldigung vorzubringen, aber nur eine leichte, denn der Umstand, der sie veranlaßt, wiegt selbst nicht schwer.

Das Material, das mir zu diesen kleineren Schriften vorlag, ließ sich nämlich in die beabsichtigten vier, nach vier Kategorieen herzustellenden Bändchen nicht ganz ebenmäßig vertheilen. Um nun die vorausgehenden in ihrem Umfang möglichst gleich zu halten, wurde manches Hauptstück, das eigentlich zu den Altbayerischen Miscellen gehörte, diesen entzogen und früher verwendet. So stehen z. B. im zweiten Bändchen unter den literarischen Aufsätzen mehrere Arbeiten, welche sich auf bayerische Dinge beziehen und daher in diesem letzten wenigstens ebenso gut Aufnahme finden konnten als dort.

Durch solche Aushebungen wurde aber der Vorrath für das vierte Bändchen so geschmälert, daß seine Bogenzahl hinter der seiner Vorgänger merklich zurückgeblieben wäre, wenn ich nicht die Abhandlungen über die deutschen Familiennamen und über Corffens Estrusker Sprache hier eingelegt hätte, welchen allerdings auf die Gesellschaft, in der sie sich jetzt befinden, eigentlich kein Anspruch zusteht, da sie mit den Altbayerischen Miscellen nur die Person des Verfassers gemein haben.

In der Hoffnung, daß mir diese That nicht nachgetragen werde, zeichne ich nun als meiner verehrten Leser

München, den 20. April 1875.

ergebenster

Ludwig Steub.



# Inhalt.

---

	Seite
I. Thorwaldsen im Knorrkeller. 1841. . . . .	1
II. Das Octoberfest. 1841. . . . .	7
III. Der Fasching in München. 1842. . . . .	15
IV. Aus der Fasten. 1842. . . . .	26
V. Des Kronprinzen Hochzeit. 1842. . . . .	33
VI. Sommerleben in Brannenburg. 1864. . . . .	41
VII. Das Theater zu Kiefersfelden. 1867. . . . .	55
VIII. Die falsche Mutter Gottes. 1871. . . . .	67
IX. Die Dachauer Bank. 1872. . . . .	96
X. Die armen Franziskanerinnen. 1872. . . . .	115
XI. Das Fest zu Reut im Winkel. 1873. . . . .	135
XII. Zu den deutschen Familiennamen. 1873. . . . .	146
XIII. Markus Josef Müller. 1874. . . . .	166
XIV. Wer war er? 1874. . . . .	173
XV. Die Wiege Karls des Großen. 1874. . . . .	188
XVI. Die Wallfahrt zu Birkenstein. 1874. . . . .	200
XVII. Ueber die Sprache der Etrusker; von W. Corssen. 1875. . . . .	220



I.

## Thormaldsen im Ruorkeller.

München, 20. Juli 1841.

Wer sich unter dem Sommerkeller eines Münchener Bräuers etwa einen Keller vorstellen wollte, wie ihn die übrige Welt auch hat, der läge in einem großen Irrthum. Es sind dieß keine von jenen kleinen Gräften, wo die Hausfrau ihre Weinfäßchen aufstapelt und ihr Flaschenbier, etwas Kartoffeln nebenher für den Winter und ein paar aromatische Käslaike, sondern vielmehr ungeheure Gewölbe, in die man allenfalls vier-spännig einfahren kann, und die auf ihrem Rücken mächtige Gebäude, wie Edelfitze und Schlösser tragen, welche weit rankende Arme ausstrecken, mit Sommerwohnungen für den Eigenthümer, kühlen Hallen für die Hundstage und netten gemalten Zimmerchen für die „Abonnirten.“ Diese Burgen stehen in einem weiten Gehöfte, das gar Mannigfaltiges aufzuweisen hat. So vor allem die vielen, vielen Ruhebänke für die labedurstigen Gäste, malerisch auf die schönsten Plätze hingestellt, unter das Dach alter Linden oder stolzer Kastanienbäume. Ferner gehört ein kleiner Wald dazu,

durch welchen einsame Riespfade ziehen oder auch die breite Heerstraße für die Bierwagen. Im Gehölze selbst aber finden sich Blumengärtchen, Rosenhecken, Stachelbeergebüsche, grünes Geländer, ländliches Treppentwerk, ein paar verliebte Lauben, ein paar geheimnißvolle Eremitagen, und endlich auch eine wundervolle Aussicht über die Münchener Heide ins Abendroth oder auf die blauen Züge der fernen Alpen.

In einem solchen Keller nun, und zwar in einem der schönsten, bereiteten gestern Abend unsere Künstler dem großen Thortwaldsen ein Fest. Der lange Sommertag begann sich zu neigen, und der Keller mit Haus und Hof, Garten und Wald, reichlich geschmückt mit Laubbögen zu ebener Erde, mit wallenden Flaggen auf den Zinnen, war voll harrender Verehrer, voll von Jüngern der Kunst aus allen deutschen Gauen, voll von andern Herren und Damen und voll lieber Jugend. Ein sanfter Anstieg führt aus der waldigen Thalenge, welche die Einfahrt bildet, allmählich hinauf gegen die kleine Hochebene. Dort sammelte sich nun, als der gefeierte Gast von der hohen Warte, die das Dach krönt, erspäht war, der Reigen der Festgeber, voran auf grünem Rasenflecke ihre jungen Frauen, deren sie sehr schöne haben, hinter ihnen die Haufen der kunstliebenden Münchener, die den Wundermann erschauen und sein Bild zur unvergeßlichen Erinnerung mit nach Hause nehmen wollten. Der Wagen rollte unter Böllerkrachen vor; Thortwaldsen, der stattliche Nordländer, mit dem Löwenkopfe und den langen Silberhaaren, begleitet von den ersten künstlerischen Celebritäten, die mit ihm gekommen waren, schritt jugendlich, alle Blicke

auf sich ziehend, den Anstieg hinauf, während alle Häupter sich entblöpten, Alles sich verneigte und ein donnernder Willkomm ihm entgegenscholl. Dort oben bot ihm auch der gastfreundliche Herr des Kellers seinen Gruß, den der schöne Greis mit kraftvollem Händeschütteln erwiederte.

Jetzt ging's mit fröhlichem Drängen hinein in die Banketthalle. Dazu war die unermessliche Hausflur eingerichtet worden, die das Erdgeschoß des Kellergebäudes bildet. Sie ist eigentlich ein Vorrathshaus für die tausend Fässer, die unser Brauherr nöthig hat, aber jetzt in ihrem Festschmuck konnte sie Niemand mehr dafür erkennen. Ueber die Wände spannten sich jene schönen, alten Tapeten, welche nach Peter Candide's Zeichnungen gewirkt sind und die Thaten Otto's, des tapfern Wittelsbachers, darstellen, wie er für Kaiser Friedrich focht in den italienischen Schlachten, wie er die Klausen bei Verona stürmte, oder wie er die Griechen von Byzanz aus der Mark Ancona vertrieb. Die Decke verschönerte eine glückliche Improvisation decorativer Malerei; die rauhen Dielen des Bodens verhüllte frisches Grün; in der Höhe zogen duftende Blumengewinde durch den Saal. Von dem vorjährigen Dürerzug, wo die ganze Pracht des späteren Mittelalters wieder aufstand, ist den hiesigen Malern und Bildnern eine große Vorliebe geblieben für den Geschmack jener gepanzerten Zeiten, so daß ihnen jetzt Waffenglanz und gothisches Geräthe als der schönste Schmuck für ihre Trinksäle gilt. Demgemäß starrten die Pfeiler von ritterlichen Rüstungen, Harnischen und Pickelhauben, von Turnierspeeren, Panieren und alten Flambergen. Ein

Duzend Kronleuchter hingen funkelnd von der Decke; unter ihnen zog sich unabsehbar die festliche Tafel hin, reich verziert mit goldglänzenden Candelabern, Blumensträußen und mit einer unendlichen Fronte von glitzernden Champagnergläsern. Auf der langen Zeile jener Tische, wo die „Löwen“ saßen, prangten die vergoldeten Statuetten der Wittelsbacher, wie sie Schwanthaler geschaffen, auf der andern die der großen Maler des sechzehnten und siebenzehnten Jahrhunderts von demselben Meister. Gigantische Humpen mittelalterlichen Ansehens standen nachbarlich neben diesen Bildern. Zu Handen des Gefeierten war ein goldener Pokal zu sehen von reicher gothischer Arbeit, vor ihm ein kleines Bronzebild der Reiterstatue Maximilians, seines eigenen Meisterwerks, ihm gegenüber auf der andern Tischreihe ein verjüngter Gypsabguß des Schillerstandbildes, hinter diesem aber und somit gerade im Angesicht des Gastes war in einem Haine von Lorbeerbüschen und Pomeranzenbäumen die Büste unsers Königs aufgestellt. Alles das glänzte und funkelte herrlich durcheinander, und wer weiß, ob der pilgernde Heros auf seinem Triumphzuge durch Deutschland eine Festhalle betreten hat, die der unsrigen an überraschender Gewalt des Eindrucks gleichstehen möchte. — In diesen einladenden Räumen setzten sich also die Tischgenossen zur Tafel. Was München von artistischen Berühmtheiten aufzuweisen hat, war da zusammengekommen, um mit dem großen Meister des Abends froh zu werden — auch mancher Staatsmann, mancher Gelehrte von gutem Namen hatte sich eingefunden. In das fröhliche Summen der heitern Becher traten nach und nach belebend die Trinksprüche ein,

ausgebracht in feierlicher Stille, die nur von dem Puffen der Champagnerpfröpfe unterbrochen wurde, wogegen donnernde Vivatrufe und schmetternde Trompetenstöße ihnen folgten. Nun muß man aber wissen, daß es unsere Maler an solchen Tagen bei gemüthlichem Zusammentrinken nicht bewenden lassen, sondern immer auch zur Erhöhung des Jubels dramatische Maskeraden in das Treffen führen, die geistreich erfunden sind und mit drastischer Komik an uns vorübergehen. So gab's denn auch heute einen Schwank, den wir laut des Libretto: Schiedsrichterliches Urtheil des alten Vater Zeus in Sachen Stuttgart, Mainz und Consorten wider Ritter Thorwaldsen — betiteln dürfen. Es traten da die berühmten Städte Mainz, Stuttgart, Kopenhagen, München und Rom, repräsentirt durch die Bildwerke, die sie von dem Meister besitzen, als Gutenberg, Schiller, Maximilian, welcher gar zu Pferde war u. s. w., angemeldet durch den alten Gott Merkurius als Gerichtsboten vor den lächelnden Feieryast und begannen in humoristischen Streitreden darüber zu hadern, welcher von ihnen er eigentlich angehöre. In das Plaidoyer mischte sich zuletzt auch die weißarmige Juno von hohem Stuhle herab, leichter erkenntlich an dem Fächer von Pfauensfedern, mit dem sie agirte, als an dem braunen Schnurrbarte, der ihren Göttermund beschattete. In Anbetracht des letztgedachten Charakteristikums klang es komisch genug, als sie in tiefem Basse also sprach:

Was wollen die Menschen in dieser Sache  
Mit ihrer Rede confusen Sinn?  
Fürchten sie nicht meine glühende Rache,  
Wissen sie nicht, daß ich Juno bin?

Wissen sie nicht, daß Du all' meine Söhne  
 Mit der Wahrheit durchdringender Macht  
 Nachgebildet in strahlender Schöne,  
 Wie's noch kein Sterblicher jemals vollbracht?  
 Wissen sie nicht, daß ich Mutter bin?

Den Streit schlichtet Zeus, der schreckliche Donnerkeile  
 schwingt und inappellabel entscheidet, wie folgt:

„Nein, dieser Mann gehört nicht Einem Lande,  
 Nicht Einer Stadt allein gehört er an;  
 Denn er umfaßt mit seines Geistes Bande  
 Die ganze Welt — nur ihr, der Welt, gehört er an!“

ein Urtheilsspruch, der von stürmischem Jubelruf begrüßt  
 wurde.

Kaum war aber der Vater der Götter und Menschen  
 mit seiner keuschen Gemahlin, mit den klagenden Parteien  
 und mit dem Gerichtsboten Merkur wieder abgetreten, so  
 brach der Liederkranz herein, zweiundsechzig Männer, denen  
 süßer Wohl laut in der Kehle schläft, an der Spitze Meister  
 Kunz, der treffliche Musikus. Diese richteten sich in der  
 Mitte des Saales ein und sangen nun zum Nachmahle  
 ihre schönen Lieder, vor allem das begeisternde „Walhalla“  
 mit seinen Heldentönen, das bereits bei uns zum Volks-  
 gesang geworden ist.

So ging es fort in herrlichster Fröhlichkeit; Trinksprüche,  
 Vivatruße, lustige Scherze, prächtige Lieder und Musikstücke  
 wechselten mit einander ab, bis endlich nach Mitternacht  
 Thortwaldsen in milder Rührung dankend Abschied nahm.  
 Wie einen jungen Hochzeiter begleiteten sie mit spielenden  
 Musikanten, jauchzend und jodelnd, den greisen Meister an den  
 Wagen und unter hallendem Lebehoch fuhr er aus ihrer Mitte.



## Das Octoberfest.

München, im October 1841.

Was soll man Neues über ein Fest sagen, das nun schon zum zweiunddreißigstenmal wiederkehrt, das beschrieben, gezeichnet und gemalt ist und noch jedes Jahr seinen Panegyrikus und seine Atellanen, seine Poeten und seine Belletristen gefunden hat? Indessen, die Freude ist immer neu und frisch und so lassen wir's uns auch nicht nehmen, einen schwachen Abglanz derselben allen Denen mitzutheilen, die etwa nicht dabei gewesen sind; denn wir haben heute allerdings einen ganz wonniglichen Tag verlebt, und sind so eben in der besten Laune, englisches Nennen und holländische Viehstücke in den Augen und lauten bayerischen Volksjubel in den Ohren, nach Hause gekommen, um in stiller Sammlung all das Herrliche, das wir gesehen, wieder an uns vorüberfließen zu lassen.

Uebrigens liegt ein ganzer Tag vor uns von Aufgang der Sonne bis zu deren Untergang und noch darüber hinaus. Die Münchner zwar merken wenig vom heutigen Vormittag — sie sitzen in den Weinstuben und thun sich güthlich mit den Freunden, die das Fest ihnen zugeführt, aber wir sind gewissenhaft und betrachten das Ding von

Anfang an. Haben wir nun auch die Morgenröthe und die Frühmeßglöcklein verschlafen, so treffen wir dafür die Straßen desto lebendiger und voll neuer, feltjamer Erscheinungen, voll von fremden, nie gesehenen Gesichtern. Und in der That, die Männer wüßten wir kaum heimzuthun, aber die Frauen, die sie mit sich führen, verrathen uns die Gegend ihrer Wohnsitze, und wer sich auskennt im Bayerland, im alten und im neuen, der weiß, daß die Kiegelhauben aus den Städten des Ober- und Unterlandes, jene goldenen Hörner von Passau, die spitzen Hüte aus dem Gebirge, die flotten Bänderhauben aus den Gebieten, wo Lech und Donau zusammenstoßen, die ungeheuern jammetnen Räder aber aus dem Allgäu kommen. Gemüthliches Volk, unsere Provincialen, die sich gar keine Mühe geben, die langersehnte Freude zu verhehlen, die sie jetzt beseelt, wo sie das ungewohnte Pflaster des weltberühmten Münchens treten! Steht ihnen ja auch so ein eigener, ausgestochener Tag bevor, der gar vielen im Leben nur einmal erscheint und zunächst so ein reicher Vormittag, wo sie in brennendem, schaulustigstem Eifer alle die herrlichen Siebensachen ablaufen, die unsere Hauptstadt für sie bereit hält. Heute steht alles offen — alle Cabinet, Gallerien, Museen und Sammlungen, alle Tempel und Paläste — heute ist alles preisgegeben, was die Stadt an kunstreichen Heimlichkeiten verbirgt. Wir gehen auch mit, um uns mitzufreuen an ihrer Freude, und wenn wir ihnen auch hie und da eine ländliche Schwäche abfangen, heute wird nichts übel genommen, und kommen wir einmal aufs Land, so werden sie's leicht wieder einbringen.

So finden wir sie denn alle schon in hellen Haufen über den Maximiliansplatz wandeln oder an den Gärten der Briennerstraße hin, wo der Obelisk entgegenleuchtet, und ihnen die erste Bewunderung abdringt. Da bleiben gar manche der ältern Häupter in Rührung stehen — wer weiß, ob ihnen nicht der zweischneidige Obelisk als wehmüthige Erinnerung durch das Herz fährt an einen der dreißigtausend, die in den russischen Schneefeldern ihren Tod gefunden? Ueber den nächsten Büschen aber ragt das Giebelfeld der Glyptothek empor und nach diesem Ziele geht nun der Zug.

Nachdem zuerst das Aeußere mit seinen ragenden Säulen betrachtet und gewürdigt worden, betreten sie in feierlicher Stimmung die inneren Hallen, die sehr überraschend wirken. Doch fallen ihnen weniger die Wandgemälde auf, als vielmehr die ganze zwanglose Gesellschaft von nackten Figuren, unter denen namentlich die weiblichen nach ihrer Meinung Rock und Mieder leicht vertragen könnten. Die Jungfrauen gehen auch mit niedergeschlagenen Augen an diesen ungewohnten Erscheinungen vorüber — sie wissen nicht recht, ist es Spaß oder Ernst und fühlen sich jedenfalls ein wenig besangen. Auch wenn sie herausgetreten, bleibt ihnen noch ein bißchen Verlegenheit übrig; in der Pinakothek aber erholen sie sich zusehends wieder, denn da gibts bekanntere Gegenstände und die Nuditäten sind doch nur gemalt. Alles schaut und schaut und überläßt sich sorgenlos dem reinsten Kunstgenuß. Der Landmann und seine Familie ist an solchen Tagen leicht zufrieden; eine schön gestellte Gutfeder, eine stattliche Halskrause oder ein schleppendes Atlaßkleid reichen oft hin, das Glück eines Bildes zu machen, an dem der Kenner vielleicht kühl vorübergeht.

Nachdem sie sich an den schönsten Werken aus allen Schulen satt geschaut, ziehen sie hinüber auf den Wittelsbacherplatz zum großen ehernen Maximilian. Auch an diesem gibt's viel zu loben, doch sucht sich jeder an der prächtigen Reiterstatue noch sein eigenes Lieblingsstück heraus. Der Bauernsohn, der bei der Reiterei gebietet, hängt an den Sporen, der Landarzt vertieft sich in die trefflich ausgeprägten Adern und läßt dabei etwas von Anatomie verlauten, dem Hausknecht gefällt's besonders, daß der Hengst so reinlich gestriegelt ist. Während dessen hängt der ländliche Geschichtsfreund, der etwa mitgekommen, sinnigen Blicks an der mächtigen Gestalt mit den strengen Zügen, die ein dahingegangenes Jahrhundert wieder vor die Seele rufen.

Nunmehr geht's aber in die Ludwigstraße, in diese Gasse von Palästen, an der hochragenden Bibliothek vorbei deren Thore die vier heidnischen Autoren behüten, welche unsere Gäste in ihrer christlichen Anschauung zumeist für die vier Evangelisten ansehen. Als bald nimmt sie die Ludwigskirche auf, wo ihnen Meister Cornelius das jüngste Gericht vorhält, dessen Betrachtung einen frommen Ernst auf ihre Züge gießt. In andächtigster Stimmung treten sie wieder heraus, um in die Residenz zu gehen, in die farbenreichen goldenen Königshallen. Leise Seufzer: wie schön, wie herrlich! lispeln durch die Säle und bezeugen, wie tief sie empfinden. Der neue Kunstjargon steht ihnen zwar nicht zu Gebote, aber in ihren Mienen malt sich die vollkommenste ästhetische Befriedigung. Sie sind mit allem einverstanden, sowohl mit den Darstellungen aus der althellenischen Mythe und aus den deutschen Dichtern,

als mit der Weise, wie Schnorr die Nibelungen abconterfeit hat, und mit Schwanthalers unübertrefflicher Auffassung der Antike im Odysseuszimmer, deren hohen Werth sie jüngst im Kunstblatte erörtert finden konnten. Dann treten sie in die Allerheiligenkirche und beten, freundlich belächelt von diesen heiligen Gestalten in ihrem goldenen Firmament, ihr Vater unser und kreisen hierauf beschaulich um den erzgegossenen Vater Max, voll liebender Erinnerung an den theuern Todten.

Endlich wollen sie auch noch Maria Hilf in der Au betrachten, das neue gothische Münster, das Ohlmüller gebaut, der leider zu früh dahin gegangen. Und wie sie herankommen, und wie sich der röthliche Bau mit seinen Spieß- und Zacken so schön abhebt vom blauen Aether, da wird ihnen das Herz schon weit — sie klimmen hinauf mit ihrer Sehnsucht an diesen Ecken, Spitzen und Blättern, an diesen Rosen- und Blumengewinden, hinauf bis an den durchbrochenen Thurmhut, und wiegen sich oben auf seiner Höhe, wo sie schon näher am Himmel sind, und das Jammerthal dieser Erde ferner liegt. Aber wenn sie eintreten in das mittelalterliche Bogenwerk, da wird das Staunen überwältigend. Diese mächtigen Portale mit dem blüthenreichen Schmucke, diese Fenster mit ihrem feurigen Himmelsglanze, diese Spitzbogen, die wie zwei zum Gebet gefaltete Hände aufwärts streben, diese Hallen mit ihrem magischen Dämmerseine voll gebrochener Lichter — dieß unerklärliche Ragen, Streben, Aufwärtsdeuten, diese stille, geisterhafte Bewegung in dem ruhigen, steinernen Dome — es ist nicht auszusprechen, was sie dabei fühlen, nicht zu ergründen, wie tief sich der Eindruck in ihre

Herzen legt. Für sie ist die Frage entschieden, in welchem Style wir bauen sollen. — Wir verlassen unsre Landsleute in dem Münster zu Maria Hilf. Sie werden nicht müde, zu schauen und zu staunen — der Heiligenschein der Bewunderung liegt auf ihren Zügen. Lassen wir ihnen ihre Wonne!

Mittag ist vorüber und nun kommt die Zeit auf die Festwiese zu eilen. Diese ist eine grüne Ebene, südwestlich von der Stadt, lang und breit, ein Lagerplatz für ganze Nationen, welchen auf der andern Seite ein gestaffelter Höhenzug mit der Aussicht auf die Alpen abgränzt. Wie das wogt, blitzt und funfelt! Ja, wer den Glanz eines warmen, sonnenhellen Tages nicht gesehen, wenn er sein Licht über Tausende und Tausende ausgießt, die im Feierstaate sich zu einem Freudenfeste vereinigt, der kennt eigentlich die Pracht dieser Naturerscheinung gar nicht. Heute gab's aber gute Gelegenheit, sie kennen zu lernen; denn die Octobersonne schien so hell und warm, wie am schönsten Maitag. Und dabei überall Leute, wo wir gehen und stehen, alles voll, alle Straßen voll, die Wiese voll, die Trinkhütten voll, der Berg voll, alles in festlichem Gewande, alles mit heiterm Summen durcheinander wogend, alle Wagen der Stadt in Bewegung, alle Pferde auf den Beinen, alle Peitschen im Schwunge. Die Majestäten rollen heran, von Kanonendonner und Jubelruf begrüßt, und besteigen mit dem glänzenden Gefolge die Zeltribüne, die für sie aufgeschlagen ist. Nun kommen die Landwirthe froh herbei mit ihren Zuchttieren und Mastochsen, mit Racehengsten, mit Mutter-schweinen und Merinoschafen, mit den gemeinnützigsten, auserlesensten Bestien und nehmen ihre Preise unter

Trompetenschall in Empfang. — Hierauf soll das Rennen beginnen. Die Rennmeister reiten geschäftig hin und her, um einige Ordnung in das fröhliche Chaos zu bringen. Bald thun sich die Schranken auf und die Pferde mit ihren scheckigen Reitern sprengen weitausgreifend heran. Die Erde dröhnt; kaum gesehen sind sie auch schon vorüber und reißen die ganze Aufmerksamkeit der achtzigtausend Zuschauer mit sich dahin. Die zweite Runde wird pfeilschnell abgemessen. Dreimal muß sie umritten werden und was anfangs ein Knäuel schnaubender Quadrupeden, das windet sich mehr und mehr zu einem langen Faden ab, in den zuletzt erkleckliche Lücken reißen. Endlich hat der Erste das Ziel erreicht. Das Beifalljauchzen wälzt sich wie ein Wettersturm von der Anhöhe herunter über die Ebene hin, um erst in den Gassen der Stadt zu verhallen. Die Menge, die während des Umritts gebannt gestanden, wühlt wieder entfesselt durcheinander. Die Carrossen fahren weg, die Schwadronen schwenken ab, die Trompeten schmettern, die Festkanonen krachen, unermesslicher Lärm, unentwirrbarer Knäuel! Dazwischen tänzeln die Rennpferde mit den bunten Knaben, die nun ausgerungen haben. Die einen der Jungen freuen sich über die bayerischen Thaler, die ihnen von den Preisfahnen herab festlich um die rothen Backen baumeln, die andern zittern vor den Gesichtern, die ihnen die unbefriedigten Herren zeigen werden; denn es ist nichts Angenehmes, ein ganzes Jahr lang einen heikeln Gaul und den dazu gehörigen Rennknaben zu erziehen, um sie am Tage der Prüfung beide durchfallen zu sehen.

Nun beginnt aber die erfrischende Nachfeier bei den

vollen Krügen. So viele Tausende auch heimwärts eilen, man merkt keinen Abgang. Die Buden und Zelte sind bis in den letzten Winkel vollgepfropft und Unzählige wandeln wartend auf und ab, um später unterzukommen. Ueberall heiterer Lärm und brausende Lustbarkeit, Singen, Jauchzen, Vivatrufen und dazwischen alle Bänkelsänger der Gegend in wirksamster Thätigkeit. So geht's bis gegen Mitternacht, je länger, desto lustiger, je lauter, desto gemüthlicher! 'S ist ein wahres Volksfest.

Um diesen großen Tag lagern sich nun zwei Festwochen, die eine gewissermaßen zur Vorbereitung, wogegen die andere durch das Scheibenschießen belebt wird, wo sich die Münchner Schützen ihre Kränze holen — diese gefürchtete Waffenbrüderschaft, die auf auswärtigen Schießstätten nur erscheint, um das Beste nach Hause zu tragen. Anderes Volk findet sich ein, um zuzusehen, zur Promenade oder zum Abendtrunk, und so wimmelt an schönen Tagen die Wiese von Leuten aller Art. Für den Vollblutmünchner hat dies Treiben immer seine Reize. Es ist zum Erstaunen, was sich derselbe bei solchen Gelegenheiten einem gebiegenen, rechtschaffenen Trunk zu Liebe gefallen läßt. Unter Puffen und Rippenstößen holt er am stets umdrängten Schenktisch seinen Krug, kommt mit abgeschüttetem Sonntagsrock, mit eingeschlagenem Hute wieder zurück, ißt sein Brod mit einem Messer, auf einem Teller, an einem Tische, die er alle erst selber reinigen muß und ist ganz vergnügt dabei. Je mehr er sich zu plagen hat, desto theurer ist ihm das Errungene. Er bleibt ein Spartaner, wo er geht und steht.



### III.

## Der Fasching in München.

1842.

Wir denken einiges über den heurigen Carneval zu berichten und wollen zuerst an die Maskenbälle gehen. Die Maskenbälle sind ja doch eigentlich die Kirmessfahne, die das Hoftheater aushängt zum Zeichen, daß jetzt der Mummenschanz erlaubt sein und die Saturnalien beginnen können. So beginnen auch wir mit ihnen. Unter einem Maskenball sollte man sich von vornhinein wohl etwas recht Kurzweiliges vorstellen — einen "Tummelplatz der Faschingslust, einen lauten Fectboden des Witzes, ein festes Stelldichein verborgener Liebe, wo mit üppigen Worten getändelt, mit gefährlichen Geheimnissen gespielt, wo leichtfertige Wünsche und verfehlmte Gedanken ungeachtet verführt werden, weil die Fastnachtsflagge für den Abend die verbotene Waare deckt; hinter den schwarzen Masken brennende Sinne, verlangende Augen, auf den Zungen Scherzworte und lüsterne Geflüster, nebenher stille Winke, verstohlener Händedruck — alles bunt durcheinander in phantastischen Farben, in labyrinthischen Bewegungen, lichernd, lachend, lärmend, alles sinnlich auf-

geregt und im hellen Rausch der Freuden. In der Wirklichkeit ist es aber ganz anders. Die Maskenbälle sind sehr gesetzte Vergnügungen geworden, wenn sie überhaupt noch welche sind. Wir sind glücklicherweise viel zu sittlich und unglücklicherweise viel zu hausbacken, um noch etwas daraus zu machen. Für fashionabel gelten sie noch immer; es lassen sich die besten Stände sehen, aber der sonnen-scheinige Anstand, der am nüchternen Tage herrscht, regiert auch hier im feenhaft beleuchteten Raum. Wir können uns die Sitten kaum mehr vorstellen, denen diese Maskenbälle gefährlich wurden. Man wagt jetzt ruhig auf und ab in schwarzem Frack oder in hellfarbigem Ballkleid und kümmert sich sehr wenig um einander. Masken sind schon seit Jahren eine Seltenheit, und die Dominos, die noch zuweilen erscheinen, beschränken sich darauf, durch jene lächerlich gewordene Frage die Anwesenheit der gefragten Person zu constatiren, und schlendern dann beruhigt wieder weiter. Alles ist so harmlos und so friedlich wie in einer Kleinkinderschule. Witz und Scherz behalten wir im Herzen; warum auch vor wildfremden Leuten auf einem Maskenballe das bischen Humor vergeuden, das unter den Freunden am abonnierten Tisch gefordert wird und dort oft nicht ausreicht bis zur Polizeistunde? Getanzt wird gar nicht mehr. Vor einigen Jahren brachten noch etliche Dienstboten dieses Opfer, aber auch sie sind davon zurückgekommen, und so spielt das Orchester seine vorschriftsmäßigen Walzer ab, ohne irgend jemand zu verführen, denn auch die „Gehalten“ haben die Süßigkeit des Parketts kennen gelernt und die groben Bretter sind zu rauh geworden für ihre verwöhnten Sohlen.

Was aus dieser Verkommenheit zu retten war, die Idee, die Psyche hat mit warmen liebenden Händen ein Mann erfaßt, den die Münchner Blätter mit frohem Stolz als den Wiederhersteller der Carnevalsfreuden begrüßen. Wir nennen ihn „unsern Streck“ und er ist uns so theuer als Johann Strauß seinen Wienern, als Musard den Parisern. Der junge Mann arbeitet sich zukunfts voll empor und wirkt nebenbei auch als Musikmeister in einem Infanterieregiment. Seine Anfänge liegen etwa sechs oder sieben Jahre rückwärts. Damals kam ihm der poetische Gedanke, die schöne Jahreszeit mit Musik zu verschönen, und er ahmte zuerst die Entréebälle im Freien nach, die ihm die Wiener als gelungenes Muster vorhielten. Neuberghausen war seine Wiege, obgleich er mit der Zeit auch andere Lustorte verherrlichte. Da spielte er denn mit seiner Virtuosenbande die beliebtesten Walzer und ließ ihnen zum Besten der Nichttanzenden immer eine Reihe von andern Tonstücken vorausgehen, die er zum Theil selbst componirt hatte. Ein namhaftes Talent zu arrangiren und mit den gegebenen Mitteln den musikalischen Zeitvertreib für den Abend rühmlichst zu bestreiten, das kann man ihm nicht absprechen. Groß ist der Mann namentlich in Potpourris, aber was er schafft, sind Potpourris-Monstres, wahre Mammuthe von Tondichtungen. So haben wir von ihm das Lager von Augsburg, großes „militärisches Potpourri“, den Carneval von 1840 und zuletzt noch die Eisenbahnfahrt von München nach Augsburg, zwei große „sociale Potpourris“. Jenes erste ist noch ein ziemlich sapflicher Gegenstand; Reveille, Märsche, Attaquen und Kanonaden wechseln recht kenntlich ab; die

Lagermesse wird in hellen frommen Accorden vorübergeführt; dann kommt auch noch Tafelmusik dazwischen und die dinirenden Generale singen zusammen ein patriotisches Tischlied. Auch der Carneval von 1840 läßt sich leicht verstehen. Es sind Anklänge aus den schönsten Walzern, die dieß Jahr gebracht, oft durch stille Seufzer oder lauten Liebesjubel unterbrochen. Mehr Eindringen fordert dagegen die Eisenbahnfahrt. Das Keuchen des Dampfwagens ist zwar mit einer Treue wiedergegeben, welche schlechterdings entzückt; das Uebrige jedoch erheischt, wenn es sich ganz erschließen soll, wie jedes andere Kunstwerk, ein liebevolles Nachfühlen. Wer aber dieses mitbringt, der vernimmt den Lärm der Abfahrt, den Ruf der Ueberraschung, die stille Wonne der schnellbeförderten Reisenden, vielleicht auch das trübe Murren der Aktionäre und das gereizte Brummen des Direktoriums. Man findet aus den Tönen selbst die Gegenden heraus, man hört z. B. das Haspelmoos: und die Lustschlösser, die Hofmarken, die lachenden Aussichten, an denen man vorüberfliegt, werden ganz deutlich vorgespielt. So setzt denn der Mann ganze Zeitereignisse in Musik und es wäre ein großer Einfall von ihm, wenn er zur Warnung der Enkel und um das Andenken wichtiger Epochen zu erhalten, ein paar monumentale Potpourris anfertigen wollte über einige merkwürdige Begebenheiten, deren Zeitgenosse er selbst gewesen. So könnte er z. B. die Kölner Wirren, die hannover'sche Verfassungsfrage componiren als große historische Potpourris, wo die schauerhaften Dissonanzen, die er kunstreich zu lösen hätte, dem Tondichter das reichste Feld gewähren müßten, seinen Generalbaß zu zeigen und so in

der Musik anmuthig auszugleichen, was im deutschen Leben so schneidend klang und klingt.

Dieser unser Streck also hat die Idee der Maskenbälle aufgefaßt und sie auf eigene Kosten vom Hoftheater ins Odeon verpflanzt. Auf erhabenem Orchester spielt er da seine Walzer, seine Polkas und Galoppaden und unten in der Prachthalle tanzen die Jungen und die Mädchen fröhlich auf dem glatten Boden. Die Damen sind wohl alle und von dem Männervolke wenigstens die Tanzenden aus jenen Classen, die man in feinern Gesellschaften vermischt. Es erscheinen viele Masken, Tiroler, Türken, Schottinnen und dergl., wohl auch desselben Herkommens. Die Toilette der nicht maskirten Damen ist festlich, die der Herren sehr ungezwungen; Hut auf dem Kopfe, Ueberrock, Paletot, Studentenmütze — Bequemlichkeiten, die der männlichen Theilnahme gewiß sehr förderlich sind. Dieses Jahr nun gab uns der Meister drei solcher Abende, von denen der letzte weitaus der schönste und in der That ein großartiges Freudenfest war, dessen unvergeßlichen Schluß der Altvater bildete, der jetzt ja auch in Windsor getanz't wird. Ach, was war das für eine Wonne unter den schönen Jungfrauen von München, als die seltsamen Feierlichkeiten dieses angesehenen Tanzes begannen, als sie auf die Stühle geladen wurden und die langen Reihen getragen hinabschwebten, als die andern Ceremonien folgten, die nur nach Mitternacht aufgeführt werden können, wenn den wachhabenden Müttern schon die Augen zugefallen sind! Und als der Tanz in schöner Aufregung geendet hatte, als lauter Jubel und begeisternder Bravoruf an die Decken schlug, da nahm der Meister den Vortheil

wahr, seine Zaubermacht neuerdings zu zeigen, da ließ er als herrliche Dreingabe seine wildesten Geigen los und den titaniſchen Donner ſeiner Pauken, und ſeine Trompeten ſchmetterten in den reinſten Bloßbergtönen in den Saal hinab, und ein umgekehrter Orpheus machte er ſeine Hörer alle wüthend und jagte ſie mit Walzer, Polka und Galopp nach einander und unausgeſetzt in immer raſcherem Takt als vielhundertpaarigen Heerwirbel durch die Halle in der Art, daß ſich die älteſten Leute an nichts Aehnliches zu erinnern wußten. Als der Strudel vorüber war, ſah man ſich lächelnd an. Die Paladine ſchienen etwas erſchöpft, die Damen gar nicht. Das ſchwache Geſchlecht hat eigentlich die ſtärkſten Nerven. — Das alſo war der Schluß des Feſtes, deſſen Theilnehmern und Theilnehmerinnen wir das Lob geſitteten Anſtandes nicht verſagen können, denn wenn auch da und dort auf einsamen Stühlen mit Wink und Blick und Liebesgeflüſter manche öffentliche Schäferſtunde gefeiert wurde, ſo war der Ton, wenn auch zärtlich, doch durchweg decent.

Es kommen nun die abonnierten Privatgeſellſchaften an die Reihe, deren wir hier unzählige beſitzen, aus denen aber Muſeum und Frohsinn an Zahl der Glieder und Reichthum der Mittel mächtig hervorragen. Erſteres nimmt ſeine Theilnehmer vom obern Ende der Mittelclafſe an, letzterer iſt mehr univerſell und ſeine Abonnentenliſte beginnt in den höchſten Kreiſen, um ſich im Nährſtande zu verlieren. Das Muſeum hält ein reich verſehenes Leſekabinet; im Frohsinn findet man höchſtens den journaliſtiſchen Hausbedarf; wenn in jenem mehr geleſen wird, ſo wird in dieſem mehr muſicirt, getanzt und geſchau-

spielert. Das Museum will nicht wissen, daß seine Mitglieder Bier trinken, die Ballsoupers sind im Pariser Geschmack, fein und theuer; der Frohsinn duldet das Nationalgetränk und man findet da gute deutsche Hausmannskost zu billigen Preisen. Ersteres bewohnt einen selbsteigenen Palast, letzterer hat ein schönes Local in Miethen, und um alles zusammenzufassen, das Museum scheint uns mehr europäisch, der Frohsinn mehr national. Die Bälle des Museums waren so glänzend wie immer; der Frohsinn aber ließ es bei seinen Tanzvergünstigungen nicht bewenden, sondern gab dazu noch Maskenzüge, Theater, Conversationsen, Piquets u. dgl. Beide Gesellschaften zusammen enthalten viele schöne Welt, und in der That, unsere Damen — wer von den Damen schreibt, soll, nach Diderot, unter andern Vorsichtsmaßregeln die Feder in die Morgenröthe tauchen statt in das Tintenfaß — sie sind anmuthig und liebenswürdig wie je, aber nach allgemeiner Wahrnehmung ist die Taille im letzten Decennium um ein Merkliches herabgestiegen. Ich weiß nicht, war es der begeisternde Mond der Freiheitskriege, der seiner Zeit segnend in die Brautbetten schien, oder der strahlende Komet von Anno Gils, aber vor zehn, zwölf Jahren verherrlichte die Ballreigen ein hoher stolzer Kranz von Halbgöttinnen, der keinem gleichen die Hand gegeben. So bewundern wir jetzt niedliche Heben in ihrem stillen Liebreiz, wo wir ehemals junonische Gebilde voll herrschender Schönheit anstaunten. Ob wir dabei gewonnen oder verloren, wer wagt es zu entscheiden?

Uebrigens will man behaupten, die akonnirten Gesellschaften dahier hätten ihre schönsten Tage auch schon ge-

sehen, und der allgemeine Umschwung, der sich im socialen Leben bemerklich macht, scheint allerdings wie den öffentlichen Belustigungen, so auch ihnen gefährlich zu werden.<sup>1</sup> Vor so und so viel Jahren blühte nämlich in unsern Mauern noch unbeeinträchtigt süddeutsches Leben. Wien und München gingen denselben Weg, und wenn auch die Kaiserstadt die Hegemonie hatte, so suchten wir doch immer gleichen Schritt zu halten. Was sie erfand, erfannt und erdachte, das durfte auch bei uns auf Anklang rechnen. Nach ihren trefflichen Mustern richteten wir unsere Vergnügungen ein, nach ihren Moden kleideten wir uns. Von dort kamen uns Kasperl und Staberl zu, die Löwen der Wiener Komödie, die bei uns ein zweites Vaterland fanden. Nach Wienerart mußten auch wir einen Prater haben und ein Tivoli, und von Wien ging die Lehre aus, uns alle mit Herr von und Frau von anzureden — eine Sitte, die dem hiesigen Leben jenen eigenen Anstrich von ritterlicher Dignität gibt, der den neuangeworbenen Fremden so vornehm anspricht. Nunmehr aber will das anders werden oder ist's zum großen Theil schon geworden. Die zunehmende Bedeutung der Stadt, die lebhafteren Verbindungen mit dem übrigen Deutschland, die Niederlassung norddeutscher Celebritäten, das Emporblühen der Kunst und der Aufenthalt so vieler Fremden haben ein Element hereingeführt, das jenes süddeutsche mannichfach bedrängt und es da und dort schon aus dem Feld geschlagen hat. Vordem nun war der Ton in den größern Gesellschaften

<sup>1</sup> In der That ist der Frohsinn vor etwa fünfundzwanzig Jahren gänzlich eingegangen und das Museum hat schon vor geraumer Zeit seine Välle und Concerte aufgegeben und lebt nur noch als Lesegesellschaft fort.



zu München sehr bequem und traulich. Man ließ so jeden gelten, der vorhanden war, freute sich seiner Ansprache, wenn man ihn auch nie gesehen hatte, war nicht scheu bekannt zu werden und kam einander eher noch entgegen. Deshwegen war man gerne unter fremden Leuten, denn es that alles wie zu Hause. Jetzt will man engere Kreise, um unter sich zu sein; man gränzt sich ab, wird wählicher und exclusiver. Der Umgangston verfeinert sich; die Sprache macht sich von ihren Nachlässigkeiten frei. Die betagten Leute, so viele nachkommen können, werden modisch, die jungen Herren im äußern Auftreten eleganter, die Mädchen pretioser. Die große Welt fängt an kalt zu lassen und man spricht mehr und mehr vom Familienleben. So ziehen sich denn bekannte und verwandte Haushaltungen zusammen, schließen Bündnisse für die Winterfreuden und geben sich vertraute Hausbälle und Concerte. Auch die Pikniks, die immer häufiger werden, zeugen von der nämlichen Tendenz — man ergötzt sich an der Illusion en famille zu sein. In enger Wechselwirkung hiemit steht die Verbreitung des Theegenusses, der schon manchen Landsmann von seinem abendlichen Humper losgerissen hat und noch loszureißen droht, und es war sohin Augurium und Siegesbulletin zugleich, als das erste belletristische Journal, das hier nach langen Jahren wieder auftrat, sich „Münchener Theeblätter“ nannte. Freilich gibt's noch viele wackere Männer, die dem allem widerstehen, die jene Hochgenüsse an den langen Tischen der Brauereien, wo lärmende Gespräche mit alten Burschenliedern und Körner'schen Kriegsgefängen abwechseln, wo die einnungsvollen Stoßköpfe aus den Studentenjahren noch unbehin-

dert dampfen dürfen, dem leisen jüttigen Geflüster in den Theezirkeln, unumwunden vorziehen und von chinesischer Langeweile sprechen, die hinter dem Kraut einherschleiche. Es ist zwar ein schönes Ding, mit erfahrenen Männern und klugen Frauen im stillen Lampenschimmer an der ernsten Gegenwart herumzukitzeln, bis sie lächelt, aber es gelingt nicht alle Tage, und es ist schon möglich, daß bei diesen feinern Leuten neben mancher guten Stunde doch auch viele andere vorübergehen, die keiner Erinnerung werth sind. Woher auch sonst die fieberhafte Sehnsucht, die sie im Lenz befällt, hinaus zu ziehen in jene Berge, die so nahe vor unsern Mauern stehen, in denen ein herrliches Volksleben sich erhalten hat, aus denen Zitherschlag und Alpenlied, der Kirchweihjubiläum und das Stützenknallen hereinhallt, fast vernehmlich bis in unsere Gassen!

Fortfahrend bemerken wir, daß jetzt auch mehr gelesen wird als ehemals, und man bleibt nicht theilnahmslos bei den Bewegungen der neuern Literatur; die großen Zeitfragen leuchten mächtig herein in die klaffen Stadtgeschichten; man spricht von Kunst und Wissenschaft. Sollte dabei auch weniger producirt und gedichtet werden als da oder dort, so ist dieß, wie die Sachen stehen, kaum ein Fehler, ja es freut vielleicht manchen guten Bayer, daß er sein Volk freisprechen kann von der deutschen Todssünde der poetischen Völlerei, die alljährlich zweimal im Leipziger Messkatalog zur Beichte kömmt. Von fremden Sprachen gewinnt das Englische zusehends an Boden und es gibt schon mehrere einheimische Fräulein, welche sich in Byron's Trüb-sinn ganz verloren haben. So treffen wir denn allenthalben auf ein britisches, durch Norddeutschland durchfiltrirtes

Ferment, das unsere Zustände erfasst und zu bewältigen strebt und als feinere Bildung nicht ohne Präntensionen auftritt.

Wie nun in den höhern Ständen die Verfeinerung überhand nimmt, so regt sich auch unter der reichen Bürgerschaft die Lust, sich herauszustellen und jenen nachzueifern. Der Wohlstand wächst und damit auch der Aufwand. Man gewöhnt sich an Bedürfnisse, die man früher nur als Privilegien der höhern Sphären betrachtete. Die wohlhabenden Bürgerfrauen legen die Kiegelhauben ab, setzen seidene Hüte auf, abonniren sich in den Leihbibliotheken und nehmen einen Logenplatz im Theater. Die Töchter sprechen hochdeutsch, lernen Musik und Zeichnen, nennen sich Fräulein und gehen schon lange nicht mehr mit der Kunkel in den Heimgarten, sondern erstatten Visiten, um sich mit den Freundinnen im Französischen zu üben. Es kömmt also jetzt darauf an, das alte, bayerische München, so viel thunlich, bei seinen Eigenthümlichkeiten zu erhalten, etwas Acht zu geben, daß wir nicht gar zu fein und altklug werden, und unsere Stelle zu behaupten in dem Reigen des fröhlichen Deutschlands, der sich jetzt noch von Köln am Rhein heraufzieht durch das liederlustige Schwaben an die Länder am Bodensee und fortfliegend durch die Tiroler und Steirer Alpen seine letzten Ländler tanzt an der ungarischen Gränze im fröhlichen Wien.

#### IV.

### Mus der Fasten.

München, im März 1842.

Die vierzigtägige Fasten, die Zeit der Gastmähler und der Concerte, ist nun vorüber. Die erstern wollen wir billig unerörtert lassen und den andern beeilen wir uns rühmend nachzusagen, daß sie auch dieses Jahr von dem veredelten Geschmaç in der Musik dahier Zeugniß ablegten, wie denn die Aufführung der Passionsmusik von Sebastian Bach, welche am Palmsonntag stattfand, als strahlendes Wahrzeichen dieser Richtung dasteht. Die Charwoche in ihrer stillen Feierlichkeit und dem Reichthum ihrer Ceremonien mahnt fast an die Uebungen der Kirchen zu Rom und die innige Herrlichkeit der Miserere's erinnert an die mystischen Schauer in der vaticanischen Sixtina. Die letzten drei Tage wogt in allen Straßen großes Wallfahrersgedränge zu den „heiligen Gräbern.“ Es liegt da in den verdunkelten Kirchen das verschleierte Bild des begrabenen Heilandes in einer hellerleuchteten Tuffsteingrotte, welche mannichfaltiges Schauwerk umgibt, knieende Engel, schlafende Wächter und dergleichen. Oben darüber grünt der Delberg und hinter diesem prangt die gothische Stadt

Jerusalem mit dem Münster Salomonis. Große Glasfugeln, mit farbigen Wassern gefüllt, hinter denen unsichtbare Lampen brennen, werfen seltsamen Schein auf die stillen Beter, die im Dunkel davor knien. Die Auferstehung Christi, in kirchlichen Freuden gefeiert, schließt die Trauerwoche und der Ostermorgen bringt uns geweihte Schinken und Ostereier. Der Ostermorgen ist aber auch der Schlußstein im Vierteljahr der katholischen Kinderfreuden, welches ehemals am St. Niklaustage begann, wo der gefürchtete und doch sehnsüchtig erwartete „Klas“ Nüsse, Äpfel und vergoldete Birkenreisig brachte, nun aber zu Weihnachten seinen Anfang nimmt, weil das holdselige Christkind den polternden Heiligen verdrängt hat.

In jenen Abenden steht auf der hiesigen Christkindeldult unter tausend Lichtern das Höchste, Schönste und Prachtigste aus, was sich die Kinder in ihr Paradies denken, alle Leckerbissen von Nürnberg, alle europäischen Armeen in Blei, rührige Hanswürste, halbgewachsene Puppen und unzählige andere Funtkeleien, und wenn dann der Christbaum abgeleert, so beginnen in den Kirchen und den frommen Bürgerhäusern die Krippenvorstellungen. Die Scene derselben ist eine größere oder kleinere Brettertafel in eine Capelle oder an eine leere Zimmerwand gestellt und mit weichem Moos belegt, durch welches sich reinlichbekiepte Pfade ziehen, während im Hintergrunde das Hochgebirge mit verfallenen Burgen und den Cedern vom Libanon aufragt. In diesen Krippen bringen die sinnigen Pfleger alle ihre poetischen Ideen plastisch an. Da sind z. B. weite Wiesen mit weißen Lämmchen, mit jungen Schäfern und Schäferinnen, welche die Schalmel blasen,

die man aber leider nicht hört. Im abgelegenen Gebirge oben sitzt ein Einsiedler in seiner Clause und liest im Evangelium. Fleißige Landleute pflügen das Feld oder beten ihren Morgensegen im Graze, während ihre Frauen vor den zierlichen Schweizerhäuschen die Butter rühren. Hinkende Bettler stehen an den Wegen und in den Bosceten zeigt sich halbversteckt das abenteuerlichste Gefindel. Auch an Wasserkünsten fehlt es nicht: blühende Cascaden rieseln über die Felsen, Mühlen klappern, Springbrunnen beleben die Gegend und in dem Weiher schwimmen stolze Schwäne. Es ist Schade, daß sich der Sinn für Landesverschönerung, der in den Krippen so kräftig waltet, unter Gottes freiem Himmel nur so spärlich bemerken läßt. Ferner ist da wahrzunehmen, wie tief das Gefühl der Wiedergeburt Deutschlands bereits in die Herzen gedrungen, denn die materiellen Interessen treten auch in den Krippen mächtig auf. So sah man in einer derselben ein Dampfschiff in dem Schwanenteich vor Anker liegen und eine Eisenbahn, auf welcher zu bestimmten Stunden ein langer Wagenzug dahinrollte, zog durch die ganze Breite der Gegend. In diesen reizenden Umgebungen gehen nun die heiligen Geschichten vorüber, die Geburt des Heilands im halbverfallenen Stalle, die Anbetung der drei Könige aus dem Morgenlande — die schönste Vorstellung, mit orientalischer Pracht, mit dichten Heerhaufen von Schwarzen und Mameluken, mit Kameelen und Elephanten — dann der bethlehemitische Kindermord u. s. w. bis zur Hochzeit zu Cana in Galiläa, die den Cyclus unter Musik und Tanz abschließt.

Raum sind aber die leckern Schüsseln des Brautmahles weggenommen, das Tischtuch abgehoben, die Gäste entfernt

und der Speisesaal sammt der ganzen Gegend abgebrochen, so ist die Charwoche herangekommen und nun werden die heiligen Gräber aufgeschlagen. Sind jene in den Kirchen groß und prunkvoll, so sind die in den Häusern klein und heimlich und oft voll lieblicher Eigenthümlichkeiten, mit denen sie die kindliche Phantasie ausgeziert. Wenn aber Christus am Auferstehungsmorgen in der Strahlenkrone, mit dem rothen Fähnlein und dem rothen Mantel auf dem Grabdeckel steht, dann hat er auch schon das Zeichen gegeben, daß die schöne Zeit der katholischen Kinderfreuden vorübergegangen, dann werden auch bald die heiligen Gräber aufgehoben, zu dem Krippenzeug in die Truhen gelegt und auf den Speicher gestellt, um dort zu ruhen bis nächste Weihnachten, wo das Christkind alle diese Seligkeiten wieder mit sich bringt.

In unserer schönen Literatur waltet noch immer jene selbstbewusste Zurückhaltung, deren Verdienstliches wir schon früher hervorgehoben. Dagegen ist uns in diesen Wochen ein Buch von außen zugekommen, welches einen jungen Münchener zum Verfasser hat, der sich in der Vorrede J. J. L.....r zeichnet, ein Name, der leicht zu ergänzen wäre, wenn man weiter gehen wollte, als der Autor selbst. Herr Emil Baensch in Magdeburg hat das Werk nicht ohne viele Druckfehler verlegt und es nennt sich dasselbe: Das Tyroler Bauernspiel. Charaktergemälde aus den Jahren 1809 bis 1816. — Es ist so ungefähr, was man sonst einen historischen Roman zu nennen pflegt. Der Hauptstock der Erzählung ruht in der tirolischen Sturmeszeit, in dem Jahr 1809, und dieser erste Abschnitt ist ein schön gezeichnetes, tiefgefärbtes Bild aus einer

großen Epoche, aus dem Kampfe eines herrlichen Alpenvolkes, das mit klingendem Waffenspiel in die Thäler heruntersteigt, um die fromme Freiheit seiner Berge zu retten. Hier sehen wir den Pässeirer Sandwirth in seiner milden Kraft, den Speckbacher Seppel von Rinn, den schlauen und vertwegenen, den rothbärtigen Capuciner Gaspinger, der so wohlberedt, kampfesmuthig und begeistert war. Da gehen die Schlachten am Berg Isel, der brandrothe Mordtag von Schwarz an uns vorüber; wochenlang hören wir die Sturmglocken läuten, vernehmen die Siegesfreude und den Todesjammer der Tiroler und mitten drin blüht die schöne Liebe des Herrn Joseph von Perkhaimer, gewesenen Candidatus Theologia, nachherigen Schützenhauptmanns, zu der sehr lieblichen Stachelburger Mali, der jungen Gräfin aus dem Etichlande, deren Bruder, der letzte seines uralten Stammes, kämpfend auf dem Berge Isel fällt. So zieht sich der reichverschlungene Faden fort durch Glück und Unglück bis an den Schluß des Jahres 1809, wo die Landsturmanführer zersprengt, vogelfrei, menschenflüchtig sich verlieren und die Erzählung über zerknickten Hoffnungen, gebrochenen Herzen und geliebten Leichen abbricht. Von da führt uns der Dichter in die wonnevollen Flitterwochen des jungen Friedens, in die Zeit, als sieben Jahre nach dem Tage der ersten Iselschlacht Kaiser Franz in der Hofburg zu Innsbruck die jubelnde Huldigung der heimgefallenen Tiroler empfing, als die zehntausend Recken des Landsturms in den rauhen Lodenjoppen und den breiten Hüten vor dem gefürsteten Grafen von Tirol vorüberzogen, wobei die grün und weißen Banner festlich wehten und die freundlichste Maisonne



schien. Da gilt es nun in kurzem Nachtrage zu vollenden. Der Speckbacher Seppel ist Obercommandant der Landwehr geworden und erkennt im Volksgewühle jauchzend den Herrn von Perkhaimer, seinen getreuen Adjutanten, wieder und der redliche Brenauer Toni, der bäurische Dramendichter, der jetzt im Dorfe Sistrans dem Kaiser zu Ehren die heilige Barbara, sein liebstes „G'spiel,“ über die Scene führen darf, was ihm früher verboten gewesen, der spielt jetzt in seiner eigenen Komödie, frommer Begeisterung voll, den Hofnarren und springt mitten aus der Declamation heraus ins Publikum und dem todt geglaubten, plötzlich erblickten Herrn von Perkhaimer um den Hals. So endet die Geschichte in heiterer Lösung, ohne daß jedoch die wehmüthige Melancholie, die der frühere zerschmetternde Gang des Verhängnisses im Leser angestimmt, minder nachempfunden würde.

Was die Ausführung betrifft, so ist die Sprache hin und wieder etwas leicht genommen und an manchen Stellen, zumal wo die Innsbrucker Mühmen, Bettern und Basen nebst anderm armseligen Stadtvolk auftreten, hat sie wenigstens unsern Geschmack nicht getroffen. Wenn aber der junge Poet diesen Stadt- und Stubenhumor abstreift, wenn er uns hinaufgeleitet in die bäuerliche Einsamkeit des Giggelbergerhofs oder auf die freien Höhen der Tiroler Berge, „diesen Dom des lieben Gottes, wo er die marmornen Wände gethürmt, das Himmelsgewölbe darüber gespannt, die grünen Fronleichenstücher ausgebreitet auf alle Altäre und seine schneeweißen Linnen gelegt über diese“ — oder wenn er uns in die Bergschlachten führt, durch Wunden und Tod zum Sieg, da wird seine

Sprache meisterhaft und klingt vortrefflich. Der Eindruck des ganzen Buchs gemahnt uns an jenes großartige Bild von Mende, welches eben diese Zeiten zurückruft und uns einen blutigen Morgen zeigt in einem brennenden Tirolerhause, aus dem die hartbedrängten Schützen standhaft hinausfeuern auf die Feinde, wo die Buben am Ofen aus dem Fensterblei Kugeln gießen und in der Mitte zum Tode verwundet der junge Bauer und Hausherr liegt, vor dem sich in namenlosem Jammer die schönen Tirolerinnen niederwerfen, Gattin, Schwestern und Bäschen, der blinde, verzweifelte Vater und die unmündigen Kinder, während der rothbärtige Capuciner, glaubensstark und ungebeugt, vor dem Sterbenden steht, um ihm die heilige Wegzehrung zu reichen. Wir sehen in diesem Bilde und in jenem Buche zwar den nutzlosen Muth und das unüberstehliche Unglück, aber auch die Zuversicht und das Vertrauen auf eine schönere Zukunft über Leichen und verbrannten Hütten, so daß wir uns ordentlich erhoben fühlen. Es kann überhaupt nicht schaden, wenn der Bürger in seinen Nebenstunden die Geschichten jener Zeit durchliest, um sich zu erinnern, was er für den angestammten Herrn schon ausgestanden hat. Die Fürsten aber werden, wenn sie ein Auge darauf werfen, sich vergegenwärtigen, was die Völker in bösen Zeiten erdulden um ihretwillen und sich dabei ermuntern zur Festhaltung an den Versprechungen, die sie damals gegeben, damit nicht etwa hinter dem wälschen Drucke eine einheimische Schwüle heraufziehe, um jenen zu ersetzen. Der unermesslichen Noth gegenüber, die jene Treue und Anhänglichkeit heraufbeschworen, ist es schwer zu sagen: jetzt sind wir wieder quitt.

## V.

## Des Kronprinzen Hochzeit.

Im October 1842.

Bei uns ist alles voller Freuden — die fröhlichste Aufregung geht durch alle Gassen der Stadt, von einem Ende des Reichbildes bis zum andern, vom Erdgeschoß bis ins Dachstübchen. Der Reigen unserer Feste ist eröffnet seit dem Tage, als die junge Kronprinzessin ihre neue Heimath in unsrer Königsburg betrat. Daß die liebliche Braut, die Prinzessin Maria von Preußen, mit herzlichem Willkomm werde aufgenommen werden, war vorauszusehen, aber die jubelnde Aufgeregtheit bei ihrem Empfange war am Ende doch noch überraschend. Es war in der That ein schöner Tag, als selbst die kolossale Ludwigsstraße zu eng wurde für die Tausende, welche im Sonnenschein auf- und abwogten, die voll Freude und Spannung durch einander drängten in der festlich geschmückten Gasse, aus deren Fenster ungeheure Banner flaggten. An ihrem Anfange, wo das Gebiet der Stadt beginnt, war dagegen ein grüner Triumphbogen erbaut, auf welchem der Willkomm zu lesen, den die Harrenden der Erwarteten, längst Ersehnten mit Herz und Mund entgegen trugen. Alle die Freudenbezeugungen der Städte, der Märkte und Dörfer

an der Straße — noch im letzten Ort, zu Schwabing, standen die Landleute mit einem sinnigen Gruße bereit — alle diese Huldigungen hatten die Ankunft etwas über die angesagte Stunde verzögert; endlich aber ging ein froher Ruf durch die Menge, welcher deutlich kundgab, daß der rechte Augenblick gekommen sei. Ueber dem bunten Gewimmel sah man die Helme der Kürassiere funkeln, die dem Zuge voranritten, die Gasse öffnete sich, die Reiter zogen vorüber, der Wagen nahte, ein tausendfaches Willkommen stieg donnernd auf und in offenem Biergespann erblickten wir an der Seite der Eltern, des Prinzen Wilhelm von Preußen und seiner Gemahlin, ein holdes jugendliches Frauenbild, lieblich geröthet von der Aufregung des Tages, mit zauberhafter Freundlichkeit die Bürger grüßend, die sie jubelnd in ihre Stadt geleiteten. Es ist unter allen, die da waren, nur Ein Entzücken über die frohe Feierlichkeit dieser Stunde, nur Eine Freude über die anmuthige Persönlichkeit der schönen Fürstin.

Der Vollständigkeit nach wäre nun zu erzählen, wie sich von da an Feier an Feier drängte; es wäre der reiche, noch lange nicht endende Kranz der großen und kleinen Feste zu besprechen, die vom Hofe, von der Stadt, von den Familien gefeiert wurden, werden und werden sollen, die hohe Vermählung selbst, die Theaterstücke, Festspiele, beleuchteten Häuser, die Bälle, Gastmähler und Bankette — in dessen haben davon andere schon ziemlich Erwähnung gethan, und wir wollen daher, um bald zum heutigen Festtage zu gelangen, nur etwa den unendlichen Jubel hervorheben, der an dem Abend erscholl, als die hohen Neuvermählten zum erstenmal das Theater besuchten und an die Brüstung

der königlichen Loge vortretend, sich dem zahllosen, glänzenden Publikum zeigten — diesen Jubel, der gar nicht mehr zu beschwichtigen, in immer neuen Salven aufschlug und nur spät erst die Trompeten nach langen fruchtlosen Versuchen zu Worte kommen ließ. Seit drei Tagen ist nun auch die ganze Stadt hochzeitlich aufgeputzt. Von den Firsten herunter senken sich mächtige Fahnen, blau und weiß, schwarz und weiß, in die volkreichen Gassen, und an den Wänden hinauf von unterst bis zu oberst blühen freundliche Ziergärten mit Bildern, Namenszügen, Wappenschilden, mit Flaggen, Tapeten und anderm prangenden Ornate ausgelegt. Manche Fronten sind so reich und zierlich, so prachtvoll und so glänzend, daß man glauben sollte, das Portal führe unmittelbar in einen Feenpalast — am besten von allen Gegenden der Stadt hat uns aber der feierliche Schrankenplatz gefallen.

So stehen wir denn am heutigen Tage, den die Freude der Bayern über die Hochzeit ihres Königssohnes so bedeutend und so volksthümlich verschönt hat. Wir haben nun vor Allem der sechszunddreißig Brautpaare zu erwähnen, welche die acht bayerischen Kreise ausgestattet und hieher gesendet haben. Es war gewiß ein preiswürdiger Gedanke, alle Gauen des Landes durch solche Festgesandte an der Feier und an ihren Freuden theilnehmen zu lassen. Die Idee hat hier höchlich angesprochen und ebenso groß als die Freude unsrer Landsleute sich als Hochzeitsgäste in der wunderreichen Hauptstadt zu finden, war wohl die Neugier der Münchener, sich die Stellvertreter aller Gebiete des Königreichs im Feierstaate gegenüberzusehen. Heute früh zehn Uhr war nun die bestimmte Stunde, wo

der Festzug vom Rathhaus herunter über den Schrankenplatz und durch die Kaufingerstraße zur Trauung in die Kirche ziehen sollte, und so stand denn geraume Zeit vorher schon auf dem Platze und in der Gasse unzähliges Volk.

Endlich kommt der Zug. Voraus ein Bannerträger mit der Fahne von München, dem Mönche im goldenen Felde, und dann die Bergschützen von Lenggries und Wackersberg, über hundert Mann stark, mit ihren Spiel-leuten, welche die Schwegelpfeife bliesen und die Trommel rührten, prächtige Hochländer mit buschigen Schnurrbärten und rothen Backen, in ruhig fester Haltung einhersehreitend, mit grünen Röcken, den grünbebänderten Hut mit den Spielhahnsfedern und dem Gemsbarte auf dem Haupte, den sichern Stützen im Arm.

Auf die grünen Schützen der Berge folgten also die sechsunddreißig Hochzeitszüge. Die Brautleute erschienen mit ihren Brautführern und Hochzeittadlern, den jugendlichen Kränzeljungfern, mit dem Ehrenvater, der Ehrenmutter und den Gästen — alle zusammen an vierhundert Personen. Einzelne Genossenschaften waren zu Fuß, andere saßen in langen, reichverzierten Wagen, die von vier stolzen, urkräftigen Rossen gezogen wurden. Da gab es viele wunderliche Trachten zu beschauen, die zum größten Theil noch jetzt im Ansehen sind, wenn auch hie und da mit lobenswerthem Tacte um einige Decennien zurückgegriffen wurde, um alte funkelnde Prachtstücke, die jetzt außer Uebung gekommen, wieder glänzen zu lassen. Es wäre aber zu große Arbeit den farbenreichen Zug nach all seinen Gewandstücken zu schildern und die sechsunddreißig Landsmannschaften gesondert abzumalen, und so wollen

wir denn nur einzelne herausheben mit der Bitte, sich der übergangenen halber in dem gedruckten Verzeichnisse Rath's zu erholen, wo sie alle der äußerlichen Erscheinung nach verewigt sind.

Zuerst kam also der elegante Brautwagen der Landeshauptstadt, von welchem die hübschen Töchter von München herablächelten, die zierlichen Gestalten mit dem blitzenden Kieglhäubchen und dem reichverschmürten Nieder, an dem die hundertjährigen Hecthaler hängen. Mit den Oberbayern erschienen auch die Reichenhaller, denen die heimathlichen Bergschützen das Geleit gaben, mit grauen Foppen und spitzen Hüten. Mit den Mädchen von München in ihrer modernen städtischen Zierlichkeit mochte man die Hochzeiterin von Schrobenuhausen, „der Stadt an der stillen Paar, treu dem Königshause immerdar“, zusammenhalten, die in alter bäuerlicher Pracht, die Haare gepudert und abwärts mit rothen Bändern in einen dicken Zopf geflochten, eine schwere, weitausgreifende Krone auf dem Haupte trug. Nach dem Brautpaare aus dem Gebirge von Rosenheim fuhren die rothjackigen Jungen von Straubing, die mächtig auf ihren Trompeten bliesen, stolz auf ihre Hochzeiterin, die auch in rother Jacke prangte. Hierauf in offener Kalesche die Passauer, die schönen Mädchen von Passau mit den goldenen Hörnern auf den Köpfchen, sämmtlich jenes berühmten Schlagcs, der am Innstrom erblüht von seinen Quellen im Engadein durch Tirol und durch das bayerische Hügelland hinunter bis zu seinem Einfluß in die Donau. Dann die Rottthaler Bauernjungfern mit kusenförmigen Kronen von Flittergold und nach diesen die ferne Pfalz in städtisch züchtiger Einfachheit —

den Reichthum ihrer Herzen beweist das Geschenk der Burg Hambach, das die Pfalz am Rhein in diesen Tagen dem Königssohn zu Füßen legte. Ferner die Oberpfälzer von Kemnath, wo der Bräutigam mit dem Säbel zur Hochzeit geht; die Mädchen mit hohen, dünnen Cylindern auf dem Scheitel, welche seltsam nickten, und die Hemauer, denen der Brautführer das Schwert vorantrug. Mit den Oberpfälzern waren sechsundsiebzig Bergknappen gekommen, die nun in schwarzer Bergmannstracht, den Hammer im Arme, in Reih und Glied vorüberzogen, ihre Trompeter voran — ein in unserer Ebene selten gesehenes Corps. Dann folgten die Bambergerinnen mit den gigantischen Barthauben, und wieder in offenem Wagen die Rathsherren von Kronach in schwarzem spanischem Gewande mit goldenen Ketten, sehr stattlich anzusehen — ein beneidenswerthes Bild für alle andern schwarzfräckigen Rathsherren unserer Zeit. Hierauf die kräftigen Männer aus dem oberfränkischen Mistelgau mit breiten schwarzen Hüten in alteigenthümlicher Landestracht.

Aus Mittelfranken waren die Knoblauchsbauern da, die um Nürnberg wohnen und große Blumenfreunde sind — aus Unterfranken waren Hochzeitleute von Würzburg gekommen und feine Mädchen damit, mit niedlichen Florhäubchen geschmückt, in weiße Stoffe gekleidet, leicht und elfenhaft und wohl berechtigt mit den Töchtern von München und Passau um den Preis der Zierlichkeit zu ringen. Diesen folgte ein Hochzeitzug aus dem reichen Schweinfurtergau, wo das Frauenvolk hohe kegelförmige Hauben trägt, deren Ausläufer als breite Bänder über den Rücken flattern. Die Mädchen dieses Gaues erfreuen sich besonders



schwächtiger Füßchen und behaupten mit koketter Ironie, sie hätten nicht Geld genug, sich große Schuhe machen zu lassen.

Den Schluß bildeten die Schwaben. Zuerst ein Zug von Trompetern aus Augsburg in altdeutschen Sammetröcken und Baretten, dann die zwei Brautzüge aus der alten Augusta, zweiunddreißig Personen. Die Frauen von Augsburg trugen noch die goldenen, reichsstädtischen Boggelhauben, die Mädchen von Kempten aber jene riesenhaften scheibenförmigen Gebäude, die sie Radhauben nennen. So zogen also in spannender Mannichfaltigkeit der Gewänder, glitzernd in Gold und Silber und in reichem Spiel der Farben die jungen Brautpaare, ihre Verwandten und Landsleute in die Kirchen zur Trauung. Von den Dächern herunter wallten ihnen die Festbanner entgegen, aus den bekränzten vollen Fenstern bewunderten sie die Herren und Frauen, auf der Gasse freute sich unzähliges Volk an den stattlichen Männern und den anmuthigen Jungfrauen, welche lächelnd vorüberfuhren, während die Trompeten und Waldhörner, die im Zuge reichlich vertheilt waren, erimuthigend dareinschmetterten.

Als sie, die Katholiken in der Michaelkirche, die Protestanten in der ihrigen, getraut waren, kamen sie wieder zusammen und begaben sich allertwege durch dichtes Gedränge des Volkes in den Pshorrkeller, wo ihnen in dem weiten Raume ein Mittagsmahl bereitet war, das die Stadt München gab, welche überhaupt die Honneurs des Festes mit großartiger Freigebigkeit zu machen wußte. Im weiten Hofe des Pshorrkellers stellten nun die Festordner den Zug wieder auf zum feierlichen Gange über die Theresientwiese. Hier kamen auch die festlichen Sym-

hole hinzu, die ihm die letzte Weihe gaben — alle Landsmannschaften ließen ihre Banner wehen und allen voran wehte die große Fahne mit dem Wappen des Königreichs. Nun ging's freudig hinab in die Wiese, auf welche eine herrliche Herbstsonne herunterleuchtete, und vor's königliche Zelt, wo die Mistelgauer einen heimischen Brauttanz begannen und ihre Jungfrauen weidlich schwangen, zum großen Vergnügen der Hunderttausende, welche auf dem Tanzplatz standen. Dann reiheten sich alle auf die Bänke, die für sie aufgeschlagen waren, gegenüber den königlichen Herrschaften, um das Rennen zu beschauen. Wir unterlassen die weitere Schilderung der Feier, müssen uns aber noch bei dem tiefen Eindruck aufhalten, den der Festzug auf alles Volk, hoch und nieder, hervorbrachte. Manchem Beschauer wurden die Augen feucht und selbst weithergekommene ausländische Gäste bekannten gern ihre Rührung ein.<sup>1</sup> Es ist das Volksthümliche, das so wirkt, die Freude an der Art des eigenen Stammes, der Gedanke, wie viel Schönes und Herrliches, anscheinend Unmögliches sich durch einträchtigen Sinn, durch Liebe und Begeisterung für theure Namen ermöglichen lasse. Es ist etwas Prächtiges um ein volksthümliches Volksfest! Wollte Gott, wir Deutschen alle hätten bald Anlaß, ein großes deutsches Volksfest zu begehen, sei's an den Ufern des Rheins oder der Donau, wo dann die Seemänner von Danzig und die Weinbauern der Pfalz, die Dittmarschen und die Zillerthaler neben einander erscheinen mögen im pangermanischen Festzug!

<sup>1</sup> Namentlich Professor Ludwig Roß aus Athen, der damals auf der Durchreise in München und auf der Festwiese an meiner Seite war.

## VI.

# Sommerleben in Braunenburg.

1864.

Vom mächtigen Inn, von der Thierseer Ache, von der friedlichen Leitzach eingefangen dehnt sich im südlichen Bayern ein Alpenstock aus, den ein behaglicher Wanderer in drei Tagen kaum umgehen möchte. Dieser Alpenstock ist reich an Waldungen und an offenen Tristen. Die Sennhütten sind kaum abzuzählen und die Zahl der Rinder ist Legion. Wo du gehst und stehst, begleitet dich das Geläute der Almenglocken, die melodisch hinschallen über Berg und Thal. Die Pfade ziehen entweder in rascher Steigung am rauschenden Bache empor und sind dann etwas rauh und steinig, von Felswänden überragt, von Ahorn und Buchen beschattet, oder sie gehen über sonnige Weiden, die sich ganz sanft und glatt dahinlegen, reich geschmückt mit schönster Alpenflora und umgeben von dunklem Hochwalde — mitunter so still und einsam, so feierlich und ahnungsvoll, als wehte noch der Geist der alten germanischen Waldheilighümer über sie hin. Dieses Zusammenspiel aller Elemente schöner Gebirgslandschaft bringt oft wundervolle Wirkungen hervor, zumal da sich mitunter gar herrliche Blicke in andere Bergketten oder in

die Ebene aufstun. Obgleich diese Alpenlandschaft meistens mild ist, die Wege selten beschwerlich, die Schauer der Gletscherwelt gar nicht vorhanden sind, so zeigen sich doch einige Ungethüme, die daselbst auffahren und welche, obwohl rauh und wild, sich doch zu großer Beliebtheit emporgeschwungen haben. Es sind dies z. B. der vielbesungene Wendelstein, der die Gegend von Mibling und von Rosenheim beherrscht und sehr oft bestiegen wird; der Brinnstein in der Madorfer Gemeinde, der allmählich mehr und mehr Besuch erhält und von Vielen, was den Glanz der Aussicht betrifft, dem Wendelsteine vorgezogen wird, so wie noch andere minder erhebliche Häupter.

In diesem Hochlande steht weder Flecken noch Dorf, auch kaum eine Kirche, sondern nur hin und wieder eine kleine Bergkapelle, aber an seinem Rande finden sich viele hübsche und wohlhabende Ortschaften. An der Abendseite z. B. liegt das idyllische Bayerisch-Zell, wo in alten Zeiten ein kleines Kloster war, das die Wildniß zu bezwingen gegründet, später aber nach Scheiern verlegt wurde; ebenso Fischbachau in dem stillen Thal der Leitzach, gleichfalls eine Stelle alter Andacht, mit der weitbekannten Wallfahrt am Birkenstein, ein kleiner, aber schön gelegener Ort, wo viele Jahre lang der gute alte Förster Bloner eine fröhliche Gastfreundschaft übte und das Lirerl seine wunderschönen Almenlieder sang.

Viel lebendiger, als diese geräuschlosen Thäler sind im Sommer die Dörfer, welche am Fuße des besagten Bergstocks dem Inn entlang liegen. Die Eisenbahn, die an ihnen vorüber nach Innsbruck zieht, trägt zu dem regeren Verkehre mächtig bei. Ueberdies winken ver-

schiebene Reize, die nicht gerade von der Landschaft abhängen. Gerne fliegt der Bayer, der etwa zu Rosenheim oder Kibling Haus hält, auf einen Nachmittag ins Tirol hinein, um sich zu Ruffstein oder in der nahegelegenen Klause einmal eine gute Stunde beim Tiroler Wein zu spendiren — gerne schließt sich der Sommerfrischgast, der von München gekommen, dem heitern Unternehmen an. Auch die Verpflegung in den tirolischen Grenzorten wird sehr gerühmt, und man trifft manchen braven Mann, der die schönen Forellen, die leckern Spielhähne und den edlen Gamsenbraten, so er dort genossen, nicht leicht vergessen kann. Für Andere liegt eine mächtige Anziehung in den Bauerntheatern, welche hier am Grenzsaume Bayerns und Tirols von beiden Nationen mit gleicher Vorliebe betrieben werden. Gewöhnlich wird nur im Sommer gespielt und nur an Sonn- oder Feiertagen. Man gibt dann ein und dasselbe Stück vom Mai an bis Johannis und läßt hierauf ein zweites folgen, welches bis zum Ende der schönen Jahreszeit wiederholt wird. So gab man während des letzten Sommers im tirolischen Niederndorf anfangs: „Die Grafen von Hohenstein oder Die Sklaven in Aegypten“; nach diesem aber: „Graf Ubaldo von Treuenstein oder Der Rächer am Todtenfarge“, jedes ein „Ritterschauspiel in fünf Acten mit Gesang und Musik.“ Die Theaterzettel der Bühne zu Niederndorf sind noch in alter Weise von bäuerischer Hand geschrieben und zwar mit all den orthographischen Kennzeichen einer ländlichen Feder; die strebsamen Histrionen von Erl dagegen ließen sich die ihrigen auf gelbes Papier nicht unzierlich drucken. Darauf ist zu lesen, daß sich die

Theatergesellschaft „entschlossen habe“, heuer aufzuführen: „Mangolf von Rottenburg oder Der Kampf um Mitternacht. Ein großes Ritterschauspiel mit Geister- und Schlachtenvorstellungen, auch Musik und Gesang in fünf Aufzügen.“ Der Anfang war auf zwei Uhr Nachmittag festgesetzt, die Dauer auf vierthalb Stunden.

Auch historische Merkwürdigkeiten sind hier viele zu finden, aus der Römerzeit und aus dem Mittelalter. Ein gar seltsames Dertlein ist das vorzeitliche Neubeuern mit einem alten Schlosse und noch viel älterem Römerthurm. Es liegt auf der rechten Seite des Inns, fast außerhalb des Verkehrs der Menschentwelt, denn die Landstraße nach Tirol zieht sich auf der linken Seite dem Strom entlang und die junge Eisenbahn befolgt dieselbe Richtung. Früherhin gingen oft Jahre vorüber, ehe den einsamen Bewohnern ein fremdes Menschengesicht entgegentrat, wenn es nicht etwa ein wandernder Scheerenfleiser oder ein versprengter Handwerksbursche war. Jetzt aber treibt der mächtige Trieb der Sommerfrischler, sich gegenseitig auszuweichen, wohl auch hin und wieder einen Culturmenschen in das öde Nest.

Der alten Beste Neubeuern gegenüber, am linken lebendigen Ufer des Stroms, erhebt sich das ansehnliche Schloß von Brannenburg und das gleichnamige Dorf. Ersteres, das schon mancherlei Herren gesehen, ging vor etwa zwanzig Jahren durch Kauf an den italienischen Marchese Pallavicini über, der sich hier so sehr gefiel, daß er eine glänzende Erneuerung der alten Burg zu unternehmen beschloß und diese auch fast zum Ziele führte, bis allerlei Verdrießlichkeiten mit den Eingeborenen ihm

den Besitz verleideten, so daß er ihn jüngst an eine württembergische Gesellschaft veräußerte, welche eine wissenschaftliche Ausbeutung der schönen, dazu gehörigen Wälder vorhaben soll — eine Absicht, die nicht jedermann zu Gefallen ist, am wenigsten den Malern, denen jetzt oft der Gegenstand ihrer Baumstudien fast unter dem Pinsel weggehauen wird.

Dieses Brannenburg genießt schon seit Jahrzehnten den Ruf einer besonderen Annehmlichkeit. Die sanfte Erhebung, auf welcher es erbaut ist, gewährt den meisten der zierlichen Häuser eine malerische Lage, die schönen dichtbelaubten Baumgruppen verleihen dem Orte im Sommer lieblichen Schatten, und die mancherlei Ausflüge, die sich von hier aus unternehmen lassen, erheitern das Leben der Sommerfrischler. Auch ein Wirthshaus steht in dem Dorfe, das von langen Jahren her als gut und wohlfeil bekannt ist und deßhalb schon viele berühmte und noch mehr unberühmte Leute unter seinem Dache gesehen hat. Vor allen haben die Münchner Maler daselbst, wie früher auf Frauendiemsee, gleichsam eine Gerechtigkeit, das gastliche Haus als ihr eigenes zu betrachten und darin ihr fröhliches Wesen zu treiben nach Herzenslust. Davon werden wir am Schlusse noch Einiges erzählen.

In diesem Dorfe ging nun eine gar lebhaft und malerische Scene vor sich, gerade als wir heuer dort einrückten. Es war eben Fronleichnamstag und wir kamen just recht, die große Procession an uns vorüberziehen zu sehen, bekanntlich die höchst gefeierte der katholischen Christenheit. Sie fällt immer auf den Donnerstag nach dem Dreifaltigkeitssonntag, entweder in die letzte Hälfte

des Mai oder in die erste des Juni, also in die Zeit, wo das Jahr am schönsten ist. Am Vorabend schon eilt die Jugend des Dorfes in die üppigen Fluren hinaus und pflückt die Blumen des Frühlings, um sie auf den Pfad zu streuen, den das „hochwürdige Gut“ in der Hand des frommen Kirchenhirten dahintwandelnd wird. Auch der Birkentwald muß seine jungen Sprossen hergeben, um das hohe Fest zu schmücken, welches daher den Forstleuten schon lange nicht mehr recht gefallen will. Mit den laubigen, wehenden Bäumen werden die Wände der Pfarrkirche und die Häuser verziert, an welchen der Zug vorübergeht. Auf dem Lande ziehen diese Processionen durch Feld und Wald, über Berg und Thal auf längst bestimmten Steigen, über welche schon die Processionen der Urbäter geschritten. Von Alters her sind denn auch in jeder Gemeinde vier Orte bestimmt, wo die wandernde Andacht sich zur Ruhe setzt und etwas auspustet. Solche Orte nennt man Evangelien, und es werden dieselben an diesem Tage mit tragbaren Feldaltären zum Gottesdienste zierlich hergerichtet. Meist ist es eine alte Linde oder ein anderer ehrwürdiger Baum, dessen Schatten schon vor langen Zeiten hierzu ausersehen wurde. Die Hauptsache ist aber, daß der Herr Pfarrer in seinem schönsten Ornate, sobald sich der Zug gestellt hat und das Volk auf den Knien liegt, vom Feldaltare herab ein Stück aus dem Evangelium, z. B. den Stammbaum Jesu Christi, singend vorträgt. Alles lauscht den feierlichen lateinischen Klängen, und wenn sie zu Ende, ertönen die Böller, die Blechmusik fällt ein und die Rauchfässer hauchen ihre wohlriechenden Düste aus. Der Gebirgsschützenhauptmann, dessen Com-



pagnie heute in höchster Gala ausgerückt, läßt sein kriegerisches Commando erschallen, und so wallt der lange Zug dahin bis zum nächsten Evangelium und zwar immer mit lautem, wenn auch gedankenlosem Gebete und mit hellem Gesange der Schuljugend und der ländlichen Bassisten, die der Lehrer im Hymnenvortrag eingeübt.

Hoch darüber wehen im Winde die Kirchenfahnen, kleine, meist rothe Wimpel an himmelhohen bemalten Stangen, welche zu tragen, wenn die Luft nur etwas bewegt, eine wahre Herculesarbeit für die rüstigsten Leute der Gemeinde ist. In vielen Dörfern besteht auch unter dem Vorsitz des Kaplans ein Jungfernbund, dessen Gelübde aber für die Genossinnen nicht sehr drückend sind. Es versteht sich von selbst, daß an solchen Tagen auch dieser in die Erscheinung tritt und zwar in seiner ganzen Lieblichkeit. Die Mädchen tragen dann im blonden Haare duftende Blumenkränze und sind sämmtlich in die Farbe der Unschuld gekleidet. Sie gehen paarweise mit gesenkten Augen, etwa einen Lilienstengel in der Hand, vor dem hochwürdigen Gute einher. Den kräftigsten unter diesen Jungfrauen wird auch die Ehre zu Theil, die Heiligenbilder zu tragen.

Auf jedem Altar in der Kirche — es sind deren gewöhnlich drei — steht nämlich Jahr aus Jahr ein ein hölzernes Bild, welches an solchen Tagen herabgenommen, auf eine Tragbahre gesetzt und so den zarten Schultern der weiblichen Jugend überantwortet wird. Am herrlichsten prangen die Bilder der Gottesmutter, welche in ihrer prächtigsten Feiertagstoilette, mit Seidendamast und Goldbrocat gepußt, über den Häuptern der tragenden Mädchen majestätisch einherschwebt.

Alles dieses aber, was wir bisher beschrieben, zusammengefaßt, ergibt eine Augenweide, deren Reiz sich selbst der eingefleischteste Reher nicht entziehen kann; viel eher wird er zugestehen, daß eine solche Procession für eine Alpenlandschaft die farbigste Staffage ist, die sich erdenken läßt.

Es war ein prächtiges Bild, das sich da darbot. Vor uns zunächst der Kirchturm und die Vorhalle des Gotteshauses, diesen gegenüber aber die Fenster und die hohen Mauern des Schlosses. In der Ferne glänzt der Inn und über diesem erhebt sich als eine Beste aus dem Mittelalter das Schloß von Neubauern und der weithin gesehene Römerthurm. Aus der Dorfkirche tritt so eben unter dem Baldachin im goldenen Rauchmantel der ehrenwerthe Herr Pfarrer, der das hochwürdige Gut, eine goldene Monstranz mit der heiligen Hostie, weisevoll in beiden Händen hält. Vor ihm geht ein anderer Diener der Kirche, der ein Crucifix trägt. Um ihn herum reihen sich die sittsamsten Knaben des Dorfes, heute im weißen Chorhemde, wohl geübt, das Rauchfaß zu schwingen, die Klingel zu schellen und lateinisch zu ministriren. Das Publikum ist, mit einer später zu besprechenden Ausnahme, nur ein andächtiges. Doch sind die Männlein und die Weiblein, die hier betend umherstehen und auf die Kniee gesunken, meist herzugetwandertes, mitunter auch fremdes Volk; denn die Eingebornen erscheinen an solchen Tagen möglichst vollzählig unter den Bittgängern, um dadurch die Länge und die Pracht des Aufzugs zu vermehren. Der würdige Landmann, der dort oben mit gebeugtem Haupte seiner Andacht pflegt, ist also sicherlich ein Berg-

bauer, der seinen entlegenen Hof in der Höhe am dämmernden Morgen verlassen hat und voll hausväterlichen Pflichtgefühls bald wieder zu seinen Kleinen zurückkehren will, obgleich es sich öfter ereignet, daß er vor der offenen Thüre des Wirthshauses seine guten Vorsätze vergißt und der harrenden Gattin erst am späten Abend, wenn auch in rosigster Sonntagslaune, in die Arme sinkt. Der erwachsene Sohn, der zu seiner Seite steht, bleibt vielleicht noch etwas länger an jenem freudenreichen Orte, dem er der großen Entfernung halber nur so selten seine Aufmerksamkeit bezeigen kann; leicht möglich, daß er nicht mehr ganz unbehelligt herauskommt, denn da sich die Gegensätze bekanntlich gern berühren, so hat man schon oft die Erfahrung gemacht, daß die Jugend am Abend desto rauflustiger ist, je andächtiger sie am Morgen gewesen. Von der jungfräulichen Tochter, die in seidnem Kopftuche hinter beiden steht, wollen wir nur das Beste denken. Wenn sie diesem Gedanken entspricht, so trinkt sie vielleicht nur ein frisches Seidel und geht dann rüstig voraus, um die Mutter bei Zeiten zu verständigen, daß ihre Lieben noch im Wirthshaus sitzen.

Die andern schönen Beterinnen sind ebenfalls von der Alm herabgekommen, verrichten ihr Gebet für sich und mischen sich nicht unter die Gemeinde. Wahrscheinlich sind auch etliche Tirolerinnen darunter, die dem bessern Verdienste nach in das menschenarme, aber sattsam nährenden Bayerland gezogen, um da als chrisliche Dienstboten ihre Laufbahn zu eröffnen, die sich mitunter durch eine fröhliche Hochzeit abschließt. Die zierliche Gestalt, welche dort drüben kniet, mit dem Spitzhut, der mit goldenen Schnüren

umzogen, und dem reichen Haargeflechte, sie ist, wie unterrichtete Personen wissen wollen, das liebliche Walperl, des früheren Wirthes Töchterlein, welches von Manchen, außer den Reizen der Landschaft, auch für einen kleinen Magnet der Brannenburger Gegend angesehen wird. Sie ist zwar nicht von der Alm gekommen, hat sich aber wohl sonst ein wenig verspätet und gibt sich jetzt keine Mühe mehr, sich in die Proceßion zu drängen. Die beiden Mädchen auf unserer Seite scheinen dagegen wieder Senerinnen zu sein, ein derber, gutmüthiger, mitunter etwas leichtfertiger Schlag, der zu Gesang und Tanz und Liebe fast noch mehr aufgelegt ist, als zum Beten, Fasten und Almosengeben.

Nicht fern von diesen, doch geschieden durch eine trennende Wand von blühenden Büschen und dadurch gleichsam als ein Wesen aus anderen Sphären charakterisirt, lauert Freund Maler, in seinem leichten Reisegetwand, ein sehr gelungener Gegensatz zu dem Bäuerlein, das in seinem zopfigen Feiertagsrock auf der anderen Seite steht. Des Malers Ausdruck ist etwas herrschend und imponirend, womit wir aber nicht sagen wollen, daß er für sanftere Gefühle ganz unempfänglich wäre. Seine Augen sind dem lieblichen Walperl zugetwendet, ob auch sein Herz es ist, das müssen wir dahin gestellt sein lassen. Seinen Bleistift führt er mit nerviger Hand, der, wie es scheint, nur kräftige Gestalten entquellen können. Wir würden gern einen Blick in sein Album werfen, wenn es erlaubt wäre, ihn jetzt zu stören. Wir würden gewiß nur Schönes darin finden. Gut, Gesicht und der Bart dazu bezeichnen deutlich eine unabhängige, geniale Richtung auf politischem,

wie auf artistischem Felde. Sicherlich dürfen wir noch Großes von ihm erwarten.

Brannenburgs städtische Insaßen, die in schönen Sommern sehr zahlreich sind, theilt man nach dortigem Schema in Maler und Luftschnapper. Letztere sind solche, welche, etwa der Kanzlei oder dem Comptoir entflohen, sich lediglich in den gesunden Lüften des Hochlands gütlich thun und an dem lustigen Leben der Maler freundlich Theil nehmen wollen. Misanthropischen Leuten ist der Aufenthalt im hiesigen Orte mit nichten zu empfehlen, denn die Landschaftler und die Historiker treiben hier gar arge Narreteien und führen mitunter einen so absonderlichen Lärm auf, daß der traurige Griesgram in seinem einsamen Bettlein vor Mitternacht oft kein Auge zudrücken kann. Besser also, wenn er seinen Weltschmerz vergißt und bei ihren heiteren Spielen selber eine entsprechende Rolle übernimmt. Hier gibt's gefellige Scherze, Mummereien, Maskeraden aller Art. Nicht leicht kommt ein einigermaßen bedeutendes Licht aus der Künstler- oder sonstigen Welt ins Dorf, es würde denn in allegorischer Weise und mit Gedichten, Gesang und Trinksprüchen empfangen. Stammt es aus Berlin, so tritt eine schöne Frau als Borussia angethan vor ihn hin und übergibt ihn weinend, aber mit Segenssprüchen ihrer entlegenen Schwester Bavaria. Zieht die Berühmtheit wieder ab, so erscheint Frau Bavaria und händigt sie mit bitteren Abschiedsthränen ihrer Schwester Borussia aus oder, wenn sie nach Rom pilgern will, ihrer geliebten Freundin Italia, welche sie herzlich bittet, auf den Gast wohl Acht zu haben, damit ihm keine Unannehmlichkeiten begegnen. Der Schauplatz für derlei

Luftbarkeiten ist gewöhnlich der Tanzboden im Wirthshause. Heute ist da maskirtes Caroussel, morgen Circus, wobei die gewandtesten Reitkünstler, als Monsieur Renz oder Monsieur Carré verkleidet, auf einem hölzernen Pegasus die haltsbrechendsten Wagstücke vollziehen. Zum Lohne für die Wackeren fängt dann der Wirth auf seiner Geige zu spielen an — „bis knisternd strömt Feuer um Saiten und Hand“ — und sofort fällt auch ein benachbartes Clavier ein, und der entzückte Hörer beiderlei Geschlechts fühlt sich plötzlich von den Schwingungen einer ländlichen Tanzmusik getragen und gehoben, welche bald Alles ihrem Zauber unterthänig macht.

Es versteht sich, daß an schönen Tagen namentlich die Luftschnapper aus dem Dorfe ziehen, um in der Umgebung Ausflüge zu unternehmen oder die winkenden Berghäupter zu erklimmen. Wohin diese Züge gehen, das wollen wir nicht weiter ausführen. Einige Orte haben wir schon berührt — alle können wir nicht erwähnen. Nur damit er nicht geflissentlich vergessen scheine, wollen wir noch des nahen Petersbergs gedenken, einer waldigen Felsenspitze, auf welcher ein uraltes Münsterlein und ein Priesterhaus stehen, wo man gut erquickt wird und viele Meilen weit ins Land hinaussehaut. Auch zum „Tazeltwurm“ am Audorfer Berg sind's nur dritthalb Stunden, und es führt ein sehr angenehmer Pfad dahin, bald sanft ansteigend im Waldschatten, bald über die friedliche Einsamkeit der grünen Tristen. Unter dem Schild des Tazeltwurms haust der alte Schweinsteiger, ein bescheidener Freund der deutschen Wissenschaft und ihrer Pfleger, sonst licenzirter Bierchenk und Hofbesitzer, dessen seltsame Schicksale schon

Manchen, der nicht an alle Möglichkeiten gewöhnt ist, überrascht haben sollen. Ihm zuerst in der ganzen Nation kam einst der Gedanke, ob man sich nicht ein Verdienst erwerben könnte, wenn man müde Wanderer und Pilger auf einem vielbetretenen Bergwege mit Speise und Trank erquickte. Dieser Gedanke, der in der Schweiz schon etliche Tausendmale durchgeführt ist, kam aber unsern Beamten und andern Leuten so in die Quere, daß sie dem kühnen Denker einen Schabernak nach dem andern spielten und ihm allmählich fast das Leben verleideten. Indessen hat er's zuletzt doch durchgesetzt und seine gastfreundlichen Ideen mit hoher obrigkeitlicher Erlaubniß im feurigen Tagelwurm verwirklicht. Seitdem haben sich auch alle Gebildete unsers Volks im Geiste um den wackern Dulder geschaart und erweisen ihm die Ehre ihres Besuchs so oft sie nur können, so daß sein herrlich gelegenes Häuslein stets besetzt ist von wandernden Gelehrten, Dichtern und andern Edlen, die sehr gern an seinem Lagerbier nippen und seinem Ansbacher Schinken anerkennend zusprechen. Das Fremdenbuch, das er angelegt, weist schon manchen namhaften Pilger auf und darf vielleicht in kurzer Zeit selbst culturhistorische Wichtigkeit in Anspruch nehmen.

Wenn sich nun früh am Tage die fröhlichen Lustschnapper zu Brannenburg rüsten und mit den Frauen und Jungfrauen, mit dem Alpenstock in der Hand und dem Proviantranzen auf dem Rücken, sich zum Ausfluge vor der Herberge sammeln, dann ist ein schwerer Moment für den jungen Maler gekommen, der voll der besten Vorsätze so eben aufgestanden ist und mit seinem Malkasten und seinem ungeheuren Parapluie z. B. auf die Schwarzlack

emporsteigen will, um dort die interessanten Waldstudien abzuschließen, die während der letzten Regentage so schmerzlich liegen geblieben. Wenn nämlich der Maler im Vorbeigehen stehen bleibt und die guten Gesellen betrachtet und die heiteren Frauen und die lachenden, schäkernnden Fräulein, die sich alle auf die hohen Astenhöfe freuen oder auf den Riesenkopf mit seiner unermesslichen Aussicht, dann wird ihm wind und weh um's Herz und es beginnt ein Seelenkampf der peinlichsten Art, der aber doch gewöhnlich einen guten Ausgang nimmt. „Ach ja,“ pflegt dann der Jüngling mit seinen guten Vorsätzen zu lispeln, „die Partie ist doch gar zu reizend, die Gesellschaft gar zu niedlich, und Wälder finden sich wohl immer wieder“ — und wenn er dieses einigemal leise gelispelt, überreicht er Malkasten und Parapluie der Kellnerin zum Aufheben, bis er wieder komme, und dann gibt er der Gesellschaft erröthend zu erkennen, daß er sich auch ein bißchen anschließen werde, worauf ihn dann diese Beifall klatschend als ihren Genossen aufnimmt. Und so lassen wir sie denn jetzt im Frieden ziehen und werden uns freuen, wenn sie am Abend jubelnd über den wonnigen Tag wieder heimkehren.

---



## VII.

### Das Theater zu Kiefersfelden.

1867.

Bedeutendes nicht leisten könnend, suchen wir doch mitunter im Kleinen zu nützen und die Augen der Denkenden auf Beachtenswerthes hinzurichten. Deswegen hat uns schon mannichfach eine Blüthe des bäuerlichen Idealismus beschäftigt, welche, auf eigener Flur entsprossen und von den einfachen Gemüthern gern gepflegt, unter günstigen Sternen noch sehr genießbare Früchte zeitigen könnte. Wir meinen hier die ländliche Schaubühne oder das Bauerntheater, welches fast das einzige Ueberbleibsel ist aus einer frühern, reichern Zeit, wo auch der Landmann noch seinen Theil nahm an dem geistigen Leben der Nation und an den Wissenschaften, wie sie eben damals umliefen, wo er an den alten Sagen und Geschichten noch ebenso viele Freude hatte, sie noch ebenso gut wußte und ebenso gern erzählte, als der Ritter und der „Pfaffe.“

Dießmal nun ruft das Theater in Kiefersfelden unsere Theilnahme an, weil es eben verboten worden ist. Kiefersfelden ist ein weit verstreutes, aber angenehmes, schatten-

reiches Dorf und liegt an der tirolischen Gränze, ein Stündchen unterhalb Ruffstein am mächtigen Innstrom, den ungeheuern Wänden des Wilden Kaisers gegenüber, in einer herrlichen Landschaft. Es ist da auch der Sitz eines bedeutenden Eisentwerks, das „die Kiefer“ heißt. „Daß nun die Schmiede vor andern Handwerkern immer etwas voraus gehabt, ist allen bekannt, welche die Geschichte derselben von der alten Sagenzeit, wo Hephästus und Dädalus glänzen, bis zum deutschen Wieland und von diesem bis auf die neuere Zeit verfolgt haben. Wie ihr Gewerbe ein poetisches, zwischen Wasserstürzen und Feueröfen eingekiltes, auf die Stärke des Arms gebautes ist, so sind auch ihre Geister für dichterische Erregungen leicht zu gewinnen, und unter ihren rußigen Fürtüchern schlägt oft ein phantastisches Herz.“ Darum fand auch die dramatische Muse in Kiefersfelden zu allen Zeiten eine freundliche Aufnahme, und obwohl oft vertrieben, kehrte sie doch immer wieder gern dahin zurück. Daß nun aber ihr Tempel in neuester Zeit von der hohen Obrigkeit abermals verriegelt wurde, gilt den besagten Schmieden als ein trauriges Verhängniß. Ohne von den verletzten Tragöden aufgefordert zu sein, glauben wir hierüber gleichwohl einiges der Deffentlichkeit unterbreiten zu dürfen. Wir entnehmen es einer Beschwerdeschrift, die sie im vorigen Mai gegen den abschlägigen Regierungsbescheid bei der obersten Stelle einreichten, und welche ungefähr folgendes enthält:

„In unsern bewegten Zeiten suchen sich die Stände und die Lebensweisen mehr und mehr zu assimiliren. Leider machen sich aber in dieser Beziehung noch die

schreiendsten Contrasten bemerkbar. Der Landmann hat bereits angefangen, sich städtisch zu kleiden, städtisch zu essen, städtisch zu trinken, überhaupt bei seinem jungen Wohlstand mehr Geld auszugeben, als in der frühern Dürftigkeit; aber es sind nur erst schwache Spuren vorhanden, daß er sich auch städtisch, d. h. gebildet und geistreich, unterhalten wolle. Eben deßwegen sollte aber eine Ausgleichung von seinen Pflegern eher erstrebt als behindert werden. Der glückliche Bewohner unserer Haupt- und Residenzstadt hat Jahr aus Jahr ein Concerte, Bälle, Vorlesungen, Pinakotheken, Wachtparaden, Gungl-Musik und hundert andere Vergnügungen. Dawson, Fräulein Janauschek und die berühmtesten Gäste erscheinen auf den hauptstädtischen Brettern, um ihn „von den Leidenschaften zu reinigen,“ Richard Wagner sucht ihn im Lohengrin, in Tristan und Isolde bei herrlicher Ausstattung auf den richtigen musikalischen Geschmack zu führen; kurz, alles wird aufgeboten nicht allein um ihn zu bilden, sondern auch zu vergnügen, um ihn nicht langweilig und nachdenklich werden zu lassen. Dem Landmann bleibt dagegen zu seiner Bildung und zu seinem Zeitvertreib nichts offen als die gewöhnliche Sonntagsrauferei; denn das Bauerntheater, das sein eigener Instinct verlangt, und das in der That das einzige weltliche Bildungsmittel wäre, da er die Schulkenntnisse im praktischen Leben schnell vergißt — das Bauerntheater wird immer behelligt, verfolgt und unterdrückt. Kein Wunder, wenn sich der Landmann unter solchen Umständen die Frage stellt: warum denn die Stadtleute in allen Freuden schwelgen sollen, und er nur immer in der alten Langweile, und wenn er folgerichtig

verdrießlich und unzufrieden wird. Mit diesen Betrachtungen glaubten wir unsere Beschwerdeschrift einleiten zu dürfen. Ehe wir aber auf die gegenwärtige Bedrängniß unserer Anstalt übergehen, sei es uns vergönnt, einen Blick auf deren Geschichte zu werfen.

„Die Schaubühne zu Kiefersfelden geht in unvordenkliche Zeiten zurück. Wie in Tirol die Landecker Bauern, was wir aus der Geschichte wissen, schon zur Zeit Friedrichs mit der leeren Tasche († 1439) ihr „Spiel“ hatten, so daß der verschollene Herzog auf ihrer Bühne selber als unbekannter Mime auftreten konnte, um die Treue seines Landvolks zu prüfen, so hatten es wahrscheinlich auch schon die Bauern von Kiefersfelden in denselben Tagen. Jedenfalls fand sich da im Jahr 1833 ein altes baufälliges Theater, welches nicht mehr zu benützen war. So machten sich denn drei ehrbare Männer zusammen und erbauten ein neues aus inländischem Holz, das sie kunstlos mit Brettern überdachten. In diesem wandelten wir wie unsere Vorgänger auf dem Rothurn bis zum Jahr 1848, als die Vorstellungen von dem k. Landgericht Rosenheim plötzlich verboten wurden. Was diese so hochgebildete Behörde veranlaßt haben mag, unserer Bildung so unfähig zu sein, ist nicht bekannt geworden. Jedenfalls ist gewiß, daß in dem „finstern“ Tirol dazumal die dramatische Kunst keine solche Todesgefahr zu überstehen hatte, als in dem „aufgeklärten“ Bayern; denn unsere tirolischen Nachbarn, die Bauern von Erl, Ebs, Sewi u. s. w., spielten nebenher lustig fort und rühmten sich mit höhnischem Uebermuth, daß sie in ihrem absolutistischen Oesterreich doch mehr freie Luft hätten, als wir mit unseren

constitutionellen Freiheiten im vielbelobten Bajubarien. Auf unser flehendes Bitten wurde uns dann im Jahr 1850 das Spiel wieder freigegeben, bald darauf jedoch neuerdings verboten. Die Gründe dieses zweiten Interdicts sind aber ebenso unbekannt als die des ersten.

„Nach verschiedenen fruchtlosen Bestrebungen, die uns auch verschiedenes fruchtloses Geld kosteten, wendeten wir uns durch unsere ehrfurchtvollste Vorstellung vom 28. Sept. 1861 an Se. k. Maj. Maximilian II. und, wie zu erwarten, wurde uns vom erleuchteten Thron herab erlaubt, was nie hätte verboten werden sollen. Wir geriethen darüber in eine Stimmung, wie ein junges Ehepaar in den Flitterwochen — wir waren noch nie so vergnügte Unterthanen gewesen — wir fühlten uns voll des innigsten Dankes für unseren geliebten Landesvater und voll Stolz auf unsere bayrische Nationalität, die nun doch wieder auf gleiche Höhe mit der tirolischen gestellt worden war. Mit besonderer Andacht begingen wir damals den kirchlichen Jahrestag der Theatergesellschaft, welcher schon von den Stiftern im Jahr 1833 verabredet und seitdem an jedem Pfingstmontag feierlich in der naheliegenden Otto-Capelle begangen worden war. Wir haben diese Feier auch in den langen Jahren, wo uns das Spiel verboten, nicht eingehen lassen, vielmehr jedesmal die Auslagen aus unseren geringen Mitteln selbst bestritten, da wir, während alle irdischen Behörden uns feindselig waren, doch den Himmel der dramatischen Kunst freundlich erhalten wollten. Wir rühmen uns mit Vergnügen, daß wir in diesem Stück an das höchste Alterthum rühren, wo ja auch die Tragödie mit dem Gottesdienste stets in innigster Verbindung stand.

„So begannen wir denn unsere Laufbahn. Die Aspecten waren günstig, denn wir fanden bald einfältige Diener, polsternde Alte, lauernde Böjewichte, erhabene Könige und Kaiser, so viel wir brauchten, kurz alles, was eine wohl ausgestattete Bühne verlangt. Und waren auch unsere Liebhaber und Liebhaberinnen etwas hölzern und eckig, so fiel das unserem Publikum nicht unangenehm auf, weil es sich gerade in dieser Art selbst wieder zu erkennen glaubte. Für das Repertoire hatten wir beneidenswerthe Quellen. Es lebte nämlich vor dreißig Jahren nicht weit von hier ein ausgezeichneteter Schauspieldichter, Joseph Schmalz, den man nicht mit Unrecht den Shakespeare des Innthals genannt hat. Er war zwar nur ein Kohlenbrenner in Tirol, aber ein Talent, dessen gleichen so bald nicht mehr gefunden werden wird. Von ihm sind noch etwa zwanzig bis dreißig Stücke vorhanden, welche meist jene alten, ewig frischen Märchen behandeln, die dem deutschen Volk vor allem theuer sind, „die vier Haimonsfinder,“ „die heilige Genoseva,“ „den hörnernnen Siegfried“ u. s. w., oder auch jene wunderbaren Sagen, welche von den Kaisern in Griechenland, von den Emirn in Andalusien und andern merkwürdigen Potentaten erzählt werden. Joseph Schmalz unterscheidet sich von den ernstern Dramatikern der Gegenwart, namentlich von der neueren Münchner Schule, besonders dadurch, daß seine Stücke nicht allein belehrend, sondern auch unterhaltend sind. Seine Dramen dauern den ganzen Nachmittag, aber der Zuschauer findet sich nie gelangweilt, sondern nur angezogen, sittlich gehoben und veredelt. Alle seine Stücke sind überdies von der strengsten Moral getragen; die Tugend

wird immer belohnt und das Laster immer bestraft. Der Bauer liebt jene prickelnden Lascivitäten nicht, wie sie heutzutage in den Hauptstädten unter den Titeln „La dame aux Camélias,“ „Orpheus in der Unterwelt“ u. s. w. mit Connivenz einer hohen Obrigkeit dem entnervten Publikum geboten werden.

„Unsere Leistungen zogen denn auch schon manches wohlwollende Auge auf sich. Ein einheimischer Schriftsteller verbreitete sich darüber in seinen „Wanderungen im bayerischen Gebirge“ — einem Buche, das wenigstens im Ausland nicht unbekannt zu sein scheint. Er war unter den Zuschauern als „die schöne Helena (nicht die Offenbach'sche, sondern) die Tochter des mächtigen Kaisers Antonius von Griechenland, oder Rache, Reue und Veröhnung,“ als „Valentin und Ursinus oder das Diamantenkreuz“ gegeben wurden. Seine Schilderungen haben schon manche gebildete Männer und Frauen aus Dresden, Berlin und Hamburg herzugeführt, die nun nach dem ländlichen Schauspiel fragen und nur ausweichende Antworten erhalten, da wir selber nicht wissen, warum wir ihnen diesen Genuß versagen müssen und unsere Obrigkeiten keiner unfreundlichen Beurtheilung aussetzen wollen.

„Durch solche Anerkennungen, wie die oben erwähnte, befeuert, hatten wir nun in Thalia's Dienst drei Jahre lang freudig fortgearbeitet, und wir überlegten schon: ob wir es nicht wagen sollten, einen erhabenen inländischen Gönner der dramatischen Muse zu unsern Schauspielen ehrerbietigst einzuladen, als an einem kühlen Herbstabend des Jahres 1865 der in der Geschichte des deutschen Drama's bisher noch unbekannte Wagnerbauer Franz Larcher von

Kiefersfelden die Schlüssel unserer Theaterhütte abzog, sie einsteckte und mit der Erklärung hervortrat: er werde fürderhin mit seinen Anhängern selber den Kothurn betreten. Wir wurden zwar von guten Freunden aufmerksam gemacht, daß wir uns leicht helfen könnten, indem wir nur andere Schlüssel machen zu lassen brauchten; allein eingeschüchtert wie wir sind, schien uns solcher Ausweg schon gefährlich und wir überließen die Schlichtung dieser unserer Lebensfrage lieber den königlichen Behörden, worauf denn endlich, ebenfalls nach vielen hinausgeworfenen Kosten, vor dem k. Bezirksamt Rosenheim am 21. Februar d. J. ein Vergleich dahin zu Stande kam, daß wir gegen eine Entschädigung von fünfundsiebzig Gulden dem Wagnerbauern, welchen das k. Bezirksamt „die Gesellschaft Larcher“ nennt, die Hütte zu seiner Verfügung überließen.

„Ob aber unser Ruhm oder unsere kleine Einnahme, die wir doch immer wieder auf Ausbesserung der Hütte, Vermehrung der Garderobe, Honorirung einiger Schauspielers und Musikanten, Bestreitung des Theaterjahrtags verwendeten, ob unser kleines Glück den Wagnerbauern nicht mehr schlafen ließ, oder ob er vermöge eines Hangs, der tief im Bauerncharakter liegt, uns nur einfach die Freude verderben wollte, das können wir hier unerörtert lassen.“

Dieß der ungefähre Inhalt der Beschwerdeschrift.

Während der Wagnerbauer nunmehr ausging, sich seine Liebhaber und Liebhaberinnen, seine Ritter und Tyrannen zusammenzufangen, hatte die alte Genossenschaft mit dem Wirth zu Kiefersfelden, der ebenfalls ein Freund der dramatischen Kunst ist und deren hohe Bedeutung wohl



erkennt, bereits einen Vertrag abgeschlossen, laut dessen sich dieser verpflichtete, ihr ein neues Theater zu erbauen. Fortan lebte sie nur nach dem Augenblick, wo sie diese Bretter, „welche die Welt bedeuten,“ wieder betreten dürfte.

Allein — und das ist der grausame Scherz des Schicksals — von den beiden Gesellschaften darf jetzt keine spielen. Als nämlich der schöne Lenz herannahte und beide sich der k. Regierung mit der Bitte näherten: die theatralischen Vorstellungen eröffnen zu dürfen, entfloß jener abermals ein Erlaß des Inhalts: zwei Gesellschaften seien für Riefersfelden zuviel, „ausschlaggebende Motive für die eine oder die andere aber seien nicht ersichtlich.“

In diesem letzteren Punkt erlaubte sich nun die Gesellschaft der Schmiede gleichwohl anderer Ansicht zu sein. „Wir,“ sagen sie in ihrer Beschwerdeschrift, „wir, die Schmiede von Riefer, haben die Hütte erbaut und 1833 die Bühne gegründet — wir haben auf unsere Wag und Gefahr alle Ausgaben für deren Erhaltung getragen; wir haben die kirchlichen Jahrtage bestritten, auch in den langen Jahren, wo zu spielen nicht erlaubt war; unsere Ausdauer hat es nicht ohne große Opfer dahin gebracht, daß die wiederholten Verbote endlich liberaleren Anschauungen Platz machten; wir haben die Garderobe, die Textbücher und die ganze Regie angeschafft; wir haben uns bisher dem Dienst der Muse gewidmet, und nicht allein das Wohlgefallen des ländlichen Publikums, wie der andauernde Besuch darthut, sondern auch den Beifall strengerer Kritiker erworben; wir sind es ferner, die vor nicht so langer Zeit wegen des sittlichen Werthes unsrer Be-

strebungen von dem Herrn Vikar und der Gemeindeverwaltung schriftlich anerkannt und hoch belobt wurden. Wir haben ein altes Herkommen, alte Verdienste für uns und die Präntensionen des Gegners sind von heute.“

„Als der Wagnerbauer im vorigen Jahr zum erstenmal um die Spielerlaubnis bat, entloß der k. Regierung am 4. Juli 1866 ein anderer Erlaß, welcher von der richtigen Anschauung ausging, daß der Gesellschaft Larcher der Nachweis über entsprechende Befähigung mangle. Man sieht auch nicht ein, woher der Wagnerbauer mittlerweile diese Befähigung geholt haben sollte. Weder hat er sich, soweit es ortskundig ist, mit Lessings dramaturgischen Schriften, noch mit Schillers Abhandlungen über die ästhetische Erziehung des Menschen, noch mit A. W. Schlegels Vorlesungen über dramatische Kunst, noch mit irgend einer andern didaktischen Literatur beschäftigt. Ebensowenig hat er Lektionen im Deklamiren genommen oder überhaupt etwas gethan, um seine urwüchsige Bauernnatur ins Theatralische umzugestalten. Er ist noch ganz dasselbe Original wie am 4. Juli 1866. Was dagegen die Befähigung seiner Gesellschaft betrifft, so kann von dieser das gleiche behauptet werden, da sie zur Zeit nur aus ihm selbst besteht.“

„Wenn aber der einen Gesellschaft die Befähigung entschieden mangelt, während sie der andern anerkanntermaßen zur Seite steht, so scheint dieser Umstand doch „ein ausschlaggebendes Motiv“ für die letztere zu sein.“

„Vor allem aber möchten wir im Hinblick auf unsere tirolischen Nachbarn ergebenst rufen: „Die Freiheit wie in Oesterreich!“

Also lautete die Beschwerdeschrift, welche dem k. Ministerium des Innern neuerdings überreicht wurde. Auf seiner osterprobten Weisheit beruhten alle Hoffnungen der tiefgekränkten Schmiede. Es schien unmöglich, daß es, wenn nun einmal nicht beide Gesellschaften zugelassen werden sollten, in seiner Wahl nur schwanken könne. Indessen — es gibt nichts so Unwahrscheinliches, was nicht gleichwohl passiren kann, namentlich im Königreich Bayern. Das Ministerium bestätigte den Erlaß, welcher der Regierung entlossen, und legte dem Verfasser der Beschwerdeschrift wegen seiner unanständigen Schreibart eine Ordnungsstrafe von fünf Gulden auf. Die Schmiede von Kiefersfelden, die Märtyrer ihres Idealismus, sitzen nun trauernd unter den Weiden des Innstroms — die „Gesellschaft Larcher“ triumphirt, daß ihr wenigstens gelungen, den andern die Freude zu verderben. Thalia aber schwebte von Kiefersfelden weinend wieder nach dem Helikon hinan. *Les déesses s'en vont, la bureaucratie nous reste!*

Wenn die dramatische Muse bei den wackern Schmieden so behandelt wird, so kann ich nichts verspüren von den neuen Regungen in den Brüsten unsrer Bureaucratie, nichts von ihrer Sehnsucht nach dem gesteigerten Schulunterricht und der erhöhten Bildung, die uns demnächst glücklich machen sollen.

Der literarische Faden, der durch unser Bauernvolk geht, ist bekanntlich von sehr feiner, kaum sichtbarer Structur. Karl Fernau und Hermann Schmid werden auf dem Land ebenso wenig gelesen, als Poggi's oder Guido Görres' Schriften, und nur unsers Einzelns treffliche Ge-

betbücher haben sich einige Kundschafft erworben. Ob der gesammte Schulunterricht, wie er seit zwei Generationen ertheilt wird, nur das Papier werth ist, auf das der Schulcommissär seinen Prüfungsrapport schreibt, ist, wenigstens für viele Gegenden, noch eine offene Frage. Hunderttausende lernen lesen, lesen aber nichts, lernen schreiben und rechnen, wissen aber davon keinen Gebrauch zu machen. Der best einexercirte Katechismus, die weisesten Verordnungen und die reichlichsten Prügel konnten und können nicht verhindern, daß unser schönes Altbayern an Sonn- und Feiertagen noch immer von den blutigsten Verbrechen raucht. Alle edlern Herzen rufen nach mildern Sitten, nach einer Linderung dieser Noth. Soll man es denn nicht auch mit der Pflege der Muse versuchen dürfen? *Emollit mores nec sinit esse feros*, sagt von dieser ein Poet des Alterthums. Auch in neuerer Zeit hat man bekanntlich die Behauptung aufgestellt: die Bühne habe denselben Zweck wie die Kirche und der Staat, nämlich den Menschen zu bilden, zu heben und zu veredeln. Wenn das „Gspiel“ den Bauern an Sonn- und Feiertagen abhält, sich von Mittag bis zum späten Abend voll zu saufen, wenn es nichts leistet als dieses, so ist es schon aller Begünstigung werth; wenn man ihm aber seine Freiheit läßt, und der Gang seiner Muse, der jetzt ein durchaus sittlicher ist, im rechten Geleise bleibt, so kann es gewiß noch wohlthätiger wirken und ein Namhaftes beitragen, um den altbayerischen Landmann aus jener tiefen Nothheit herauszureißen, die uns alle traurig stimmt, und die so manche seiner guten Anlagen erdrückt.

## VIII.

# Die falsche Mutter Gottes.

Oberbayerische Dorfgeschichte. 1871.

### 1.

(Der Oekonom Johannes Duldenhofer zu Grünau<sup>1</sup> schreibt an Herrn Lorenz Rehböckel, Oberförster zu Markwartstein:)

Grünau, den 15. September 1869.

Lieber Freund Laurentius!

Es geht jetzt schon in den Herbst hinein und da muß ich Dir doch zu wissen thun, daß ich Deinen Brief zu Ostern richtig erhalten habe. Also Oberförster bist Du geworden und geheirathet hast Du auch! Hast lang gewartet, lieber Freund, mit der Oberförsterei und mit der Hochzeit! Um so süßer wird er Dir jetzt vorkommen, der neue Stand, der Ehestand nämlich, und auch die hohe Würde und das nahrhafte Einkommen, welches die Herren Oberförster haben sollen. Hast es längst verdient, behaupt' ich, eine brave Frau und eine hübsche Lebenszehrung,

<sup>1</sup> Der Oekonom Johannes Duldenhofer ist derselbe, der im Jahre 1848 seinem Freunde Lorenz Rehböckel die Geschichte von der alten Trompete in Es brieflich erzählt hat. Siehe Novellen und Schilderungen von L. Steub. Stuttgart. C. F. Scheitlin. 1852.

wobei ich mich Deiner Herzallerliebsten als Unbekannter schönstens empfohlen haben möchte.

Es muß schon lange her sein, daß ich Dir nimmer geschrieben habe, oder weißt Du's schon, daß ich bei der letzten Wahl in der hiesigen Gemeinde Ortsvorsteher geworden bin? Auch sonst bin ich ganz ordentlich vorwärts getrippelt in den letzten Zeiten. Vor zwanzig Jahren habe ich als kleiner Bauernmaler meinen Lebenslauf hier angefangen, hab' aber standhaft gehaust und gespart und das kleine Anwesen nach und nach vergrößert und auf Anrathen meines lieben Betters, der schon ganz hoch in der Studi ist, schreib' ich mich jetzt auf altgriechisch bereits Dekonom. In etlichen Jahren wär's möglich, daß ich mich wieder in die deutsche Muttersprache übersehe und dann wird, so Gott will, ein Gutsbesitzer herauspringen. Auch in der Familie selber geht's mir ganz gut. Meine liebe Frau, die ehemalige Lindenberger Burgel, läßt Dich herzlich grüßen und ist noch friedlich und freundlich, wie vor und ehe. Und mein ältester Bue ist in Schleißheim und studirt die Landwirthschaft, und die zwei Mädeln und der jüngere gehen dahier in die Schule und lernen fleißig und wachsen sich ganz ordentlich aus.

Ueberhaupt hätten wir hier das schönste Leben in unserm Dertlein; sonderbar ist es nur, daß gerade die geistlichen Herren, die sonst die Engel des Friedens sein sollen, den Unfrieden und die Hekereien hereinbringen. Du weißt schon, wie wir seit zwanzig Jahren allezeit zu fechten gehabt haben, und ist mir gerade oft, als wenn der liebe Gott alle seine Gesalbten, die er sonst nirgends brauchen kann, zu uns herschickte zu unserer Buß' und Besserung.

Und so haben wir wieder eine schwere Geschichte erlebt mit unserem Vicari, obgleich er ein weitsichtiger Better von mir ist, so daß wir sogar per Du mit einander reden. Von unseren früheren Anständen, die wir wegen unserer Gesellschaft zur „Erheiterung“ gehabt und wegen unserem Cäcilien-Verein und wegen unserem Liebhaber-Theater will ich jetzt ganz schweigen. Einmal hat er uns auch in den „Landboten“ setzen lassen und da wirst Du's schon gelesen haben. Vielleicht hab' ich Dir aber die Geschichten schon erzählt, und wenn nicht, so erzähl' ich Dir Alles, wenn wir wieder einmal zusammenkommen.

Jetzt kommt aber etwas Anderes:

Ich hoffe, Du erinnerst Dich noch an unsere Mutter-gottes mit den sieben Schmerzen, wie sie auf dem Hoch-altar steht und immer so freundlich herunterschaut auf die Gemeinde. Die steht schon eine schöne Weil da droben, lieber Lorenz, nur daß Niemand sagen kann, wie lang. Die ist einmal vor alten Zeiten den Innstrom aufwärts geschwommen in der Nacht und hat einen silbernen Glanz um sich geworfen und hat einen Schrei gethan, worauf dann mehrere arme Hirten, welche in der Nähe ihre Schafe weideten, ehrfurchtsvoll hinzugetreten sind, sie aus dem Wasser gezogen, gewaschen, getrocknet und angebetet haben. Ein guter Glaube gehört freilich dazu, aber daran hat's bei uns nie gefehlt.

Das soll im Schwedenkrieg passirt sein, sagen die Einen, aber die Andern behaupten, noch ein gutes Stückel früher, zu einer Zeit, allwo wir bereits zum großen Theil der lutheranischen Kezerei verfallen waren, was eben die Mutter Gottes bewogen haben soll, sich bei uns einzu-

finden und besser Acht zu geben, daß der falsche Glaube nicht noch mehr auseinandergeht. Die alte Hafnerin aber, die lebt und stirbt darauf, das Bild sei schon bald nach Christi Geburt daher geschwommen und die Mutter Gottes sei lange Zeit die einzige Bewohnerin der Gegend gewesen. Wer Recht hat, weiß ich nicht, und indem wir in unserem Landgericht leider keinen Geschichtsschreiber haben und aus eigenen Mitteln auch keinen halten können, so müssen wir eben solche Sachen denen Gelehrten überlassen.

So viel ist aber landeskundig, daß die Mutter Gottes schon allerhand Wunder gewirkt hat. Fehlt's im Kopf, im Bauch, im Fuß, so verloben sich die Bauersleute, kaufen ein Wachsigürlein oder lassen ein Bildlein malen und hängen es dann um den Altar. Seitdem der Steffelbauern Lise ihr Geliebter untreu geworden ist, worauf ihr das Herz so weh gethan, daß sie ein rosenrothes Herzlein von Jungferntwachs geopfert, weßwegen ihr die Mutter Gottes ihren Hansel wieder zugeführt hat, seitdem geht's wieder ganz stark mit den rosenrothen Herzlein und sieht man so alle Quatember wieder ein neues aufgehängt, aber ganz insgeheim, denn wer ein solches Gebrechen hat, der laßt's nicht gern wissen. Auch für's Vieh ist sie sehr gut, obgleich das sonst dem heiligen Sanct Leonhard seine Sach' ist, und hat ihr schon manche leidende Kuh und mancher franke Ochse seine irdische Gesundheit zu verdanken gehabt, wie das die aufgestellten Wachsigürlein deutlich ausweisen.

Jetzt war aber dem Vicari auf einmal die Mutter Gottes auch nicht mehr recht. Der Widertwillen hat freilich eine ganz besondere Ursache gehabt, und die will ich Dir



jetzt gleich erzählen, lieber Lenzl, und gib nur Acht — es kommt was Feines.

Im Blauen Haring zu Dachsenbach, weißt wohl, war immer gut zehren. In einer halben Stunde geht man über die Tiroler Gränze und dann steht gleich das nette Wirthshaus da. Ist ein prächtiger Keller dabei und gibt allezeit guten Wein. Nicht zu vergessen, daß die jetzige Wirthin früher Pfarrerköchin gewesen ist, und was Speckknödel und Hirnpavesen betrifft, so steht keine auf über sie. Voriges Jahr haben sie auch eine Laube oder Salettel von Waldreben herrichten lassen im Garten draußen, daß man recht schön auf das Gebirge und den Groß-Benediger sieht; denn der Wirth ist ein unternehmender Mann, und weil man jetzt überall vom Fortschritt spricht, sagt er, so hat er für seinen Theil wenigstens ein Salettel erbauen wollen.

Hat auch nicht Unrecht gehabt, denn der Zuspruch macht sich immer besser und in dem Salettel kommen oft ganz noble Leute zusammen. Neulich hat gar der Herr Landrichter und der Dechant mit dem Wirth taroft daselbst. Auch der Vicari ist seitdem alle Wochen etlichemale nach Dachsenbach gegangen zum Abendtrunk. Hat's ihm Niemand übel genommen, denn der Spaziergang ist nicht weit und sehr angenehm, und der Benediger mit seinem weißen Schnee und der Tiroler Wein mit seinem rothen Glanz — es ist schon der Mühe werth, daß man Einsicht davon nimmt.

Aber auf einmal war ein junges Frauenzimmer im Blauen Haring angekommen, ein gar schönes Fräulein, ganz schwarz angezogen, aber blüthenweiß und rosenroth

im Gesicht und lange, dunkle Haare hat sie auch. — Sind mehrere Bauern zu mir gekommen und haben mir erzählt, daß sie sie im Walde gesehen haben, oder auf dem Osterberg, wie sie zeichnet und malt. Und meine liebe Frau ist ihr auch einmal auf der Wies begegnet und ist voller Wunder heim gekommen. Die feine Gestalt, sagt sie, und das feine Gesicht und der schwarze Strohhut drüber, ja man kann's nicht beschreiben, wie lieb sie ist. Und Andere haben sie im Salettel gesehen, wie sie in der Zeitung liest oder ins Gebirg hineinschaut. Und einmal haben sie auch den Vicari gesehen, wie er bei ihr im Salettel sitzt und wie sie mit einander reden.

Aber was jetzt die Leut' zu wispern angefangen haben! Vom Türkenkrieg könnte man nicht mehr ratschen, als von dem Salettel und vom Vicari und von der Andern. Und Jeder hat wissen wollen, wer sie denn ist, und haben die Wirthin wohl duzendmal gefragt. Aber die Wirthin hat sich den Namen nicht merken können, und so oft man sie gefragt hat, so oft hat sie ihn vergessen gehabt. Und so haben wir uns gar nicht zu helfen gewußt, bis zuletzt der neue Postexpeditor gesagt hat: Einen Namen muß sie doch haben und so heißen wir sie halt die schöne Unbekannte.

Aber unser Postexpeditor — weißt ja, wie die jungen Leut' jetzt sind — das ist gar ein feiner. Der hat schon allerhand probirt und ist schon überall gewesen, bis in Amerika hinten, wo die unbekanntten Länder angehen. Ein Stückel Geld hat er von seiner Mutter gehabt — der Thomahansen Wittib von Westerhamm, tröst' sie der liebe Gott! Da hat er aber — er sagt's ganz aufrichtig —

da hat er sich gedenkt, der Bettel macht mich auch nicht reich und da schau ich mir lieber die Welt drum an, und ist auf und davon, fort und fort und hat die fremden Sprachen gelernt und hat allerhand Handelschaft angefangen und nachher, sagt er, hat er 's Heimweh gekriegt und dasselbige Liedel vom Gamselschießen und vom Stiegelspringen, das ist ihm nimmer aus dem Kopf, und so ist er auf einmal wieder da gewesen und hat's in München durchgesetzt und ist Postexpeditor worden bei uns. Und wer weiß, was noch aus ihm wird? Leicht möglich, daß er noch über uns Alle weit hinauffsteigt — denn er weiß von allerhand Sachen und im Zeitunglesen ist er besonders stark. Und etliche scheckete Papierlen hat er auch mitbracht, so amerikaniſche; die sollen nicht übel sein und leicht mehr werth, als acht- oder neuntausend Gulden. Und jetzt einmal ist er gern da, aber er sagt's ganz aufrichtig, daß er's nur probiren will, wie weit man's bei uns bringen kann, und wenn's nicht vorwärts geht, so geht er wieder ins Amerika. Sonst ist er aber ein ganz leutseliger Kund und hat ihn Jedermann gern. Und mit den Reisenden auf der Eisenbahn hat er schon oft die fremden Sprachen gesprochen, so daß wir gar nichts verstanden haben.

Und in derselben Zeit — es möchte wohl um Pfingsten herum gewesen sein — da sitzen wir beim Abendtrunk beisammen und sagt der Schneider-Peterl, der boshafte, der in der „Genovesa“ den Golo spielt, der sagt: „Ja, ja, es muß halt doch was dran sein, an der schönen Unbekannten; jetzt ist sie schon über acht Tag da drüben im Blauen Häring und traut sich fast Niemand hin. Von Ihnen hätt' ich mir mehr erwartet, Herr Expeditor!

Jetzt hocht der Vicari den ganzen Abend im Salettel. Etwas Concurrnz, mein' ich, könnt' auch nicht schaden.

Auf dieß druckt der Expeditor ein Aug' zu und sagt ganz pfißig: „Versteh' Dich schon, Peterl. Für was wäre man denn in Amerika gewesen. Ich mein' schon, daß ich dem Vicari gewachsen bin. Ich habe nur keine Zeit gehabt bis jetzt.“

Nu, wir discuiriren wieder von was Anderem und hat mir gar nicht geschienen, als wenn die Sache eine Bedeutung haben sollte.

Aber, wie die jungen Leut' jetzt sind — kaum sieht der Postexpeditor am andern Tag den Vicari, wie der wieder nach Dachsenbach geht, so schließt er sich gleich an und geht mit. Ob es dem Vicari grad recht gewesen ist, das will ich nicht behaupten, aber sagen hat er auch nichts können.

So kommen sie also in den Blauen Häring und setzen sich zusammen und schauen ins Gebirg hinein. Bald kommt auch die schöne Unbekannte mit ihrem Malerkasten vom Osterberg herunter und geht ins Salettel und sie grüßen einander und fangen einen Discurs an. Da sagt die Andere:

„Heute bin ich in Ihrer Kirche gewesen, Herr Vicar.“

„Ei was,“ sagt der, „wie sind Sie denn da hineingekommen?“

„Nun,“ sagt sie, „ich wollte doch auch einmal das freundliche Grünau besuchen und den Tempel, in dem Sie Ihren Schäflein den Weg zum Himmel weisen.“

„Ja, weisen thäte ich ihn schon, den Weg,“ sagt er, „aber sie wollen ihn nicht gern gehen!“

„Das gute Beispiel könnte da wohl das Meiste thun,“ sagt der Expeditor.

„Aber wie hat Ihnen denn die Kirche gefallen?“ sagt der Vicar.

„Je nun, ich bin vielleicht etwas unbescheiden — viel Schnörkelwerk und kein Geschmaç!“

„Pst, pst!“ sagt der Vicar. „Ich kann nichts dafür!“

„Aber das könnte so leicht anders werden; der Altar ließe sich so leicht renoviren. Das Nöthigste wäre aber eine neue Mutter Gottes.“

„Ja freilich,“ sagt der Vicar, „die alte hat mir nie recht gefallen und eine junge wäre mir auch viel lieber.“

„Und ich habe da eine wunderschöne Idee und die müssen Sie ausführen, lieber Herr Vicar, ja bitte, bitte! Aber ich muß Ihnen zuerst etwas aus unserer Familie erzählen. Vor drei Jahren nämlich ist unsere liebe Mutter gestorben und im letzten Winter starb der gute Papa, ein Maler in München; hat uns wenig hinterlassen, aber mir hat er ein Bißchen malen gelernt und mein lieber Bruder ist Holzschnitzer und Bildhauer in der Stadt, aber jetzt noch ein junger Anfänger. Und wie der gute Papa, unsere letzte Stütze, gestorben, hat mir das so weh gethan und ich bin melancholisch geworden. Und da sagt mein Bruder, ich soll hinaus gehen ins Gebirge und soll mich zerstreuen. Und so bin ich heraus aus der Stadt und zum erstenmale herein ins Gebirg, nach Dachsenbach, wo mir die freundlichen Wirthsleute empfohlen waren. Und hier bin ich sehr gerne und sehr fleißig und zeichne und male Landschaften und Gegenden und hoffe, sie werden schon einen Liebhaber finden, wenn sie einmal im Kunst-

verein ausgestellt sind. Nun aber die neue Mutter Gottes, die sollten Sie meinem Bruder anvertrauen. Ach, ich wäre ganz glücklich, wenn ich meinem lieben Brüderlein einen solchen Auftrag mitbringen könnte. Und der würde sich freuen, eine so schöne Arbeit herstellen zu dürfen und würde Ihnen ein prächtiges Bild schicken mit den schönsten Farben und dem feinsten Gold. Und wenn man damit zufrieden wäre, so würde vielleicht bald der Altar renovirt und dann würde man auch wieder an ihn denken. Und dann kämen Bestellungen von allen Seiten und sein Lebensglück wäre gemacht. Ach, das wäre herrlich! Und nun noch etwas — aber nur im Vertrauen — mein lieber Bruder, ach, er hat mich so gerne und neulich hatte er die heilige Katharina zu schnitzen und da hat er mich abgezeichnet und ihr Gesicht darnach geformt und so bin ich jetzt als heilige Katharina ins Unterland gekommen.“

„Schau,“ sagt der Vicari, „das ist nicht übel, da könnten Sie ja als Mutter Gottes auch bei uns einrücken.“

„Ja, freilich, freilich — da hätten Sie immer ein Andenken an mich, lieber Herr Vicar, so lange Sie noch da sind.“

„Ja, das ist eine schöne Idee,“ sagt der Vicari, „die gefällt mir schon.“

„Möchte doch zu einiger Vorsicht rathen,“ sagt der Expeditor.

„Nein, nein,“ sagt sie, „die alte Mutter Gottes muß fort, sie ist wirklich zum Lachen.“

„Da ist nicht viel zum Lachen,“ sagt der Expeditor.

„O doch,“ sagt sie. „Betrachten Sie nur die steifen Locken die krumme Nase, den schiefen Mund, die schielenden Augen.“

„Ja, ja,“ sagt der Vicari, „und wenn man sie von hinten betrachtet, hat sie auch einen kleinen Buckel.“

„Bei der Mutter Gottes,“ sagt der Expeditor, „schaut der Bauer mehr aufs Herz, als aufs Gesicht.“

„Wie verstehen Sie das?“ sagt sie.

„Ein garstiges altes Bild, das Wunder wirkt, ist ihm viel lieber, als ein schönes neues, das keine Kraft hat.“

„Kann denn die alte Kraft nicht in das neue Bild hineinfahren?“ sagt sie.

„Nein, da fährt sich nichts hinein,“ sagt der Expeditor; „am alten Bild hängt die Wallfahrt, die viel Geld ins Dorf bringt, und in dem Punkt verstehen die Bauern keinen Spaß.“

„Also ist der Eigennutz die Quelle ihrer Frömmigkeit,“ sagt sie.

„Wie anderswo auch,“ sagt er. „Jedenfalls gibt es ein großes Skandal, wenn die Gemeinde nicht gefragt wird, der Vorsteher und der Kirchenpfleger.“

„Ach ja, das ist richtig,“ sagt sie. „Nun, lieber Herr Vicari, fragen Sie doch gleich den Vorsteher und den Kirchenpfleger.“

„Das geht nicht,“ sagt der Vicari. „Die thun mir nichts zuliebe; die sind gar feindselig und böshaft.“

„Wenn man sie das ganze Jahr ärgert und plagt,“ sagt der Expeditor, „so stehen sie allerdings nicht immer zu Befehl.“

„Ach, meine liebe, herrliche Idee!“ sagt die schöne Unbekannte und läßt einen tiefen Seufzer ab.

„Ach was,“ sagt der Vicari, „das bring' ich schon durch, hab' andere Sachen auch schon durchgesetzt. Den Vorsteher und den Kirchenpfleger frag' ich nicht. Wenn die neue Mutter Gottes einmal auf dem Hochaltar steht, so reißen sie die auch nimmer runter. Wir haben genug alte Betischweibern im Dorf, die gerne ein paar Thaler springen lassen; man darf ihnen nur nicht sagen, um was es geht. In acht Tagen habe ich ein paar hundert Gulden beisammen, dann fahren wir nach München und der Herr Bruder macht das neue Bild, und was das Gesicht betrifft, so werden wir nachher schon sehen, ob's gut getroffen ist oder nicht.“

„Ja, das würden wir freilich sehen,“ sagt der Expeditor. „Aber ich protestire doch!“

„Herr Expeditor,“ sagt da die Andere, „Sie fangen an, etwas lästig zu werden. Der Herr Vicari ist jetzt im besten Zug und Sie wollen ihm stets wieder Angst machen. Wenn Sie keine Freude haben an unserer Idee, so wäre es vielleicht besser, Sie ließen uns die Sache allein besprechen.“

Nu, der Expeditor, weil er doch ein guter Altbayer ist, so ist er jetzt recht grob geworden und hat gesagt: „Die Vernunft wird den einfältigen Leuten freilich oft lästig. Uebrigens will ich die süße Eintracht da nicht länger stören und empfehle mich bestens. Adie!“

Der Expeditor kommt also wieder zum Abendtrunk und hat sich gar nichts anmerken lassen. Kommt der Schneider-Peterl, der böshafte, auch und sagt: „Nu, heut haben wir's schon gemerkt, Herr Expeditor, wie Sie mit dem Vicari nach Dachsenbach gegangen sind. Muß



ein schönes Kampfspiel gewesen sein! Haben Sie ihn schon ausgestochen bei der schönen Unbekannten, Herr Expeditor, oder wie steht's denn damit?"

„Peterl,“ sagt der Expeditor und lacht dazu, „Peterl, diesmal mußt mir schon einen Termin geben. Rom ist auch nicht in einem Tage erbaut worden und der Baum fällt nicht auf den ersten Hieb.“

„Schöne Sprüch,“ sagt der Peterl, „ist mir gerade, als wenn ich sie schon einmal gehört hätte.“

„Na, Peterl, heut mußt dich schon vertrösten lassen,“ sagt der Expeditor und bittet sich einen andern Discurs aus und fragt den Schmied-Jörgel, den Kirchenpfleger, ob er schon lang keine Krammetsvögel mehr gefangen hat, wovon er auch ein großer Freund ist.

Wie aber der Abendtrunk geschlossen war, ist der Expeditor mit mir heimgegangen und hat mir Alles erzählt, was sie im Blauen Häring gesprochen haben. Und wie er mir's erzählt hat, so hab' ich Dir's jetzt geschrieben. Und die neue Mutter Gottes, sagt er, das ist eine dumme Geschichte; das geht nicht. Da würden die Bauern alle rebellisch und die ganze Eintracht wäre dahin. Die einen wären für den Vicari und die andern gegen ihn und da gäb' es Streitigkeiten im Wirthshaus und auf der Regelpahn und beim Scheibenschießen und überall und da würde das Nest so langweilig, daß es keine Nachtule mehr aushalten könnte. Und das hat mich wahrhaftig geärgert, sagt er, daß die schöne Unbekannte sich nichts sagen läßt und daß sie sich so an den Vicari hinbündelt und daß sie mich so unfein hat abfahren lassen, wo ich's doch so gut gemeint habe. Aber ich krieg' sie schon noch, alle zwei. —

Und zuletzt sagt er: Jetzt gib Acht, Hansel, jetzt gibt's was. Ich hab' meine Sach' gesagt und sag' jetzt nichts mehr. Aber ich kann mir denken, was jetzt kommt. Halt' dich nur ruhig, Hansel, nur ruhig und laß ihn machen!"

Und am andern Tag hab' ich schon gehört, daß der Vicari in den Häusern sammeln geht und den alten Weibern ihren letzten Nothpfennig abdrückt und unter fünf oder sechs Kronenthalern gar nicht aus dem Haus zu bringen ist. Die alte Hafnerin, die Bettschwester, die hartherzige, soll ihm gar bei dreißig Gulden gegeben haben, und was er von der blinden Rappenbäuerin erwischt hat, das weiß man nicht. Was er ihnen Alles vorgemacht hat, das weiß man auch nicht recht, aber von der neuen Mutter Gottes hat er nichts gesagt, das ist gewiß! Der alten Hafnerin, die alle Mohren katholisch machen möchte, der soll er vorgespiegelt haben, er wüßte ein paar Heidenkinder, die man loskaufen sollte, und der alten Rappenbäuerin, sagt die Oberdirn, hat er einen Büschel Stroh gezeigt, einen halbverfaulten, auf dem der heilige Vater gelegen sei, und hat sie um einen Peterspfennig angebettelt, daß man ihm einen neuen Strohiack kaufen könnte. Und bald darauf ist er mit der schönen Unbekannten und mit all dem Geld nach München gereist und ist etliche Tage ausgeblieben.

Jetzt haben aber die Leute zu wispern angefangen und haben gefragt, was denn der Vicari in München thut und wie er's denn hat mit der schönen Unbekannten und daß er gar Niemand was sagt und daß man nicht weiß, was geschieht. Und dertweil ist auch schon allerhand gemunkelt worden von der neuen Mutter Gottes und etliche

Gutthäterinnen haben ihn gefragt, wie es denn stünde, und da hat er sie ausgelacht und den Schuster=Seppel, der ihn auch gefragt hat, hat er einen Dachsen und den Schmied=Jörgel, den Kirchenpfleger, einen Esel geheißten — nämlich zum erstenmale — aber wie sie ihn vor lauter Neugier wieder gefragt haben, hat er den Schuster=Seppel einen Esel und den Schmied=Jörgel einen Dachsen geheißten, so daß sich keiner mehr ausgekannt hat. Aber das Gerede ist immer lauter worden, daß die schöne Unbekannte unsere Mutter Gottes werden soll, und da haben sich die Weiber furchtbar drüber aufgehhalten und haben den Vicari lästerlich verschimpft.

Was mich betrifft, so muß ich wirklich sagen, daß ich ihn nie angeredet habe und der Expeditor hat es auch so eingerichtet, daß sie nie zusammen kommen sind. Aber beim Abendtrunk haben wir öfter gesprochen von der neuen Mutter Gottes und haben ausgemacht, daß wir sie nicht zulassen wollen. Lieber das größte Spectakel, haben wir gesagt, als daß uns der Vicari wieder hinterrucks so eine eigenmächtige Geschichte anrichtet. Und die schöne Unbekannte, die hat man lang nicht mehr gesehen; die ist wohl in München geblieben bis zuletzt; da ist sie wieder gekommen und ist wieder einmal zu Dachsenbach im Salettel gefessen.

## 2.

Und die Zeit vergeht, und so kommt Maria Geburt herbei, ein großes Fest, wie Du weißt, was hier gar feierlich gehalten wird, und da ist die Pfarrkirche bis um acht Uhr in der Früh verschlossen gewesen, und wie der

Meßner aufmacht und die Leute hinein läßt, da geht der Vicari grad aus der Sacristei heraus und fangt das Hochamt an. Und wie wir Alle in die Kirche hinein kommen, so sehen wir, daß oben über der Mutter Gottes ein rosenrother Vorhang herunterhängt, über dem ganzen Bogen, in dem sie drinnen steht. Haben wir Alle einander angeschaut, hat keiner gewußt, was das bedeutet. Und vorn auf dem sammtenen Betstuhl, wo früher die Frau Gerichtshalterin selig gekniet ist, da kniet ein Frauenzimmer, schön angezogen, in schwarzem Seidengewand und ganz feierlich. Sie hat aber nicht umgeschaut und hat kein Mensch gewußt, wer sie ist. Und die ganze Kirch' ist voll gewesen, lauter Bauersleute aus dem Thal und vom Berg und von der Alm.

Item, das Hochamt ist ganz schön vorübergegangen und der Vicari singt sein „Ite missa est“ und schaut die Gemeinde dabei an, wie es der Brauch ist, und dieweil er so singt, geht auf einmal der rosenrothe Vorhang vor der Mutter Gottes hinauf und da steht statt der alten die neue da — im größten Staat, ganz frisch angemalt und vergoldet, wie noch einmal die Mutter Gottes, wenn sie im Himmel um einander geht.

Was aber jetzt auf einmal für ein Wispern und Räuspern durch die Pfarrkirche gegangen ist, ja, ich könnt's Dir nicht sagen. Die alte Hafnerin aber, die geizige Bet Schwester, hat's am nöthigsten gehabt und die hat die Händ' überm Kopf zusammengeschlagen und hat laut aufgeschrien: Jesus, Maria und Joseph! wo ist mein Geld? wo sind meine Heidenkinder?“

Aber der Vicari war noch gut beim Zeug und fangt

vom Altar aus gleich eine Predigt an und streckt seine Arme auseinander und spricht ganz gemüthlich:

Geliebteste Brüder und Schwestern in Christo! Weil doch unserer lieben Mutter Gottes heute ihr Geburtstag ist, so habe ich geglaubt, daß man ihr eine kleine Freude machen sollte. Der heilige Sanct Niclas bringt ihr so nichts und auf Weihnachten kriegt sie auch kein Klezenbrod und so habe ich mir gedacht, damit sie nicht ganz leer ausgeht und am End recht widerwärtig wird, so könnte man sie heuer einmal wieder neu anmalen und vergolden lassen. Aber das alte Bild wäre so viel Auslagen nimmer werth gewesen und so ist denn lieber ein neues angeschafft worden. Und ich bin überzeugt, daß die Mutter Gottes diese Ehrenbezeigung recht freundlich aufnimmt und uns auch fürderhin recht gnädig und barmherzig bleibt. Amen!

Jetzt ist's aber kein Wispern mehr gewesen, sondern die ganze Kirche ist rebellisch worden und die Weiber und die Männer haben durcheinander geschrieen und man hat sein eigenes Wort nicht mehr verstanden. Ja, ich kann Dir's nicht sagen, wie's da zugegangen ist! Und jetzt sind sie Alle nacheinander aus den Stühlen heraus und sind fürhin in den Chor und haben sich vor den Vicari hingestellt.

Und die alte Hafnerin stellt sich voran und schreit: „Ich bitt' um's Wort! Und wer weiß denn, ob's der Mutter Gottes so viel Freud' macht, wenn sie da von ihrem alten Platz verstoßen wird und kommt ein ganz fremdes Frauenzimmer hinauf.“

„Aber, liebe Hafnerin,“ sagt da der Vicari, „die alte

Mutter Gottes war ja ganz bresthaft und schmutzig und hätte die neue Vergoldung nicht mehr ausgehalten.“

„Was schmutzig“, schreit die alte Hafnerin, „man hätte sie ja leicht waschen können!“

„Ich sag's ja,“ schreit der Vicari, „sie hätte nichts mehr ausgehalten; sie war ja ganz wurmstichig!“

„Was wurmstichig,“ schreit da der Schmied-Jörgel, der Kirchenpfleger, „sie hat ihre Wunder gewirkt, wie vor und ehe.“

„Passirt,“ schreit der Vicari, „es ist schon seit längerer Zeit nicht mehr recht gegangen; man hat die Schwächen des Alters schon lang bemerkt — man hat nur nichts sagen wollen.“

Jetzt fangt der Expeditor auch an und schreit ganz hochdeutsch: „Was? Schwächen des Alters? und jetzt, wo sie alt und gebrechlich ist, wenn's nämlich wahr wäre, jetzt sollen wir sie vor die Thüre setzen — das wäre undankbar, das wäre abscheulich!“

„Ja, undankbar, abscheulich!“ schreien da Alle mit einander, und die alte Hafnerin schlägt in einem Trumm fort die Händ' überm Kopf zusammen. Das war ein Lärm, daß ich Dir's gar nicht sagen kann.

Jetzt nimmt sich der Vicari wieder zusammen und breitet seine Arme wieder aus, wie wenn er predigen wollte, und spricht:

„Liebe Brüder und Schwestern in Christo! Eure Anhänglichkeit und Verehrung für das alte Bild ist wirklich nur zu loben, aber die heiligen Bilder, welche doch nur aus irdischen Stoffen verfertigt werden —“

„Was? verfertigt?“ schreit die alte Hafnerin. — „Ein

gemachter Heiliger wirkt kein Wunder. Die wahren Mirakelbilder sind alle auf dem Wasser daher geschwommen, wie unsere Mutter Gottes, oder im Baum gewachsen, oder vom Himmel gefallen. Das sollten Sie schon wissen, Herr Vicari!"

„Sie gehen aber auch den Weg des Fleisches,“ fährt der Vicari fort, „und sind der Vermoderung ausgesetzt, wie wir, sagt der heilige Augustin.“

Jetzt ist Alles ganz still geworden, denn an den heiligen Augustin hat sich keiner hingetraut; hat Einer den Andern angeschaut, hat keiner mehr gewußt, was er sagen soll, als der Expeditor, und der schreit:

„Das glaub' ich nicht! Mir ist kein Fall bekannt!“

Jetzt sind wieder Alle lebendig geworden und haben zusammen geschrien: „Das glauben wir auch nicht — das ist nicht wahr! Uns ist kein Fall bekannt!“

„Zum Beispiel,“ fährt der Vicari fort, „das gnadenreiche Bild zu Altenötting, wer weiß es nicht, daß sein Inneres bereits von den Holzwürmern ganz ausgefressen und vermodert ist.“

„Aber Wunder wirkt's doch noch,“ schreit der Schmied-Jörgel, „oder nicht?“

„Liebe Brüder und Schwestern in Christo!“ fangt der Vicari wieder an.

„Halt!“ schreit der Expeditor, „Sie haben die Frage zu beantworten, ob das Gnadenbild zu Altenötting noch Wunder wirkt?“

Auf diese Frage hätte der Vicari lieber nicht antworten mögen, aber zuletzt sagt er doch:

„Ich weiß es nicht gewiß!“

„Ich weiß es aber gewiß,“ schreit der Schmied = Jörgel, „es hat erst den Holzhausern geholfen bei der Feuersbrunst und dem Leyenbauern bei seinem Bandwurm und der Grampenmüllerin bei ihrem schweren Kindbett.“

„Freilich hat's geholfen!“ schreien jetzt wieder Alle zusammen, „der Leyenbauer und die Grampenmüllerin werden wohl nit lügen.“

„Sie haben also,“ spricht der Expeditor ganz feierlich, „Sie haben also eine schwere Sünde begangen, Herr Vicariüs! Sie haben ein althehrwürdiges Bild, das auf dem Wasser heraufgeschwommen ist, das in unserer Gemeinde schon viele Wunder gewirkt hat und nach unserem frommen Glauben noch viele wirken konnte, wie ein Ungläubiger verstoßen und ein anderes aufgestellt, welches kaum etliche Tage auf der Welt ist, noch nach der Delfarbe riecht, sich in dem Fach nicht auskennt und vielleicht gute Anlagen, aber gar keine Uebung hat. Und wenn wir kein Gnadenbild mehr haben, kommen auch keine Wallfahrer mehr zu uns und wir verlieren wieder viele tausend Gulden jedes Jahr. Wer ersetzt uns den Schaden? Sie haben sich zu verantworten, Herr Vicari!“

„Ja, ja, den Schaden muß er gut machen!“ schreien Alle, „und verantworten muß er sich auch.“

Da nimmt sich der Vicari wieder zusammen und breitet wieder die Arme aus und spricht:

„Geliebteste Brüder und Schwestern in Christo! Nehmt doch ein wenig Vernunft an!“

„Was, Vernunft annehmen,“ schreit der Schneider = Peterl, „seit zwanzig Jahren hören wir's alle Sonntag von der Kanzel, daß man in der Kirche keine Vernunft



braucht, und jetzt sollen wir sie auf einmal wieder annehmen!“

„Und bedenkt,“ fährt der Vicari fort, „daß es doch nicht das Fichtenholz sein kann oder die Delfarb oder die falsche Vergoldung, was die Wunder wirkt —“

„Jesus, Maria und Joseph!“ schreit da die alte Hafnerin, „das ist ja ganz lutherisch!“

„Sie reden ja daher, wie ein Freimaurer, Herr Vicari!“ spricht da der Expeditor, und wie die Bauern dieß Wörtel hören, ist's losgegangen, ja, lieber Laurentius, ich kann Dir's gar nicht sagen, was da für ein Lärm entstanden ist. Und jetzt haben auch die Ofterberger Burschen angefangen, die ihre Stühle bei der Thüre haben, und haben sich immer mehr fürhin drückt — Du kennst sie schon, die Rüpel — und da schreit der Lindenberger Wolfel, sonst mein lieber Schwager, der schreit auf einmal: „Naus mit dem Vicari, naus!“ und Alle, die vom Berg und die vom Thal, die schreien: „Naus, naus mit dem Freimaurer!“

Aber der Vicari steht noch ganz unverzagt vor dem Altar und ruft mit seiner ganzen Stimme, die weiter nicht wenig ausgibt:

„Wenn ich mich verantworten soll, so muß ich auch sprechen dürfen, und wenn Ihr als redliche Pfarrfinder hinausblicken wollt zu unserer lieben Fürbitterin, so werdet Ihr finden und zugeben, daß diese schöne Gestalt, dieses himmlische Antlitz gewiß auch die Gläubigen herbeilocken werden, und wenn ein altersschwaches und wurmstichiges Bild Wunder wirken kann, so wird es ein junges und frisches wohl auch bald lernen, zumal wenn es so lieblich und fein ist, wie das da oben!“

Auf dieß haben Alle wieder hinauf geschaut zum Bild und haben gewispert zu einander. Und da dreht sich auf einmal das seidene Frauenzimmer um, weißt Du, wo ich Dir schon geschrieben habe, daß sie auf dem sammtenen Betstuhl kniet, und das ist die schöne Unbekannte von Dachsenbach!

Und ich hab' ihr gleich angemerkt, daß sie während der Zeit viel geweint hat wegen dem Unglück, das da ihretwegen ausgebrochen ist, und da wischt sie sich grad die letzten Zähren ab und nimmt sich zusammen und sagt zum Expeditor, aber ganz still, so daß es nur wenige verstanden haben: „Ich armes, hilfloses Mädchen! Wer wird mich schützen, wenn der Aufruhr wieder losgeht? Mir ist so unheimlich unter diesem Volk!“ Und da schaut sie halbvertweint den Expeditor an, ja, so lieblich und so fein, daß ich Dir's nicht beschreiben kann, lieber Lorenz! Und da gibt ihr der Expeditor zur Antwort: Bleiben Sie ruhig, schönes Fräulein! Ihnen soll nichts geschehen!

Auf einmal aber schreit der Schneider-Peterl, der boschafte, der schreit:

„Aber wer ist denn die hölzerne Person da oben? Das ist gar nicht das Gesicht von der Mutter Gottes; so hat sie ihr Lebtag nicht ausgesehen! Das ist das Conterfei von der schönen Unbekannten, die alleweil im Salettel zu Dachsenbach hocht; da steht sie ja, kann sie jeder vergleichen.“

Und jetzt ist's wieder losgegangen! „Jesus, Maria und Joseph!“ schreit die alte Hafnerin und schlägt die Hände überm Kopf zusammen; „sind wir denn Heiden worden über Nacht?“ — Und die andern, die Bauern,

die Ofterberger und die Wefterhammer, fangen wieder an und fchreien: „Die alte Mutter Gottes muß her — her mit der alten! — Naus mit dem Vicari und mit der falſchen Mutter Gottes!“ — Und die Wefterhammer Burſchen gehen auf die ſchöne Unbekannte los, und einer, der Lippen-Casper, nimmt ſie ſchon beim Arm und ſie ſchreit nach Hülff, wie eine arme Seel' im Fegfeuer, und da ſteigt der Expeditor auf die Burſchen zu, die eigentlich ſeine Landsleut ſind, weißt wohl, und reißt den erſten weg und ruft ganz majefitätifch, wie der fürnehmſte Landrichter: „Dieſe fremde Dame rührt keiner an; ſie kann nichts dafür, daß ſie der Mutter Gottes gleich ſieht. Wäre nur zu wünſchen, daß Ihr auch was gleich ſähet, Ihr Lämmel, Ihr einfältigen!“ — Jetzt haben ſich die Burſchen gleich wieder hinter ſich zogen und jetzt hättest nur ſehen ſollen, lieber Laurentius, wie die ſchöne Unbekannte den Expeditor angeſchaut und wie ſie ihm in der Geſchwindigkeit die Hand gedrückt hat. Auf der andern Seite aber ſind die Bauern auf den Vicari zu und haben ihn wirklich vom Altar heruntergeſchoben, daß er kaum noch in den Chorſtuhl hineingekommen iſt, und da hat er geſehen, daß nichts mehr zu machen iſt, und ſchaut mich bitterlich an und ſagt: „Geh, Hansel, geh, hilf mir, lieber Better! Hilf mir aus der Patſch!“ und ich ſag': „Ja, wenn Du nachgibſt!“ Auf dieß ſagt er: „Mir iſt Alles recht — nur daß der Spectakel ein End nimmt!“ Und der Expeditor ſchaut mich auch an und drückt ein Aug' zu und ſagt: „Jetzt, Hansel, jetzt iſt's genug; jetzt geh' voran und ſag' deinen Spruch!“ Und ich hab' mir denkt, man muß dem lieben Frieden auch was zulieb thun

und hab all den Verdruß vergessen, den mir der Vicari schon gemacht hat, und so spring' ich auch gleich hinauf, wo er vorher gestanden ist, und der Expeditor und der Schneider=Peterl und der Schmied=Jörgel schreien „Silentium“ und auf einmal wird Alles ganz mäuselstill und ich fang' also zu reden an und sag':

„Meine lieben Leute aus der Gemein' von Berg und Thal! Alle Menschen sind sündhaft und unser hochwürdiger Herr Vicari hat halt auch einen Fehler begangen, indem er die hochzuberehrende Mutter Gottes, die schon so viele Wunder gewirkt, leichtsinnig verstoßen und eine andere hergebracht hat, die uns ganz fremd ist. Er sieht aber seinen Fehler jeko ein und will gern nachgeben und ihn wieder gut machen. Und damit die neue Mutter Gottes nicht beleidigt wird, wollen wir sie in der neuen Kapelle auf dem Friedhof aufrichten, wo sie Niemand verdrängt, und die alte wird der Herr Vicari gleich wieder herstellen lassen. Und bis dies geschehen ist, danken wir jekt dem lieben Gott, daß er uns wieder zum süßen Frieden verholfen hat und bitten den Herrn Vicari, daß er den Rosenkranz vorbetet, und nachher, liebe Mitbrüder von Berg und Thal, gehen wir zum Versöhnungsmahl nach Dachsenbach und beschließen die heutige Feier mit einem guten Seidel Tiroler Wein.“

So hab' ich gesprochen! Und wie ich fertig war, ist ihnen Alles recht und ist Alles voller Freud' gewesen und haben Alle geschrieen: „Wir wollen ja nur das alte Bild und wir brauchen keinen Streit und keinen Unfrieden, und wie's der Vorsteher gesagt hat, so ist's recht.“

Und der Vicari war auch bis ins Herz hinein froh,

daß es so gut ausgeht, und kniet sich gleich an den Altar und fangt den Rosenkranz an, und wir beten Alle nach. Wer aber am andächtigsten gewesen ist, das war die schöne Unbekannte, denn die hat dem lieben Gott wohl danken dürfen, daß sie die Westerhammer wieder ausgelassen haben.

Und während der Zeit wir den Rosenkranz beten, fällt der rothe Vorhang oben wieder herunter und der Meßner und sein Sohn, die schon beim Aufrichten dabei gewesen sind, die haben sich gleich darüber gemacht und haben die alte Mutter Gottes aus der Sakristei wieder herausgeholt, und der Aufzug und die Leitern sind auch noch gestanden, und so haben sie das neue Bild wieder heruntergelassen und das alte wieder hinaufgezogen. Und grad wie wir mit dem Rosenkranz fertig sind, zieht der Meßner den rothen Vorhang wieder hinauf und da steht die alte Mutter Gottes wieder an dem alten Ort und der Schneider-Peterl schreit ganz laut: „Vivat hoch die alte Mutter Gottes!“ und wir schreien Alle nach.

Und jetzt ist wieder alles vergessen und sind wir wieder alle ganz gut und freundlich gewesen mit dem Vicari; nur die alte Hafnerin ist voller Verdruß aus der Kirche fort und hat in einem Trumm geschrieen: Um Gottes Christi Willen, wo ist mein Geld? wo sind meine Heidenkinder?

Und nun gehen wir gleich von der Kirche weg nach Dachsenbach, denn wir haben uns Alle gefreut auf den Friedensimbiß. Die schöne Unbekannte ist aber ganz weich und bleich gewesen von dem Hochamt und hat nicht recht mit wollen und hat meine Frau heimlich ersucht, ob sie nicht in Heimgarten kommen und bei ihr bleiben dürfte bis zum Abend; sie meinte, es möchte ihr gar zu laut

werden im Blauen Häring, aber der Expeditor ist auch daher gekommen und hat ihr freundlich die Hand gegeben und hat gesagt, sie soll doch jetzt mitgehen und er hätt' noch gar viel mit ihr zu reden, und meine Frau, die hat so Mitleid mit ihr gehabt und hat ihr wieder so gefallen und hätt' ihr so gerne eine gute Stund' vergunnt auf den Schrecken hinauf, so daß sie das Mädcl gar nicht mehr ausgelassen hat und hat mit ihr gehen müssen zum Mahle. Und ich bin mit der Wirthin von Dachsenbach gegangen, denn die ist auch herüber gewesen, weil ihr das Fräulein heute früh schon gesagt hat, daß die neue Mutter Gottes aufzieht, und so sind wir mit einander gegangen und haben alleweil geratscht von der schönen Unbekannten. „Ja, ja, sagt die Wirthin, sie ist recht fleißig und still und friedlich und spielt gern mit den Kindern und thut keinem Menschen was zu leid und haben sie Alle gern. Und was die dummen Bauern gewispert haben, sagt die Wirthin, weil sie etwa einmal mit dem Vicari im Sal-ettel gessen ist, das ist zum Lachen. Wenn sie was geredet haben zusammen, so haben sie von der Mutter Gottes geredet und von dem neuen Bild, und überhaupt ist sie die ordentlichste Person von der Welt.“

Wie wir aber in den Blauen Häring kommen, da hat der Expeditor schon hintelegraphirt gehabt und war schon Alles aufgedeckt und haben grad niedersitzen dürfen zu einem einfachen ländlichen Mahl mit Speckknödeln, Würsteln und Gamsbraten. Und ich sag': „Die Hauptpersonen gehören zusammen, und mir als Vorsteher steht das Commando zu,“ und so setze ich den Vicari oben hinauf und neben ihn die schöne Unbekannte und neben

die schöne Unbekannte den Expeditor und auf der andern Seite bin ich geseffen und neben mir meine Frau und nachher der Schmid-Jörgel und so weiter. Den Schneider-Peterl habe ich weiter hinunter gesetzt, weil er ihr gar so weh gethan hat mit seiner dummen Red'. Er ist aber nachher schon heraußspaziert zur schönen Unbekannten und hat sie um Verzeihung ersucht, und sie ist recht freundlich mit ihm gewesen und hat ihm Alles verziehen. Ja, sogar der Lippen-Caspar ist hingegangen und hat ihr die Hand gegeben.

Aber was wir damals lustig gewesen sind, das könnt ich Dir nit sagen, lieber Lenzl! Und ist nicht lang hergegangen, so haben's mit den Trinksprüchen angefangen und der Vicari hat einen ausgebracht auf die Eintracht in der Gemeinde — wird wohl am Besten gedeihen, wenn er sie sich selber recommandirt sein laßt — und der Schmid-Jörgel, der Kirchenpfleger, auf das Wohl der berühmten Wallfahrt und der Schneider-Peterl, der böshafte, hat getrunken auf die Aufklärung in Grünau und sofort nacheinander. Dem Schneider-Peterl sein Trinkspruch hat freilich nicht recht zum vordern gepaßt, aber den Bauern hat einer so gut gefallen wie der andre. Und nachher ist die Lehrer-Marie gekommen und hat ihre Zither gebracht und hat aufgespielt und die Westerhammer Burschen haben gar schön gesungen dazu. Ich und meine Frau haben aber am liebsten den Expeditor betrachtet und die schöne Unbekannte, und wie die mit einander umgehen. Und zuerst haben sie einander allerhand kleine verzußerte Grobheiten gesagt und nachher lauter feine zierliche Sachen und zuletzt hat man vor dem Singen und der Musik nichts mehr

recht gehört. So viel ist aber richtig, daß sie immer zutraulicher worden sind und zuletzt stoßt mich meine Frau und da haben sie einander unter dem Tisch gar die Hand gegeben. Nu, denk' ich mir, das ist nicht übel — aber ehevor ich mir's recht ausdenkt hab', steht der Expeditor auf und spricht:

„Hochansehnliche Landsleute und Freunde! Seit mehreren Wochen ist's mir im Geiste vorgegangen, daß mir die alte Mutter Gottes von Grünau zu einer schönen jungen Frau verhelfen würde. Deswegen habe ich mich denn heute nach besten Kräften um sie angenommen, damit sie nicht von dem ehrenvollen Platz, den sie seit vielen Jahrhunderten eingenommen hat, verdrängt werde. Sie hat auch aus Dankbarkeit heute Nachmittag schon wieder ein Wunder gewirkt, indem sie das Herz ihrer liebenswürdigen Doppelgängerin so mild und hold gestimmt, daß ich Verzeihung erlangt habe für Alles, was sie heute früh etwa verdrossen haben mochte. Sie ist übrigens nicht mehr die schöne Unbekannte und hat es auch nie sein wollen. Ihr Name ist nur bisher nicht bekannt geworden, weil ihn die gute Frau Wirthin von Dachsenbach, welche wir heute auch in unserem Kreise sehen, immer wieder vergessen hat, da er so schwer zu merken ist. Das Fräulein nennt sich nämlich Amalie Müller und ist aus der Haupt- und Residenzstadt München. Ihr braver Vater hat dort der Kunst gelebt und sie malt jetzt unsre Landschaft ab, was Euch auch wieder zur Ehre gereicht. Uebrigens haben wir uns nach reiflicher Erwägung entschlossen, in drei Wochen hier unsre Hochzeit zu halten, wozu Ihr Alle freundlich eingeladen seid. Ich aber beschließe meinen



Spruch, indem ich Euch, liebe Landsleute und Freunde, hiemit vorschlage, meiner holdseligen Braut ein herzliches Lebehoch auszubringen.“

Kannst Dir denken, lieber Lenzl, wie wir da geschrieen haben, und mich wundert heute noch, daß das Haus nicht eingefallen ist. Und den größten Spaß haben wir mit der Wirthin von Dachsenbach gehabt und was die ausgelacht worden ist, ja, ich könnte Dir's wirklich nicht beschreiben. Und so ist's fortgegangen, ja, wie noch einmal im ewigen Leben, bis in die Nacht hinein, und nachher sind wir im schönsten Mondenschein kreuzfidel wieder heimgegangen und haben den Expeditior begleitet bis an seine Wohnung. Ja, ich muß schon sagen, seit zwanzig Jahren ist's in der Gemein nicht mehr so lustig gewesen, wie heuer auf Maria Geburt.

So, lieber Freund, das habe ich Dir jetzt zusammengeschrieben (und hab' schon etliche Tag dazu gebraucht), damit Du doch auch weißt, wie es bei uns zugeht. Mich reut aber die Zeit nicht, wenn Du die gute Lehr' daraus ziehst, daß Du bald wieder herüberkommen mußt in deine alte Heimat, und die beste Gelegenheit wäre dem Expeditior seine Hochzeit. Und weil er Dich auch noch kennt aus der früheren Zeit, so hat er mir aufgetragen, Dich herzlich dazu einzuladen, und indem ich dies thue, bleib ich dein alter getreuer Freund

Johannes Duldenhofer, Ortsvorsteher zu Grünau.

## IX.

### Die Dachauer Bank.

München, 15. November 1872.

„Das ist die größte Geschichte, die je zu dieser Welt geschah,“ sagt ein Leser der Nibelungen, wenn er zugleich auch ein Münchener ist. — „So was kann nur bei uns passiren!“ spricht das Publicum, welches von Jugend auf im Bajuvarismus gelebt und seine Stärken wie seine Schwächen kennen gelernt hat.

Vor etwa drei Jahren that sich hier im vierten Stock der alten Herberge „zum Stangl im Thal“ eine arme Weibsperson auf, eine ehemalige längst verschollene Schauspielerin, welche von kleinen Leuten gegen ungewöhnlich hohe Zinsen Gelder aufzunehmen begann. Man nannte die Anstalt, als sie allmählich bekannter wurde, spottweise „die Dachauer Bank“, weil ihre ersten Zuhälter zumeist aus dem nahegelegenen, aber von unserer hauptstädtischen Kultur noch wenig belebten Gerichtsbezirke Dachau kamen. Das Geschäft vergrößerte sich zusehends und fing an zu blühen, wie wenn der Segen Gottes sichtlich darauf ruhte. Die Person kaufte sich in einer schönen Straße ein schönes Haus und zog wie im Triumphe hinein, dann noch eines und

wieder eines und allmählig ein ganzes Duzend, ja ihrer zwanzig, dazu eine schöne Villa am Starnberger See, hielt sich Wagen, Pferde und Livrée-Bediente, fing an in großem Styl zu leben und sich aus der Demi-monde beiderlei Geschlechts eine ansehnliche Umgebung zu bilden. Die Person zeigte sich bald sehr freigibig — den Armen schenkte sie manchen Gulden, und mehreren nothleidenden Familien gab sie kleine Darlehen, ohne Zins zu verlangen; wer ihr irgend einen Dienst zu leisten hatte, fand fürstliche Vergeltung. Auch gegen die Kirche that sie gerne ihre milde Hand auf; dem heiligen Vater verehrte sie fünfhundert Gulden, dem katholischen Casino in Giesing schoß sie zehntausend Gulden vor, damit es sich ein Haus bauen könne; dem katholischen Gesellenverein am Entenbach sprang sie ebenso werththätig bei, und gegen die Landpfarrer, die ihre und ihrer Beichtkinder Ersparnisse brachten, erwies sie sich immer besonders freundlich. Zu allem Ueberflusse trug sie auch beständig ein großes goldenes Kreuz auf der Brust und veranstaltete einst mit ihrem Gefolge eine prunkvolle Wallfahrt nach Altötting. Vor wenigen Wochen erst eröffnete sie unter großen Feierlichkeiten eine Volksküche, um dem Proletarier wohlfeile Nahrung zu gewähren; eine Singspielhalle war zunächst in Aussicht genommen, um ihn auch eines billigen Kunstgenusses nicht entbehren zu lassen. Zugleich hörte man von Arbeiterwohnungen, welche die barmherzige Seele in großem Umfang herstellen wollte, und um dem Publikum alle diese Ideen zu erläutern und deren Segen nachzuweisen, gründete sie ein eigenes Journal für sich, welches allerdings auch die Aufgabe hatte, die verleum-

derischen Angriffe der liberalen Presse auf sie und ihre Unternehmungen gebührend zurückzuweisen. Um alle ihre Gäste freundlich aufnehmen zu können, kaufte sie auch eine Bierwirthschaft, welche gegenüber liegt, den „Wilhelm Tell.“ Sie war täglich überfüllt. Wer Kapitalien hinterlegte oder seine Zinsen holte, hatte da freien Tisch und durfte vom Nationalgetränk à discretion genießen. Ihre Agenten und Beitreiber erhielten von der Baarschaft, die sie ihr zubrachten, Provisionen, die eine unerhörte Großherzigkeit verriethen. Auch ihre Vertrauten, Buchhalter, Controleure u. s. w. konnten bald in stattlichen Häusern, die ihnen die Herrin geschenkt, einen eigenen Herd gründen. Tages Arbeit, Abends Gäste — sagt der Dichter, und so war auch in der Dachauer Bank des Abends oft die ausgiebigste Gastfreundschaft. Im hellbeleuchteten Garten zeigte sich die Meisterin, umgeben von ihren Verehrern und Verehrerinnen; der Champagner knallte in seinen verborgensten Winkeln und ein geräuschvolles Orchester verkündete die attische Nacht der ganzen Nachbarschaft.

Alles dies ging unter der Firma der christlichen Liebe und Wohlthätigkeit. Daß man sich in einem höchst ehrenhaften Hause befinde, schien auch der Wahlspruch anzudeuten, welcher mit großen Buchstaben in der Vorhalle angebracht war, nämlich: „Thue recht und scheue Niemand!“ Noch mehr Vertrauen konnten die Worte erwecken, die an einer benachbarten Stelle zu lesen waren, nämlich: „An Gottes Segen ist Alles gelegen.“ In einer Nische der Hausflur stand auch ein Muttergottesbild, welches zwei ewige Lichter beleuchteten. Man wollte angeblich eine

Lücke ausfüllen, welcher die regierenden Freimaurer und Juden in ihrem Eigennutze nicht gerecht werden können. Man wollte das Kapital katholisiren — eine nicht ganz neue Idee, die schon einem belgischen Grafen mißlungen, die jedoch zu schön war, um nicht wieder herbeigerufen zu werden. Man suchte aber selbst den belgischen Grafen nachträglich zum verkannten Biedermann, zum edlen Dulder und ehrwürdigen Märtyrer hinaufzucanonisiren. Man behauptete — das heißt in den ultramontanen Zeitungen — der belgische Graf, den der Papst seinen lieben Sohn genannt, habe als er durchgegangen, nur eine Pflicht erfüllt, nämlich die Pflicht, seine christliche Ehre und seinen adeligen Namen nicht in die Hände von Richtern zu geben, welche Liberale und Freimaurer seien. Uebrigens sei sein ganzes Unglück nur eine Intrigue der Juden gewesen. Seine bürgerliche Ehre sei unversehrt, obgleich sein Name am Schandpfahl zu lesen war.

Die Großmuth der Bank wuchs aber immer mehr ins Breite; sie gewährte schon seit Jahr und Tag acht Procent monatlich, also sechsundneunzig vom Hundert für's Jahr. Die bajubarischen Gläubigen durften nach dem „Vaterland“ und dem „Volksboten“ wirklich stolz sein, daß ein so ächtkatholisches Institut auf ihrem Boden entsprungen war. In dem zarten Dufte der Wohlthätigkeit und Frömmigkeit, der das Hotel in der Schönfeldstraße umwob, glaubte Mancher schon einen Heiligenschein zu bemerken.

Als einmal ein reicher Bauer sein Antwesen verkauft hatte, der Bankhalterin etliche fünfzigtausend Gulden auf den Tisch legte und sich auch seine sechsundneunzig aus-

bedingen wollte, fuhr sie ihn strenge an und sagte: „Was glaubst du denn? Ich arbeite nur für Gott und für die Armen, und nur den Dürftigen, die mir in etlichen hundert Gulden ihr ganzes Vermögen übergeben, kann ich jene hohen Zinsen gewähren; für dich habe ich nicht mehr als drei Procent, das heißt des Jahres sechsunddreißig.“ Der Bauer meinte zwar, vor Gott müßten alle Kapitalisten gleich sein; doch begnügte er sich endlich mit sechsunddreißig Procent, da er sechsundneunzig nicht erhalten konnte.

Wer die Persönlichkeiten kannte, die sich um diese christliche Charitas drehten, konnte zwar leicht bemerken, daß es mit Ausnahme einiger Cavaliere lauter abgehaustes Gesindel sei; aber er mochte sich vielleicht mit der Hoffnung trösten, daß die Höhe, auf der die Stifterin stehe, auch die Uebrigen hinanziehen und allmählig reinigen werde.

Ueber diese und andere schwarze Punkte deckten aber unsere Priester den Mantel der christlichen Liebe. Das uneigennützig Wohlwollen, das die Stifterin der Kirche zugewendet, schien über ihre heilige Gemüthsart keinen Zweifel zu gestatten. Sie empfahlen also allenthalben diese segensreiche Anstalt — seit dem Falle Langrand-Dumonceau's das einzige wahrhaft katholische Geldgeschäft. Daß das canonische Recht die Erhebung von Zinsen überhaupt verbiete, schien ganz vergessen zu sein, denn die Unternehmerin erklärte selbst als Programm ihres Geschäftes, sechsundneunzig Procent zu geben und hundertundachtzig (!! ) zu nehmen.

So ward allmählig stadtbekannt, daß die Einlagen in die Dachauer Bank schon Millionen betragen und täglich

zunehmen. Nun fingen aber einzelne Denker nachzurechnen und zu erörtern an, wie denn diese Dame im Stande sein könne, die eingelegten Gelder mit sechsundneunzig Procent zu verzinsen, dabei ein Duzend Häuser zu kaufen, einen großen Hofstaat zu halten und nicht nur in aller Ueppigkeit zu leben, sondern auch schwere Summen zu vergeuden. Sie fragten sich auch, wo wohl jene soliden Schuldner zu finden sein möchten, denen man die aufgehäuften Millionen mit Sicherheit zu hundertundachtzig vom Hundert anvertrauen könnte.

Die „Neuesten Nachrichten“<sup>1</sup> und „der bayerische Landbote“ eröffneten in der letzten Fasten den Kampf und legten mit leichter Mühe dar, daß die fromme Stiftung ein Schwindel sei, lediglich auf altbayerische Dummheit berechnet, und daß sie mit einem entsetzlichen Sturze enden und namenloses Elend über das Land bringen werde. Da erstanden aber der gekränkten Unschuld auf der andern Seite zwei ultramontane Kämpen, das „Vaterland“ und der „Volksbote“, welche sofort mit einer Rohheit auftraten, die selbst hier, wo man an jede Lümmelei gewohnt ist, auffallen mußte, und mit einer Verworfenheit, wie sie selbst im ultramontanen Lager nicht alltäglich ist. Der Angriff auf das Institut, sagten sie, sei lediglich aus dem Neide der Juden hervorgegangen, denen jetzt ihre beste Kundtschaft entlaufe. Die Bank leihe theils an nothleidende Cavaliere, die sich gerne hundertundachtzig Procent ge-

<sup>1</sup> Der Redakteur derselben wurde dazumal von einem gedungenen Strolchen auf offener Gasse thätlich angegriffen, was das „Vaterland“ so spaßhaft fand, daß es sich darüber mehr als einmal lustig machte und sich in den heitersten Scherzen ergoß.

fallen ließen, theils ziehe sie aus der Spekulation mit liegenden Gründen die beträchtlichsten Gewinnste. (In dieser Beziehung brachte man einige Lügen vor, die mit Händen zu greifen waren.) Die Gegner wurden mit biblischen Sprüchen zu Boden geschlagen und als feige Verleumder bezeichnet, die von rechtswegen dem Staatsanwalt anheimfallen sollten. Als später der Erzbischof und das Ministerium durch öffentliche Ausschreibungen ebenfalls vor der Dachauer Bank warnten, ward auch ihnen vom Standpunkte einer höheren Moral herab der Text gelesen. Sie verstünden nicht einmal die ersten Elemente der Freiheit und gingen auf eine Bevormundung aus, welche der bayerische Katholik längst entbehren gelernt. Auch die geistlichen Herren auf dem Lande wendeten alle Mühe an, die Warnungen ihres Oberhirten fruchtlos zu machen. Das Fräulein aber ließ, um ihre Sicherheit zu zeigen, die Ausschreibung des Ministeriums und die des Erzbischofs auf ihrem Vorplatz und an der Thüre ihres Comptoirs anheften.

Die beiden genannten Blätter, auf denen der päpstliche Segen ruht, geben sich für inspirirt aus und legen sich die Gabe der Weissagung bei. Der Dachauer Bank prophezeiten sie eine Dauer, zwar nicht so lang, wie das Welkenreich sie in Anspruch nahm, aber doch jedenfalls länger als das „sogenannte“ Deutsche Reich sich halten würde. Sie sprechen freilich in einem Tone, wie wenn sie ein Publikum von Botokuden voraussetzten, aber dieser Ton entspricht ungefähr der geistigen Entwicklung unseres Landklerus und seinem Geschmack, wie er in den bischöflichen Seminarien gebildet wird.



Nach der Meinung der Geschichtsschreiber soll „die christliche Kultur“ in Bayern schon um dreizehnhundert Jahre alt sein. Doch scheint es oft, als ob sie erst von gestern wäre. Unsere Bauernkönige in Niederbayern und die wühlenden Kirchenlichter auf dem Lande könnten vorgestern noch Gorillas gewesen sein. Aber eben deswegen, weil unsere geistlichen Bildner und Volkserzieher in jenen Blättern sich selber wiederfinden, haben sie auch alle anständigen Journale mit dem Interdikt belegt, so daß der Landmann die Warnungen seiner wahren Freunde nicht vernehmen konnte. Von der warmen Theilnahme, welche die Frommen im Lande der Wirksamkeit der Dachauer Bank bewiesen, zeugten auch die zahlreichen Zuschriften, welche namentlich dem „Vaterland“ übersendet wurden und ihm und seiner Gönnerin ein enthusiastisches Halle-luja zuriefen.

Im letzten Herbst unternahm die Meisterin einen Triumphzug durch das Land. Man fuhr in einigen eleganten Wagen, die mit Blumenkränzen geziert waren, das Gebirg entlang; die staunende Menge bildete Spalier und brachte mitunter ein Hoch aus. Dafür erhielt sie ein freundliches Lächeln, schmeichelnde Worte und in jeden hingehaltenen Hut fiel ein Guldenstücklein. Wo eine Kirche am Wege stand, hielt der Zug stille — die verehrte Führerin stieg aus, trat ein, lag dann etliche Zeit im Gebet vor Gott und verließ das Heiligthum selten, ohne eine Spende zurückzulassen. Der hochwürdige Klerus empfing sie daher auch allenthalben als zweite Landesmutter und erwies ihr fast fürstliche Ehren. Das Nachtquartier ward in den ersten Gasthöfen genommen; man betrank

sich zwar bis zu den Ruischern und Lafaien herunter in Champagner, sprach aber nichts gegen die Unfehlbarkeit des Papstes oder gegen die unbefleckte Empfängniß Mariä, zahlte am andern Morgen eine schwere Zeche, fand aber die Rechnung immer äußerst billig, versprach bald wieder zu kommen und vertheilte königliche Trinkgelder.

Diese festlichen Reisetage, bei denen sich das Vertrauen des Klerus so demonstrativ gezeigt hatte, erhöhten die Zuberficht der Gläubigen. „Vaterland“ und „Volksbote“ frohlockten, wie nie zuvor, und forderten die ganze katholische Christenheit zum Beitritte auf. Auch einzelne Poeten fingen an, dem Fräulein zu huldigen und die Blätter ihrer Farbe brachten jetzt manchen Lobgesang. Die Gelder flossen reichlicher als je, und um Allen, die sich betheiligen wollten, die Zufuhr zu erleichtern, wurde auch — leider aus dem Abschäum unserer Bevölkerung — die Zahl der Agenten beträchtlich vermehrt. Diese streckten ihre Thätigkeit weit ins Land hinaus, bis ins Innviertel und nach dem nördlichen Tirol. In einem dortigen Wirthshause wurde ein solcher Zutreiber beobachtet, der den Landleuten die unermesslichen Vortheile der auf christliche Liebe gegründeten Stiftung mit beredten Worten auseinandersetzte. „Ja, Bauern,“ schloß er endlich, „dorthin und nur dorthin müßt ihr eure Gelder legen — dort sind sie so sicher, wie wenn ihr sie dem Papst gegeben hättet.“ Der Mann war, wie man sieht, wenn auch ein Betrüger, doch wenigstens kein Lügner. Diese Empfehlungen wirkten aber so kräftig, daß viele Landleute ihre sicheren Hypothek-Kapitalien einzogen, andere ihre Güter verkauften, um dem Rufe des „Vaterlands“ zu folgen.

Doch Alles ist vergänglich auf dieser Welt. Seit etwa vierzehn Tagen mehrten sich die Anzeichen eines nahen Bruches. Man hörte allenthalben, die Unternehmerin packe ihre Sachen zusammen und rüste sich zur heimlichen Abreise. Dr. Karl Barth, Advokat zu Augsburg, einer unserer dunkelsten Ehrenmänner, den die Ultramontanen in den Landtag gewählt, hatte die Selbstverleugnung, durch ein Inserat in der „Augsburger Abendzeitung“ dem sinkenden Schiffe zu Hilfe eilen. Er trat den Warnungen der Regierung mit fecker Stirne entgegen, bezeichnete jene Gerüchte in biederer Entrüstung als verleumderisch und drohte deren Verbreitern mit gerichtlicher Verfolgung. Das Fräulein habe in Mobilien und Immobilien so große und gewinnreiche Geschäfte angebahnt, daß nicht das Mindeste zu fürchten sei. Die Stifterin, sagt man, habe ihrem muthigen Vertheidiger für diese Prostituirung seines Namens eine Belohnung von tausend Gulden zugewiesen.

Auch „Volksbote“ und „Vaterland“ verloren den Muth nicht. Je deutlicher die Sache zu Ende ging, desto lauter brüllten sie über Intrigue, Verleumdung und die parteiischen, gesetzwidrigen Warnungen, die von der Regierung, dem Magistrate, dem Erzbischofe ausgegangen waren. Von den beiden Redakteuren soll jeder für seine Selbstopferung zehntausend Gulden erhalten haben. Unbezahlt hält man eine solche Schlechtigkeit nicht für möglich. Indessen — die beiden Ehrenmänner protestiren und die Frage kann daher einstweilen noch als eine offene bezeichnet werden.

Diese Woche, am 17. November, erfolgte der Sturz. Das Fräulein wurde aus ihrem Hotel in das Gefängniß

abgeführt und es zeigte sich schon beim ersten Zugriff eine Ueberschuldung, die in die Millionen geht.

Die blutigen Ausstritte, die man erwartete, sind durch die bewaffnete Macht bisher ferngehalten worden. Dagegen wogt es im Bezirksgericht von früh bis spät, Tausende und Tausende drängen sich in die Amtsstuben mit werthlosen Wechseln in der Hand, mit dicken Thränen im Auge. Mehr als die Hälfte der hiesigen Dienstboten ist um ihren Nothpfennig betrogen; vom Lande herein kommen grausige Berichte über die Verheerungen, die dort eintreten. Ein reicher Bauer, der einen schönen Hof verkauft und den ganzen Kaufpreis in der Dachauer Bank angelegt hatte, um von den Zinsen ein otium cum dignitate zu führen, rannte gestern durch das weite Regierungsgebäude und durch alle Bureaux und rief in halbem Wahnsinn: „Ihr Herren müßt mir mein Geld schaffen, denn ihr habt diese Banditentwirthschaft zugelassen!“

Wie gebärden sich aber nun die Lobredner der Stiftung? Leute, die leicht verlegen werden, können hier Kaltblütigkeit und freche Stirne lernen. Vor etlichen Tagen sagte das „Vaterland“: wenn das Geld auch verloren gehe — es sei doch besser, daß es die Spitzeder habe als die Juden oder Preußen; nächsten Tages: wenn auch eine Ueberschuldung vorhanden — unsere modernen Staaten zahlen ja auch keine Schulden; gestern: das „Vaterland“ habe nur gekämpft für das formelle Recht, das für die Dachauer Banken spreche, den Wucher habe es nie vertheidigt. Uebrigens sei höchst wahrscheinlich eine Ueberschuldung gar nicht vorhanden und der ganze Kummel nur angestellt, um — die Ultramontanen zu verdächtigen.

Wer etwa doch zu Schaden käme, der solle sich nur an die Liberalen und die Juden halten, die die Bank zu Fall gebracht. — Von den Millionen, welche die Armuth verloren, von den Flüchen, welche auf das Haupt der Stifterin und ihrer Helfershelfer fallen, davon ist selbstverständlich keine Rede.

Man könnte vielleicht erwarten, die wenigen ehrenhaften Angehörigen der ultramontanen Partei würden jetzt mit breiter Schaufel ausmisten und das Gefindel aus ihrem Schafstall werfen — allein das geht nicht. Mit dem Gefindel ginge auch der Geist zum Teufel, denn die übrigen Biedermänner sind nicht von dem Holze, aus dem man Führer und Propheten schnitzt. Die Kirche ist überdies in Gefahr und kann jetzt keinen Kämpfen entbehren. Wir wollen wenig lernen, sagt man unter vier Augen, lustig leben und dabei die Welt regieren. Das gelingt nur mit dem, was man gewöhnlich die römisch-katholische Kirche nennt. Diese Anstalt allein erhält die Leute so roh und so dumm als wir sie brauchen. Wir sehen es ja in Niederbayern. Je mehr dort Mordthaten, desto mehr ultramontane Abgeordnete; je mehr Nothheit, desto mehr Glaube; je tiefer der Laie, desto höher steht der Priester. Schreibt nicht der sinnreiche Junker Hasenbrädel so eben einen katholischen Volkstag zum scheußlichen Mirakel zu Deggendorf aus, und seht ihr die Leute nicht in hellen Haufen dahin wallen! Dort blüht unser Weizen!

Aber ist das, könnte man fragen, ein christliches Leben, wie es die Kirche bezieht? — Ach, würde die Antwort lauten — die Kirche — das ist ja nur symbolisch gemeint. Unsere Kirche ist unser Bauch! Wenn ihr den

Schlüssel nicht habt, so versteht ihr ja die ganze Kirchengeschichte nicht!

Diese Kirche und keine andere ist jetzt in Noth; es schwebt etwas in der Luft, wie eine Reinigung an Haupt und Gliedern, eine Abschuppung des mittelalterlichen Grindes, bei welcher auch die Juden-Mirakel und andere profitable Heiligthümer, mit denen man Humbug treibt, draufgehen könnten. Das wäre schrecklich und muß mit allen Mitteln verhindert werden. Dieses kirchliche Interesse hält Alle zusammen. Darum wird auch die jetzige Katastrophe die Böcke dort nicht von den Schafen scheiden. In vierzehn Tagen ist wohl Alles vorüber. Der Graf\*\*\* embrassirt dann wieder den Karl Barth, der Pfarrer Westermayer schmollirt mit Karl Zander, dem Redakteur des „Volksboten“, dem „Evangelium der Bischöfe,“ und Herr v. Scherr, der hiesige Erzbischof, ladet zur nächsten Tarok-Partie auch Herrn Dr. Sigl ein, „seinen lieben Sohn“ und Redakteur des „Vaterlands“. Obwohl starrend von Infamie, erscheint dieser Letztere doch auch jetzt noch in katholischen Volksversammlungen, ohne hinausgeworfen zu werden. Ja, diese hören ihm gläubig zu, wenn er von der Rednerbühne herab die Spitzederei zu vertheidigen und das Fräulein mit dem goldnen Kreuz als ein Opfer jüdischer Intriguen darzustellen sucht. Und heute erklärt er in seinem Journale mit angeborener Würde, er habe das Mandat zu den bevorstehenden Gemeindevahlen in allen Bezirken, die ihn als Kandidaten genannt, nur abgelehnt, um jede Stimmenzersplitterung zu vermeiden.

Auch auf dem Lande wird das Ereigniß wenigstens

nach Einer Richtung ohne Wirkung bleiben. Viele tausend Familien werden ruinirt, aber der Bauer um keine Erfahrung reicher sein. Heißt es doch jetzt schon im Wald und auf der Heide, man habe die edle Stifterin bei Nacht und Nebel überfallen, wie die Juden am Delberg den lieben Heiland. Hätte man ihrem segensreichen Wirken nicht so unbefugt ein Ziel gesetzt, sie hätte unser Bayern auf Menschenalter hinaus reich und glücklich gemacht.

Das sind unsere Zustände — das ist unsere Kirche, unser Klerus, unsere Presse, unsere Volkserziehung!

„Seht nur“ — könnten die bayerischen Liberalen mit dem alten Fritz den anderen deutschen Stämmen zurufen — „seht nur, mit welchen Canaillen wir uns herumschlagen müssen!“

---

1875.

Die Sache kam im Juli 1873 vor das Schwurgericht. (Diesen Weg gingen zu gleicher Zeit auch noch andere Dachauer Banken, welche sich dem verlockenden Muster in kurzer Frist nachgebildet hatten.) Es wurde dabei ein viele Klaster tiefer Unflath aufgerührt, der dann auch einen entsprechenden Gestank verbreitete. Udele Spitzeder wurde am 20. Juli wegen Verbrechen des betrügerischen Bankrotts zu drei Jahren Zuchthaus verurtheilt.

Den Stand des Vermögens pflegten die ultramontanen Zeitungen auch noch lange nach dem Einbruch der Bank als so glänzend zu schildern, daß nicht wohl ein Pfennig verloren gehen könne.

Der Hauptzweck dieser Beruhigungen war augenscheinlich, sich selbst außer Schußweite zu ziehen. Nach dem notariellen Inventar vom 7. Mai 1873 stellten sich aber die Passiven auf 10,063,319 fl., die Aktiven dagegen nur auf 1,974,008 fl., so daß sich eine Ueberschuldung von 8,089,311 fl. ergab. Außer vielem kostbaren Juwelen-geschmeide und einer Gemäldesammlung besaß das Fräulein damals auch sechzehn Häuser in München, ein Bauerngut in Gelting, eine Villa in Feldafing, fünf Wagen und sieben Pferde. Um schneller zu einer Vertheilung der Gelder zu kommen, wurden am 1. März 1875 die vorhandenen Hypothekkapitalien versteigert und für dieselben über 90 Procent erlöst. In den folgenden Tagen versuchte man auch die Currentforderungen zu versteigern, — unter den Schuldnern fanden sich nicht allein die unangesehensten Pachtträger, sondern auch die vornehmsten Cavaliere — aber der Versuch führte nicht zum Ziele. Es sollten ungefähr 124,000 fl. um 2500 fl. zugeschlagen werden, allein es stellte sich selbst um diesen Preis kein Käufer ein.

Zu Seite 104. Die „Allgemeine Zeitung“ enthielt in ihrem Hauptblatte vom 23. November 1872 einen Artikel, der die politische Seite der Münchener Schwindelbanken beleuchtete, und den Antheil feststellte, welchen auch der Klerus an dieser Katastrophe trug. In demselben fand sich die folgende Stelle: „Wir fahren fort und fragen: ob es normale Zustände sind, wenn Pfarrer, die vom Staat bestellt und besoldet werden, direkt ein Unternehmen für-



dern, das unter die Strafgesetze fällt? Hätte der Staat einen Priesterstand im Land, auf dessen Moral er bauen könnte, so hätte er diesen zu Hilfe gerufen, um durch das geistliche Wort jene fieberhafte Gewinn gier zu bannen. Aber was geschah? Die Mehrzahl der Seelsorger empfahl (trotz des oberhirtlichen Erlasses) die Betheiligung oder sie empfahlen doch zum wenigsten jene Blätter, die mit Feuer und Flammen für den Wucher predigten, und die Gefährlichkeit desselben mit Lügen widerlegten. Man muß die Bauern selber fragen, wenn sie jetzt händeringend vor der Thüre stehen; dann wird man hören, wer ihnen gerathen hat vor diese Thüre zu kommen.“

Aus dieser Bemerkung nahm das Ordinariat des Erzbisthums München-Freising Veranlassung, um an der Spitze seines Pastoralblattes (Nr. 48 vom 28. November 1872) einen Erlaß zu publiciren, der die obige Stelle heraushebt und daran nachstehende Erklärung knüpft: „Soweit diese Anklagen sich auf den ehrwürdigen Klerus der Erzdiöcese München-Freising beziehen, werden dieselben hiemit auf Grund amtlicher Kenntniß des Sachverhaltes als unberechtigt zurückgewiesen, und da der Autor die Tragweite seiner Behauptungen kennen mußte, gleichwohl aber unmöglich Beweise für dieselben in den Händen haben konnte, als böswillige Verleumdungen erklärt.“

Der Verfasser des ersten Artikels, Dr. Karl Stieler, nahm nun in der Allgemeinen Zeitung vom 4. December Anlaß, dem hochwürdigen Ordinariate seine ungezogene Schreibart vorzuhalten, machte es aufmerksam, daß seine „amtliche Kenntniß des Sachverhalts“ ohne allen Werth sei, da dem ehrwürdigen Klerus nicht zuzumuthen, daß er

de propria turpitudine mit Offenherzigkeit aussage und brachte die für unmöglich gehaltenen Beweise so zahlreich bei, daß das hochwürdigste Ordinariat den Nasenstüber ruhig einstecken mußte und nichts weiter sagen konnte.

Zu Seite 105. Nach den Verhandlungen vor dem Schwurgerichte hat Dr. Karl Barth sich mit einem Honorar von 90 fl. und mit einem Darlehen von 50 fl. „für einen Bekannten“ begnügt. Andere Anwälte und Rechtsconciipienten, welche für die Dame arbeiteten, erhielten dagegen oft für sehr geringfügige Dienstleistungen höchst bedeutende Summen. — Ein Journalist der dritten oder vierten Sorte wußte gegen Ausstellung eines Reverseß, worin er sich verpflichtete, nie etwas gegen die Person, den Namen und die Ehre der Fräulein Spitzeder zu schreiben, die artige Summe von 4000 fl. herauszuschlagen. Ein anderer, der ihren Lebenslauf beschrieben hatte, ließ sich das Manuscript, welches nicht gedruckt werden sollte, mit 6000 fl. abkaufen. — Der Redakteur eines Münchener Lokalblattes erhielt 14,000 fl. gegen das Versprechen, in seinem Blatt nur für das Interesse der Fräulein Udele Spitzeder zu wirken und niemals etwas Nachtheiliges gegen ihre Person oder ihre Unternehmungen in dasselbe aufzunehmen. Dieser lieferte jedoch beim Zusammenbruch der Bank die erhaltene Summe wieder an das Gericht ab.

Dr. Rittler, ein anderer großer Mann auf der andern Seite, „Priester“, Redakteur u. s. w., erhielt, wie bei der öffentlichen Verhandlung vorkam, mehrere Darlehen aus

des Fräuleins Reptilienfond und betheuert in einem Briefe vom 16. August 1872 auf Ehre und Gewissen, daß er ihr aufrichtigster Freund und bereit sei, sie in persönlicher Audienz mündlich seiner Ergebenheit zu versichern.

Zu Seite 105. Der eine der beiden Ehrenmänner, der Redakteur des Volksboten, Karl Zander, eines würdigen Vaters würdiger Sohn, auch ein Hauptpfeiler der römisch-katholischen Kirche im Bayerlande, hat seinen Protest bald nachher zurückgezogen. Er war damals, um einer Gefängnißstrafe für ein Preßvergehen auszuweichen, über die Landesgränze gegangen und ließ noch während des Novembers in der „Salzburger Chronik“ eine Erklärung erscheinen, in welcher er erzählt, er sei im December 1871 von ungeduldigen Gläubigern verfolgt worden und habe sich an hervorragende Parteiführer um Hilfe gewendet: „Ich hat um Brod, man gab mir Steine“ — eine Klage, die in den ultramontanen Münchner Blättern öfter vorkommt und im Zusammenhalte mit den 250 Millionen, welche Fürst Bismarck der Gesellschaft Jesu zuschreibt, auf den Gedanken leitet, daß die Münchner Vorkämpfer selbst den Jesuiten zu schlecht seien. Da habe er durch Vermittlung eines Freundes sich an Fräulein Adele Spitzeder gewendet und von dieser „die nöthige Summe“ (wie es scheint 10,000 fl.) zu fünf Procent gegen die Verpflichtung erhalten, das Geliehene nach dem Ableben seines Vaters in jährlichen Raten zurückzubezahlen. Ob der Vorkämpfer die versprochenen fünf Procent, ob er nach dem Hinschei-

Den seines seligen Vaters die jährlichen Raten eingehalten, ist unbekannt. Zur Zeit ist er ganz verschollen.

Zu Seite 108. Dies schauerliche Subjekt, nämlich Dr. juris (?) Sigl, gehört noch immer zu unsern ultramontanen Celebritäten, redigirt seine Zeitung, die roheste in Europa und deswegen das Lieblingsblatt unsrer Bauernkapläne, sammelt Peterspfennige, die der Pontifex mit einem: non olet einsteckt und präsidiert in katholischen Conventikeln. Die furchtbare Verantwortung, die es durch seine niederträchtige Empfehlung der Dachauer Bank auf sich genommen, die Millionen, die es seinen armen Mitbrüdern und Schwestern in Christo zu Gunsten des Fräuleins abgeschwindelt, haben ihm in den Augen seiner Verehrer nicht das Mindeste geschadet, ja sein Ansehen eher noch erhöht. Er wird als Candidat für Gemeindeämter wie für den Landtag auf Lager gehalten. Demnach ist anzunehmen, daß die Partei diesen Menschen zu ihren Bessern oder Besten rechnet und man mag daraus auf die Moralität und das Schamgefühl des übrigen Haufens schließen.

## Die armen Franziskanerinnen.

München, im December 1872.

Seit vierzehn Tagen gingen hier in Bier- und Weinhäusern, Thee- und anderen Cirkeln mancherlei Reden über ein neues Schriftchen, welches eine Franziskanerin herausgegeben haben soll. Es kämen darin allerlei bekannte Personen mit ihrem vollen Namen und allerlei Enthüllungen vor, auf die man nicht gefaßt gewesen. In den letzten Tagen hieß es, das Schriftchen sei von gewisser Seite her aufgekauft worden und gar nicht mehr zu haben — nur der Herr N. N. Mayer oder sein Bruder oder sein Vetter habe noch ein Exemplar erwischt, leihe es aber aus Vorsicht gar nicht her. Andere behaupteten, das Büchlein sei confiscirt, wieder Andere, es sei seines höchst interessanten Inhaltes wegen auf natürliche Weise vergriffen worden. Endlich brachte die Allgemeine Zeitung in ihrer Beilage vom 15. dieses Monats den Titel der Schrift und Vielen — unter Anderen auch mir — erwuchs daraus die Hoffnung, daß das Kleinod denn doch noch käuflich zu erwerben sein dürfte.

Ich ging in meinen Buchladen und erfuhr dort, daß das Büchlein allerdings noch zu haben sei. Ein obscurer Buchhändler, ein Herr Trlbacher in der Amalienstraße, den man jetzt zum erstenmale nennen hört, habe es verlegt und den Preis, obwohl es nur drei Bogen zähle, auf einen Gulden gesetzt — verhältnißmäßig das Höchste, was je für eine Druckschrift verlangt worden. Lieber Gott! dachte ich mir — es muß doch viel Schönes in dem Büchlein stecken, wenn drei Bogen einen Gulden kosten! Jedenfalls wird es ein höchst anziehendes Culturbild sein. — Ich legte meinen Gulden willig auf den Tisch des Hauses, steckte das Schriftchen ein, ging in mein Kämmerlein und fing zu lesen an, zuerst, wie sich von selbst versteht, den Titel, welcher also lautet: „Das Ordenskrenz einer „armen“ Franziskanerin. Freiwilliger Beitrag zur Chronik des Klosters Pirmasens-Mallersdorf, von Schwester Maria Johanna vom Kreuz, geborene Elisabetha Städele, eingekleidet im Jahre 1857, zur Zeit ohne Orden. München, 1872. Verlag von J. Trlbachers Buchhandlung, Amalienstraße Nr. 48.“

Ich gestehe, daß ich bald etwas enttäuscht war, denn die Franziskanerin hat die Schrift augenscheinlich nicht selbst verfaßt, sondern ist mit ihren Erinnerungen einem angehenden Literaten in die Hand gefallen, der dann das Zeug zwar mit einigen Citaten aus Shakespeare, Goethe und anderen Dichtern verbrämt, im Uebrigen aber sehr flüchtig und mit ermüdenden Wiederholungen verarbeitet hat. Insofern macht diese neue Erscheinung keinen angenehmen Eindruck; sie enthält aber allerlei belehrende und allem Anschein nach verläßliche Mittheilungen aus dem Leben

unserer Nonnenklöster, und da diese, namentlich durch die Empfehlungen des Fuldaer Hirtenbriefes, der gebildeten Welt, die sich sonst wenig um sie kümmerte, wieder etwas näher gelegt worden sind, so mag es erlaubt sein, zur Erbauung des hohen und des niederen Clerus, sowie sämmtlicher Laienschaft das Wissenswertheste aus der Schwester Maria Johanna Enthüllungen mitzutheilen.

Maria Johanna hat das Licht der Welt als Elisabeth Städele im Jahre 1834 zu Saulgau in Oberschwaben erblickt. Sie verlor schon früh ihren Vater, wurde aber von der Mutter fromm und christlich, doch keineswegs zur Klosterfrau erzogen. Namentlich wurde ihr Liebe zur Arbeit beigebracht, „damit sie nicht einmal fremden Leuten zur Last fallen müsse.“ So verlebte sie einundzwanzig Jahre in glücklicher Unschuld unter den Augen ihrer Mutter, bis die hochwürdigen Jesuitenväter in dortiger Gegend eine von ihren bekannten Missionen abhielten. Ihre Höllepredigten erschütterten das Mädchen dergestalt, daß es der sündhaftesten Welt Valet zu sagen und in ein Kloster zu gehen beschloß. Nach vielen inneren Kämpfen theilte sie diesen Vorsatz ihrem Beichtvater mit, der ihn aber keineswegs billigen wollte. Sie sei die Stütze ihrer Mutter und solle bei dieser bleiben. Sie aber blieb bei ihrem Entschlusse. Dem Beichtvater schien gerade jene göttliche Erleuchtung zu fehlen, die ihr aus den Jesuitenvätern so verführerisch entgegengesprudelt hatte.

In jenen Tagen kam eine arme Franziskanerin aus dem Kloster zu Birmasens, welches damals die Rheinpfalz schmückte, in die Gegend von Saulgau. Sie war beauftragt, für die fromme Anstalt zu sammeln, d. h. zu betteln.

Bei dieser Gelegenheit lernte sie unsere Elisabeth kennen; diese begleitete sie gerne auf ihren Bittgängen und vernahm von ihr, daß das neue Kloster zu Pirmasens, welches erst vor anderthalb Jahren durch den hochwürdigen Herrn Dr. Nardini gestiftet worden sei, allen braven Mädchen, die der Welt entfliehen wollten, offen stehe. So erklärte sie denn der armen Mutter, jetzt sei ihre Zeit gekommen; sie sei entschlossen, Christi Braut zu werden und ins Kloster zu gehen. Weinend und gebrochenen Herzens reichte ihr diese die Hand zum Abschied.

Zwei Tage darauf kam Elisabeth Abends zu Pirmasens im Kloster an. „Nachdem mein Aussehen,“ erzählt sie, „von allen Seiten hinlänglich gemustert worden, sagte die ehrwürdige Mutter Agathe: „Die können wir nicht umbringen.“ Mit diesen seltsamen Worten wollte übrigens Mutter Agathe nur andeuten, daß endlich wieder ein weiblicher Hercules gefunden sei, dem man alle, auch die härtesten Arbeiten aufladen könne.

Die Enttäuschung ließ aber nicht lange auf sich warten. „Ich fand im Kloster,“ sagt Elisabeth, „nicht nur nicht, was ich suchte, ich fand gerade das, was ich in der Welt hatte fliehen wollen: Vergernisse aller Art und die tiefste Unsitlichkeit.“ Letztere Behauptung ist die überraschendste; die Berichterstatteerin gibt sich aber auch die meiste Mühe, sie zu begründen, was ihr denn auch vollständig gelungen ist.

So kam z. B. eines Tages der oben erwähnte, jetzt verstorbene Dr. Nardini, damals Stadtpfarrer, der „Gründer,“ in das Kloster. Es war ein schöner, geistreicher Mann aus heißem italienischem Geblüte. Dieser benützte nun jenen Besuch, um zuerst eine „Anklage-



stunde“ zu halten, ein täglich geübtes, der Laienwelt wohl wenig bekanntes Heiligungsmittel. Soll nun die Anklagestunde gehalten werden, so sitzt die Oberin mitten im Zimmer, ringsherum im Halbkreise die Schwestern. Nachdem Alles Platz genommen, steht eine der letzteren nach der andern vom Stuhle auf, kniet vor die Oberin hin, küßt den Boden und spricht: „Ehrwürdige Mutter, ich klage mich vor Ihnen und allen meinen Mitschwestern folgender Fehler an und bitte demüthig um eine Buße und Verzeihung.“ Nach dieser stehenden Formel beginnt die betreffende Nonne die Fehler herzuleiern, als z. B.: ich habe eine Stecknadel verloren, auf dem Gange geschwächt, zum Fenster hinausgeschaut, hab' einer Schwester, die mich zurechtwies, nicht „Vergelt's Gott“ gesagt, aus sündhafter Neugier eine Aspirantin gefragt, woher sie sei, die Thüre zu hart zugeschlagen, aber den Boden nicht dafür geküßt, und andere dergleichen Schandthaten mehr. Als Bußen werden für geringere Fehler Gebete zu den verschiedenen Ordensheiligen aufgelegt, für schwerere aber Entziehung der heiligen Communion, Essen auf den Knien, Entfernung vom gemeinschaftlichen Tische u. s. w.

Nachdem also damals der als heilig verehrte Dr. Nardini seine Anklagestunde abgehalten hatte, nahm er den Nonnen in Ernst und Würde auch die Beichte ab. Hierauf verlangte er, Abends um acht Uhr, auf sein Zimmer geführt zu werden.

Die Vorsteherin, Schwester Afra, begleitete ihn dahin, blieb aber auch bis elf Uhr dort. Die andern Schwestern nahmen an dieser auffallenden Erscheinung ziemliches Aergerniß. Warum so lange schwätzen und plaudern,

da doch der hochwürdige Beichtvater kurz vorher in der Anklagestunde das Stillschweigen so dringend empfohlen hatte? Indessen scheint man damals in des Beichtvaters Schlafzimmer nicht allein geschwätzt und geplaudert, sondern auch gekost und, wie man in Linz zu sagen pflegt, „getatschelt“ zu haben. Nach der Abreise des heiligen Gründers gerieth nämlich Schwester Afra in volle Verzweiflung. Sie gestand, sie sei den ganzen Abend auf dem Schoße des ehrwürdigen Vaters gesessen, der sie mit Küssen und Liebkosungen überhäuft habe. Sie möchte vergehen vor Gewissensbissen und Seelenangst; denn sie habe eine Todsünde begangen.

Elisabeth oder, wie sie nunmehr hieß, Maria Johanna gab ihr den Rath, an ihren Verehrer um Trost zu schreiben. Dr. Nardini antwortete sofort, sie solle nur ganz ruhig sein; sie sei ein liebes, gutes Kind; die Sache sei nicht so, wie sie meine; sie hätte es nur Niemanden sagen sollen.

Die innere Einrichtung eines solchen Frauenklosters erinnert etwas an einen Bienenstaat — einerseits eine Königin mit einigen anspruchsvollen Damen, der Vicarin, den Assistentinnen, der Novizenmeisterin u. s. w., die sich alle ihres Lebens freuen und sich gewisse vornehme und heilige Missethaten zu geben suchen, obgleich sie vorher in der Welt draußen „ganz ordinäre Weibsbilder“ gewesen; andererseits eine Anzahl Arbeitsbienen, welche sich schinden und plagen, dabei aber hungern und darben müssen.

Zu letzteren gehörte auch Schwester Maria Johanna (sie war ja nicht umzubringen), und sie weiß die Leiden einer solchen unglücklichen Creatur beredt genug zu schildern. Als gnadenreiche Vergeltung für Nachtwachen, Wasser-

tragen, anstrengende Klosterwäsche und nagenden Hunger wurde den Arbeitsschwestern gewöhnlich versprochen, daß sie andern Tags — die heilige Communion empfangen dürften, aber Maria Johanna gibt deutlich zu erkennen, daß nach solchen Fastenzeiten eine kräftige Wurstsuppe sie viel mehr erquickt hätte, als die vielbelobte Himmelspeise. Die Schwestern selbst erschienen ihr gehässig, unverträglich, zu Aufpasserei und Angeberei vortrefflich abgerichtet. Die stille Behaglichkeit, die sie sich für Beschauung und Anbetung gewünscht hätte, war in diesen Räumen nirgends zu finden.

Acht Jahre nach der Gründung der heiligen Anstalt verstarb der ehrwürdige Dr. Nardini. Er scheint viel geliebt zu haben und wird ihm daher auch viel vergeben werden.

Auf denselben Bibelspruch dürfte sich wohl auch sein Nachfolger in der Stadtpfarrei zu Birmasens berufen, den wir aber, da er noch am Leben sein soll, nicht mit Namen nennen wollen. Er konnte das fromme Stift geradezu als sein Serail betrachten und durfte nur das Schnupftuch auswerfen, um die Mädchen willig zu finden. Schwester Johanna läßt eine Reihe von Odalisten in befremdlichen Silhouetten an uns vorübergehen. Ihm zuliebe scheint z. B. die schöne Oberin Agathe ein leichtes Leiden geheuchelt zu haben — wenigstens brachte er ganze Tage bei verschlossenen Thüren an ihrem Krankenlager zu, während ärztlicher Beistand ferngehalten wurde. Reinlich geschmückt lag sie in ihrem Bette und guckte recht lieb-reizend heraus. Aber nach manchen Wochen innigsten Verständnisses beklagte auch sie sich, daß ihr der neue

Beichtvater gefährlich geworden. Sie zerfiel mit ihrem Seelenrathe, der sie nach so vielen schönen Stunden als eine unverschämte Person und Lügnerin verschrie. In seinem Unmuth brach er sogar verrätherisch in die Worte aus: „Euch hat Alle der Teufel zusammengeführt!“ Die Sache kam vor dem Ordinariat in Speyer zur Verhandlung und dabei mancherlei Unflath an den Tag. Der Stadtpfarrer suchte sich durch einen Brief zu decken, den ihm Frau Agathe vordem geschrieben. Aus dem bedenklichen Inhalte wird wenigstens Eine cynische Probe mitgetheilt. Wie unser alter Stammvater Adam schob auch der Beichtvater die Sünde auf die Unwiderstehlichkeit seiner Eva. Diese verließ bald darauf die heiligen Hallen, um ihre Tugend anderstwo in Sicherheit zu bringen. Ihre Nachfolgerin in der hochwürdigen Zuneigung nannte sich Schwester Anastasia. Diese zeigte einen großen Hang zu Pracht und Ueppigkeit, der das heiterste, weltlichste Leben in das stille Klösterlein brachte.

Mit dieser Schwester begab sich der Beichtvater dreimal nach Siebenbürgen, angeblich um die dortigen Klöster des Ordens zu visitiren. Auf diesen Ausfahrten scheinen aber die beiden Reisenden der himmlischen Liebe, die sie an einander fesselte, oft einen allzu irdischen Ausdruck verliehen zu haben. Wenn sie so küssend und schnäbelnd im offenen Wagen dahinfuhren, so war mancher Laie in Gefahr, dem zärtlichen Bilde eine unrichtige Auslegung zu geben, schüttelte bedenklich den Kopf und sprach für sich: Die thun ja, wie wenn sie auf der Hochzeitsreise wären!

Freilich, wer diese begehrlischen Dirnen aus der Hefe

des Volkes betrachtet, die ohne alle oder unter der schlechtesten Erziehung aufgewachsen — die Hälfte der Schwestern in Pirmasens ist unehelicher Geburt gewesen — die schon vorher nicht aus innerem Berufe, sondern nur aus Lebensnoth über die heilige Schwelle gehen, und wer dann den Beichtvater hinzudenkt, den in Müßiggang und feister Nahrung aufgeschwollenen, an Heuchelei gewohnten Cölibatär, dessen Wink die Verehrung der Beichttöchter in gehorsame und nachgiebige Liebe verwandelt — wer jene betrachtet und diesen hinzudenkt und gleichwohl nicht einsieht, daß die gottselige Anstalt durch Mutter Natur selber ganz sanft und mild zum Harem umgebildet werden muß, welchem die Jesuiten durch ihre Missionen, die so manches Mädchen ins Kloster jagen, lediglich als Kuppler dienen — wer das nicht einsieht, dem ist überhaupt nicht zu helfen, selbst wenn er ein zu Fulda versammelter Bischof wäre. Ob aber auch solche Häuser, wie die Fuldaer Bischöfe von der Thätigkeit der Orden insgemein behaupten, zur Gesundheit und Vollständigkeit des katholischen Lebens gehören?

„In der Welt,“ sagt unsere Schwester, „kann man dem Teufel aus dem Wege gehen; im Kloster muß man mit ihm essen und beten.“ So meinte ja auch das spätere Mittelalter, es sei besser, eine Tochter ins Freudenhaus gehen zu lassen, als ins Kloster. Aus jenem könne sie doch wieder entfliehen, aus diesem — wie es damals war — aber nicht.

Allem Anschein nach sind die Laien über den Werth solcher Anstalten von jeher gründlicher unterrichtet gewesen, als die geistlichen Oberen. Boccaccio z. B. ist in diesem

Stücke ein besserer Gewährsmann, als das ganze deutsche Episcopat. In Bayern hatten wir auch schon unsere Erfahrungen gesammelt und brauchten nicht auf den Malfatti'schen Scandal in Innsbruck zu warten, um zu wissen, was an diesen Leuten ist. Allein der wahre Katholik hat bekanntlich seine Vernunft geopfert und glaubt nur, was er in seinen ultramontanen Blättern gedruckt liest; diesen aber liegt sehr wenig daran, ihm für jenes Opfer Ersatz zu bieten.

Dieselben adeligen Familien, deren Väter im vorigen Jahrhundert von den Jesuiten mißbraucht worden, vertrauen jetzt gerade diesen mit Vorliebe wieder ihre Jungen an. Je klarer es wird, wie liederlich sie in Rom mit dem Peterspfennig umgehen, desto höher steigt der Eifer der frommen Köchinnen; je heilloser und gottverlassener die päpstliche Wirthschaft im ehemaligen Kirchenstaate sich herausstellt, desto inbrünstiger bitten unsere Landkapläne und Reichstags-Abgeordneten um deren Wiederherstellung!

Sehr belehrend wird im weiteren Verlaufe das klösterliche Bettlerleben geschildert. Eine wesentliche Aufgabe der Nonnen war nämlich, mit dem Bettelsack über Berg und Thal zu strolchen und für die Daheimgebliebenen zu „sammeln“. Bekanntlich ist in unserem Probirländlein diese Landplage, welche Max I. so glücklich ausgetrieben hatte, durch seinen leider unbergeßlichen Sohn, Ludwig I., wieder eingeführt worden.

Die Nonnen, die man im Kloster entbehren konnte, wurden also nach der Ordensregel zum Sammeln ausgesandt. Sie schwärmten dann, ihrer eigenen Tugend überlassen, in der weiten Welt herum. Manche neue

Zugängerin wurde lediglich eingekleidet, das heißt in eine Kutte gesteckt und sofort, ohne irgend welche Prüfung oder Vorbereitung, auf Reisen beordert. „Die Eine,“ sagt Schwester Maria Johanna, „schickte vom Bettel eine Kuh, die Andere eine Jungfrau, die Dritte ein kleines Kind, jede, was sie aufgabelte, nach Haus, doch das Geld war immer das Liebste.“

Mancher lebenslustigen Schwester mögen diese Weltfahrten nicht übel behagt haben. Im Kloster harte Arbeit, schlechte Kost, Eifersucht und Gehässigkeit, ein wohlorganisiertes Denuncir-System, überdies die langweiligsten Andachtsübungen und so strenge Clausur, daß, wenn Vater, Mutter, Geschwister oder Verwandte zum Besuche kommen, die Schwester nicht einmal allein mit ihnen reden darf, sondern von der Novizenmeisterin überwacht wird — und draußen in der Welt ein freier Paß durch aller Herren Länder, zu Haus und Hof, zu Küch' und Keller, zu Verheiratheten und Junggesellen, ja sogar hinein „bis in die Kasernen“ — gewiß ein greller Unterschied, welcher sich auch diesen gottgeweihten Jungfrauen fühlbar machen mußte. Uebrigens fehlte es auf den Pilgerfahrten doch keineswegs an Demüthigungen aller Art und Schwester Maria Johanna führt wörtlich viele Reden an von Geistlichen und Weltlichen, bittere, harte Reden über ihren unsittlichen Bettel, die sie weinend einstecken mußte.

Doch schien auch jene strenge Clausur dem letzten Beichtvater noch nicht genügend. Er wollte ein Gitter machen lassen, und nur durch dieses sollten die Nonnen noch mit ihren Verwandten sprechen dürfen. Schwester Maria Johanna wies bei dieser Gelegenheit auf den

lächerlichen Zwiespalt hin, der zwischen der Knechtschaft der Daheimbleibenden und der ungebundenen Freiheit der Bettelgängerinnen bestehe. Um mehr Gleichheit herzustellen, schlug sie vor, der Beichtvater solle jeder fahrenden Schwester ein Gitter machen lassen, das sie mit sich tragen und bei jedem Zusammentreffen mit einem Mannsbild vor das Gesicht halten könne.

Schwester Maria Johanna, die ebenfalls lange Zeit im Bettel ging (einmal mit einer siebzehnjährigen, erst acht Tage vor dem Ausmarsche eingekleideten Gefährtin), behauptet in fünf Jahren über zwanzig tausend Gulden nach Hause gebracht zu haben, meistens von Holzhackern und Tagelöhnern, denn die reichen Leute, sagt sie, geben nichts.

Andere Schwestern (zuweilen waren deren vierundzwanzig unterwegs) brachten aus anderen Ländern, aus Böhmen, Ungarn, ja sogar bis aus der Türkei, sehr namhafte Summen nach Birmasens. Der Erlös ward zunächst zum Unterhalte der Nonnen, der aufgenommenen Waisenkinder, die aber in Nahrung und Pflege arg verwahrlost wurden, und endlich zu lustigen Feierlichkeiten verwendet.

Ein guter Theil der Pfennige, welche die armen Schwestern auf ihrer Pilgerschaft den Tagelöhnern und Holzhackern abgejagt, ging nämlich zu Hause bei hohen Namensfesten mit Theaterspielen, Gastmählern, nächtlichen Gelagen und Geschenken in den Wind — ungefähr ebenso, wie es mit dem Peterspfennig, den die deutschen Schäßlein spenden, in Rom zu gehen pflegt.

So oft nämlich der hohen Oberin oder des hochwür-



digen Beichtvaters Namenstag herannahete, wurde eine Bühne aufgeschlagen und ein Schauspiel eingelernt. Die ehrwürdige Mutter gab Stunden und hielt die Proben, wenn die Feier des Seelenrathes — der Seelenrath, wenn der Oberin Namensfest bevorstand. Bei den „Arbeitsbienen,“ die den ganzen Tag zu thun hatten, wurden hiezu die Nächte verwendet. „Manche Gesundheit, manches junge Leben,“ sagt die Verfasserin, vielleicht mit Uebertreibung, „ist da ein Opfer geworden durch Aergerniß und Verdruß. Wer sucht auch,“ fährt sie fort, „Theater-spiele, Tänze, Gastmähler in einem Kloster der armen Franziskanerinnen, zumal dieselben von dem Gelde bestritten werden, das für arme Waisen gesammelt worden und woran das Leben so mancher Schwester hängt, die Sommer und Winter, bei Frost und Regen, Schnee und Kälte, von Thüre zu Thüre die Kreuzer zusammengelesen hat!“

Zu Ehren eines so denkwürdigen Tages, dessen unvergleichliche Wichtigkeit jedem guten Katholiken einleuchten muß, wurde drei- bis viermal Theater gespielt. Am Vorabende gaben die Schwestern ihre histrionischen Künste zum besten. Dazu wurde die General-Oberin von dem Beichtvater feierlich abgeholt und hochgalant in den Theatersaal geführt. Dem Schauspiel folgte ein lucullisches Mahl, das in ein nächtliches Gelage überging und bis Mitternacht dauerte. Während dieser Zeit wurde eine Bühne in einem anderen Zimmer aufgeschlagen für die größeren Zöglinge beiderlei Geschlechts, unter denen auch einige Studenten und Lehrmädchen aus Gefälligkeit mitwirkten. Des Anstands halber wurden aber die Studenten nicht

zur Klosterpforte hereingelassen, sondern von den größeren Mädchen zum Fenster hereingehoben. Nachdem Alle miteinander gespielt und fremden Empfindungen ihre Stimme verliehen hatten, begannen sie auch ihren eigenen Gefühlen Ausdruck zu geben. Mädchen, Schwestern und Studenten gruppirten sich paarweise in den Ecken umher. „Wehe mir, daß ich sah, was ich sah!“ ruft unsere Schwester mit sprechender Verschwiegenheit aus. Ein sechzehnjähriger Student blieb damals in einer Zelle über Nacht, doch wurde die schuldige Schwester von der Oberin in einem Anfälle von Schamhaftigkeit anderen Tages aus dem Kloster gejagt.

Bei den Gastmählern schäumten die Pokale! Ungarische, spanische Weine, Malaga, Bordeaux und Champagner neigten die Kehlen der armen Franziskanerinnen, jedoch nur der hochgestellten und der geistlichen Herren, die zu solchen Festlichkeiten geladen waren. Die Auslagen für Wein und Tafel betrugten jedesmal über zweihundert Gulden. Für die Geschenke, die der hochwürdige Beichtvater an seinem Namenstage erhielt, wurden oft mehr als vierhundert aufgewendet. Darunter war einmal auch ein prächtiger Pelzrock, den er jetzt noch tragen soll.

Durch diese und ähnliche Geschichten war übrigens die Stellung der armen Franziskanerinnen zu Birmasens ganz unhaltbar geworden; mehrere Schwestern traten unter höchst auffallenden Umständen aus dem Kloster und ließen die Gründe, welche sie dazu gebracht, wohl auch andern kundbar werden. Nun hieß es, die Pfalz sei kein Boden für klösterliche Institute; man wolle die Anstalt lieber in ein würdigeres Land verlegen. So zog man

denn nach Gottes Fügung in das fruchtbare Niederbayern, „das Land der Verheißung“, und zwar nach Mallersdorf im Bisthum Regensburg. Dort hatte schon früher ein Kloster bestanden, dessen Gebäude die armen Franziskanerinnen nunmehr um eine hohe Summe erwarben. Den Beichtstuhl behielt in den ersten Wochen noch der hochwürdige Vater von Birmasens, welcher mitgewandert war.

Unter allen Deutschen zeigten vordem die Pfälzer die wenigste Sympathie für mittelalterlichen Wust. Ihre enorme Gescheitheit schien ein undurchdringlicher Panzer gegen alle Capuzinaden. Allein mit sichtlichem Beistande des heiligen Geistes hat die „Kirche“ gleichwohl einen Umschlag herbeizuführen gewußt. Die dortigen Katholiken, so viele nämlich mitthun, haben den deutschen Gebrauch zu denken, auf den sie sich früher so viel zu Gute thaten, nachgerade gehorsamst abgelegt und sich dem wälschen Blödsinn rückhaltslos ergeben. Jetzt ist zwischen einem Pfälzer Krischer und einem Holladauer Rüpel nur noch der Unterschied des Dialectes; die geistige Höhe ist dieselbe.

Welche Freude mußte aber das warme Hirtenherz des Bischofs Senestrey empfinden, als er diese tugendhaften Jungfrauen in seinen Gau ziehen sah! Er, der in solchen Dingen ein feiner Kenner, schien übrigens bald zu gewahren, daß die Beziehungen des Beichtvaters zu seinen hübschen Beichtkindern eine Innigkeit gewonnen hatten, welche dem Ruf des Klosters, selbst im dickgläubigen Niederbayern, nachtheilig werden konnte. Er hat daher den Seelenrath, wieder hinzugehen, wo er hergekommen — eine Bitte, die dieser nicht wohl abschlagen konnte.

Schwester Maria Johanna war im Jahre 1870 mit  
Steub, Kleinere Schriften. IV.

anderen Nonnen auch nach Frankreich gegangen, um in den Lazarethten Dienste zu leisten. Als sie nach Maltersdorf zurückgekehrt, war die erste Frage ob sie Geld mitbrächten. Die Ausbeute schien nicht zu genügen, und es wurde daher den Heimgekehrten eine Art Haberfeld getrieben. Sechs Novizinnen bekamen Ejselohren auf die geweihten Schleier, Musikinstrumente in die Hand, Sanitätskreuze und leere Reisetaschen angehängt, diese, weil die Schwestern leer nach Hause gekommen. Dann begann unter musikalischem Lärm ein förmliches Fastnachtsspiel, das seinen Hohn und Spott über deren Aufopferung im Kriege ergoß.

Dieser Empfang nach so vielen Entbehrungen und Leiden erbitterte aber die arme Schwester dergestalt, daß sie Abschied nahm und sofort aus dem Kloster trat, dem sie fünfzehn Jahre angehört hatte. Sie wurde mit einem Zeugnisse entlassen, das ihre Arbeitsliebe und ihre Sittreinheit ausdrücklich anerkannte.

Damit schließt das Büchlein: ein trauriges Bild menschlicher Verkommenheit, um so trauriger, als all dieser Unfug unter dem Scheine der Heiligkeit getrieben und von den Sparpfennigen des Volkes erhalten wird!

Lauter Feinde unserer heiligen Religion! hört man gewöhnlich von der andern Seite, wenn solche Frevel ans Tageslicht gezogen werden. Wer sein Volk liebt und etwas politische Einsicht hat, wird aber jetzt mehr als je sich nach einem wahren Christenthum sehnen. Die Moral der oberen Stände ist durch ihre Geldgier ebenso erschüttert, wie die der unteren durch communistische Gelüste. Im Mittelstande zeigt sich noch einige sittliche Festlichkeit, allein

wer kann wissen, wie lange sie nachhält? Um so willkommener wäre eine ehrenhafte, veredelnde Religion als ein Damm gegen die Ueberfluthung der bösen Wässer.

Aber ob der römische Katholicismus in seinem jetzigen Wesen dieser Damm zu sein vermöchte? Die unaufhörlichen Scandale, bis auf die Dachauer Banken in München und in Brüssel, Kryptogamie und Päderastie, Habsucht und Rohheit, die jetzt Tag für Tag ans Licht treten, sie zeigen eine Fäulniß, die kaum mehr eine Hoffnung erlaubt. Einer Gesellschaft, die sich Leute wie Zander, Sigl, Karl Barth u. s. w. als Leithämmel gefallen läßt, wird bald kein anständiger Mensch mehr angehören wollen. Die Verheißung, daß diese Kirche das Volk erziehen und bilden werde, ist nie in Erfüllung gegangen. Was sie in dreizehn Jahrhunderten nicht zu Stande gebracht, wird ihr auch im Lauf des gegenwärtigen nicht mehr gelingen. Man weiß ja, was sie im Kirchenstaat, in Italien, in Spanien, in Frankreich für diesen Zweck geleistet. Wie dumm sind die katholischen Elässer unter ihren Händen geworden! In Altbayern läßt sich statistisch nachweisen, wie das Volk vom Alpengebirg herab bis in den Bayerischen Wald immer roher, unwissender und verbrecherischer wird, je kirchlicher es ist.

Jetzt steigt diese Kirche noch unter sich selbst herab, indem sie erlogene Mirakel, wie unsere liebe Frau von Lourdes und andern Schwindel neuerdings in die Mode bringt. So fadenscheinigen Betrug würden sich kaum die blinden Heiden aufbinden lassen. Der hochwürdige Klerus bescheidet sich allerdings, daß seine Kunststücke nur noch bei den Bauern und den Cavalieren ziehen. Aber soll des

Landmanns und des Adelsstands Bornirtheit ewig wahren?  
Und wenn sie weicht — was dann?

8. März 1873.

Seitdem dies geschrieben, ist uns einiges Licht aufgegangen. Bisher hatte es den Anschein, als sollte die Sache überhaupt zu Tode geschwiegen werden. Die liberalen Journale erwähnten sie nicht, und daß die ultramontanen nicht für Verbreitung ihrer Pirmasenser Geschichten zu wirken suchten, durfte keineswegs wundern. Da tritt plötzlich die Augsburger Allgemeine Zeitung auf die Bühne und bringt in ihrem Blatte vom 6. März einen Artikel „Aus der Rheinpfalz“, welcher den heiklen Gegenstand bespricht und auf einen offenen Brief hinweist, der eben erschienen und an den hochwürdigen Herrn Joseph Hundhammer, Superior der armen Franziskanerinnen in Malersdorf, gerichtet ist. Er führt den Titel: „Die Partei der Lüge.“ Als Verfasser bezeichnet sich Johannes Buchheit, Stud. theol. an der Universität München — derselbe, der, wie wir jetzt entnehmen, auch das „Ordenskreuz“ redigirt hat.

Aus diesem offenen Briefe ersehen wir nun, daß jene erste Schrift allerdings schon seit längerer Zeit hinter dem Rücken der gebildeten Menschheit im „Straubinger Tagblatt“ behandelt worden ist. Dieses Winkelblättchen scheint sich auch jener Haltung zu befleißigen, an welche uns unsere altbayerischen Zeitungen, die sich katholisch nennen, schon lange gewöhnt haben. Als Verfasser der betreffenden Artikel wird in dem offenen Briefe der hochwürdige Herr

Hundhammer genannt und seine Vertheidigung des Klosters, vielmehr seine Angriffe gegen Schwester Johanna und Studiosus Buchheit als lügenhaft bezeichnet. Dabei kommen wieder verschiedene neue Enthüllungen an den Tag. Die Augsburger Allgemeine Zeitung citirt auch eine öffentliche Erklärung des Studiosus Buchheit, worin er constatirt, daß die Vorstände des Bettel-Ordens bis jetzt wohlweislich den Rechtsweg nicht beschritten haben, denn es sei noch mehreres faul im Staate Dänemark, was dann an die Deffentlichkeit käme.

Eine seltsame Geschichte! Wenn der Herr Stadtpfarrer von Birmasens, sagt man, sich zu vertheidigen vermöchte, so würde er's gewiß nicht unterlassen. Wenn übrigens derlei Dinge in Klöstern vorkommen, die, wie das Birmasenser, sozusagen im Licht des hellen Tages wandeln, was ist erst möglich in jenen anderen, „von strenger Clausur,“ welche Niemand betreten darf, als der Beichtvater und der Bischof!

Im März 1875.

In den letzten zwei Jahren habe ich mit verschiedenen glaubwürdigen Männern aus der Pfalz über die Enthüllungen der armen Franziskanerin gesprochen und von allen gehört, daß an der Wahrheit derselben nicht zu zweifeln sei. Einer der Gewährsmänner meinte sogar, Elisabeth Städele habe das Aergste noch gar nicht gesagt.

Daß auch in Maltersdorf die Heiligkeit des klösterlichen Lebens noch viele unheilige Schläfen mit sich führe, scheint aus einem Vorfalle aufzudämmern, welchen letztes Jahr

die niederbayerischen Zeitungen meldeten. Eines schönen Morgens nämlich, als der Bahnzug, der von Regensburg nach München geht, eben vor Neufahrn bei Maltersdorf hielt, erschienen plötzlich laufend und keuchend zwei junge Nonnen aus dem Kloster, welche zu erkennen gaben, daß sie mit dem Zuge nach München fahren wollten. Gleich darauf kamen ihnen jedoch zwei oder drei andere Schwestern nach, die sie mit Ungestüm aufforderten, mit ihnen wieder ins Kloster zurückzukehren. Die beiden ersteren, die ihren Platz im Zuge schon eingenommen hatten, weigerten sich aber standhaft und als die andern von ihren Bemühungen nicht ablassen wollten, rief ihnen die eine vor gesammtem Publikum mit erhobener Stimme zu: „Wenn ich hier sagen wollte, was ich weiß, würdet ihr vor Scham in den Erdboden sinken.“ Nach dieser Anrede setzte sich der Zug wieder in Bewegung und die beiden Klosterfrauen kamen glücklich in München an.

Ueber die näheren Umstände und die Gründe, welche die zwei Schwestern das Kloster zu verlassen zwangen, hat man in unsern liberalen Zeitungen, die das Treiben der Ultramontanen viel zu wenig überwachen, nichts mehr gelesen.



## Das Kriegerfest zu Reut im Winkel.

Juni 1873.

In den letzten Tagen saß ich zu Markwartstein, einem Dorfe mit altem Schloß, das südlich vom Chiemsee liegt und hörte da, wie von einem Kriegerfeste die Rede ging, auf welches sich das benachbarte Reut im Winkel, das letzte bayerische Dörflein an der tirolischen Gränze, eben vorbereitete. Ein gedrucktes Programm, das zu Markwartstein im Wirthshause angeheftet war, gab einigen näheren Aufschluß. Man erlah daraus, daß bei dem Feste das Denkmal enthüllt werden sollte, welches der dortige Kriegerverein jenen Mitgliedern gesetzt, die im letzten Feldzuge geblieben waren. Es schien der Mühe werth, sich in der Nähe zu betrachten, wie sich die großen Zeiten in dem Dörflein spiegeln, und so reiste denn mancher Landsmann neugierig herzu, um des Festes Gast zu sein.

Das Dörflein liegt in einer wiesenreichen Fläche, zum größten Theil von walldigen Bergen umgeben, die kein besonderes Ansehen haben. Nur gegen Süden steigt, als der Herrscher der Landschaft, der Wilde Kaiser auf, der sich hier wie ein ungeheurer eingefallener Krater darstellt und durch seine kahlen Wände von den grünen Höhen der

Nachbarschaft sehr eigenthümlich abticht. Das Dörflein selbst erfreut sich einer kleinen Kirche und eines geräumigen Friedhofes, hat zwei gute Wirthshäuser und ein paar Duzend bäuerliche Anwesen, deren Erdgeschöß aus Stein erbaut ist, während der obere Stock nach alter Manier aus Holzwerk besteht, welches Wind und Wetter längst gebräunt haben. An der Vorderseite läuft der Söller entlang; auf den sanft geneigten Dächern liegen verwitterte Schindeln und graue Felsblöcke. Die Höfe stehen ohne Regel durcheinander — hie und da zeigt sich auch ein vornehmeres Haus oder Häuschen, welches ganz von Stein und mit grünen Fensterläden geziert ist.

Es versteht sich von selbst, daß das Dörflein am Vorabend des großen Tages schon gehörig aufgeputzt und ausgeschmückt war. Von allen Firsten wehten Festesfahnen, deutsche, bayerische, auch etliche weiß und rothe, welche die Sympathien für die tirolischen Nachbarn ausdrückten. An Triumphbogen aus Fichtenreisern fehlte es ebenso wenig und sie riefen den erwarteten Gästen alle ein herzliches Willkommen zu. Hinter dem Dorf, auf dem grünen Büchel, der eine mächtige deutsche Flagge trug, war eine Batterie von Böllern aufgestellt, welche alsbald Laut zu geben anfing. Ueber diesen Geschützen, im Keller, d. h. im Biergarten des Obertwirthes, saßen einträchtiglich die Honoratioren, die dem Feste zu Ehren hier zusammengekommen waren und dem Traunsteiner Bier, das man ihnen zulieb herbeigeschafft, ihre Anerkennung nicht versagen konnten. Später machte sich auch eine kleine Bergbeleuchtung bemerklich, die freilich mehr des guten Willens als des großartigen Eindrucks wegen hervorzuheben ist.

Die gebietende Hausfrau im untern Wirthshause, welche Scheffel einst in seiner „Frau Aventure“ dem deutschen Publikum vorgestellt hat,<sup>1</sup> die untere Frau Wirthin also, welche noch ihr saracenisches Kopftuch trägt, sie empfing uns trotz des ungewohnten Gedränges, in dem sie sich heute bewegen mußte, mit großer Freundlichkeit und hatte auch noch eine treffliche Liegerstatt für uns bereit. Die gesellige Unterhaltung, wie sie im Pro-

<sup>1</sup> Unter der Aufschrift: Reutti im Winkel — besingt er sie folgender Weise:

Heia! der Meerfahrt sind wir entronnen;  
Nie mehr verlockt uns ein Kreuzzugpanier;  
Reutti im Winkel ha'n wir gewonnen,  
Und der Wildkaiser bergeinsam Revier.

Weidender Heerden Glöckleingebimmel  
Läutet zum Einzug grüßend und mild,  
Und wie ein Arm aus dem siebenten Himmel  
Winkt uns des Unterwirths gastlicher Schild.

Schau die Frau Wirthin! Wie kommt sie gehüpft,  
Blickend und glühend in fremdem Geschmeid:  
Schier wie ein Turban das Kopftuch geknüpft,  
Schier saracenisches ihr Blick und ihr Kleid.

Hier schlägt das Lager nach fröhlichem Wandern!  
Schwinget die Zither statt Lanze und Schwert!  
Syrische Lorbeern gönnen wir Andern,  
Denen die Seele von Sünde beschwert.

Laßt mit Gefängen zu Felde uns liegen;  
Heia, Frau Wirthin, wir künden Euch Streit,  
Das heidnische Kopftuch woll'n wir bekriegen,  
Das griechische Feuer, das unter ihm dräut.

gramm vorgeschrieben war, spann sich bis gegen Mitternacht fort und dann gingen wir erwartungsvoll zur Ruhe.

In den Alpen hat man wenig Achtung vor dem Schläfe; man sucht ihm vielmehr einen Fußtritt zu geben, wo man immer kann. Je höher ein Gast verehrt wird, desto früher wird er aufgeweckt. Dieß geschieht bei feierlichen Gelegenheiten immer durch Böllersalven, welche furchtbar krachen. Kommt der Bezirkshauptmann, belehrte mich einst ein Tiroler Bäuerlein, so schießt man um sechs Uhr; kommt der Statthalter, um fünf Uhr; kommt der Bischof, um vier Uhr. So widersuhr mir auch vor zwei Jahren zu Schwaz im Innthal die Ehre, zu gleicher Zeit mit dem hochwürdigsten Fürstbischof von Brigen, der eben zur Firmung gekommen war, des Morgens um vier Uhr aufgeschossen zu werden, obgleich ich an seinen Verdiensten um Staat und Kirche ganz unschuldig bin. Was der Gefeierte um vier Uhr Morgens, namentlich im Herbst und Winter, anfangen soll, das kümmert seine Verehrer nicht im mindesten. Ich dachte damals, meinen eigenen Nerger vergessend, mit Theilnahme an den hohen Kirchenfürsten. Was wird er, fragte ich mich, jetzt thun? Wird er sich, wenn seine Dienerschaft nicht mit aufgewacht, vielleicht den Kaffee selber kochen oder zu seiner Erbauung die „Tiroler Stimmen“ lesen? Oder soll er wieder einschlafen? Aber wenn er schlafen soll, warum hat man ihn denn aufgeweckt? Man schießt indessen auch die hohen Festtage an, namentlich das Fronleichnamsfest. Dieß kann nun aber doch nicht den Gästen gelten, sondern da sind die Böller schon unmittelbar gegen unsern lieben Herrgott gerichtet. Man sucht ihn also um drei oder vier Uhr

wach zu schießen, damit er nicht verschlafe, sondern andächtig zuschaue, wie auf seinem Lieblingsplaneten Tellus das Fronleichnamsfest gefeiert und sein heiliger Leib in Procession herumgetragen werde. Wie dem auch sei — es läßt sich nicht läugnen, daß es in diesem Jahrhundert noch als eine große Ehre gelte, beim ersten Hahnenschrei aufgeschossen zu werden; aber es kommen wahrscheinlich einst auch mildere Zeiten, wo man diesen Mord des Schlafes vielleicht als eine altfränkische Ceremonie ansehen und die Böller erst um acht Uhr oder neun Uhr spielen lassen wird, wo sie ja auf empfängliche Gemüther ebenso beseligend wirken, wie um drei oder vier Uhr in der Frühe.

Also — wir wurden damals, am 22. Juni dieses Jahres, auch zu Neut im Winkel um vier Uhr an- und aufgeschossen, worauf wir sofort ans Fenster stürzten und freudig gewahrten, daß ein heller warmer Sommertag im Anzug sei. Als bald aber geriethen wir in dieselbe Verlegenheit, in welcher ich mir damals zu Schwarz den Fürstbischöf von Brixen gedacht hatte — wir wußten nämlich gar nicht, was wir anfangen sollten. Wiederholte Versuche, den verjagten Schlummer wieder herbeizurufen, hatten nur kümmerlichen Erfolg. Dagegen begann sich in den sonst so stillen Gassen des Dörfleins allmählich der Festlärm aufzuthun. Verschiedene Einspänner, Zweispanner, Stellwagen oder Omnibus fuhren schalzend und jubelnd ein. Schon erschienen auch in ihren blau und weißen Schärpen die Festordner und zeigten sich allenthalben geschäftig. Als wir hinunter kamen unter das Volk, saßen schon hundert und hundert Festgäste zum Imbiß beisammen. Bier, Wein, Mokka, geselchte Würsteln, Kalbs- und

Schweinshäxeln, kurz alle Elemente eines ländlichen Frühstückes, wie es im Bayerland üblich, standen reichlich zu Gebote. Die beiden Wirthshäuser hatten sich überhaupt in rühmlichem Wettstreit vortrefflich hergerichtet. Die untere Wirthin, die Saracenin, hatte mehrere Bursche und zehn hübsch gepuzte Aushülfsmädchen eingestellt und die Bedienung war so schnell und so freundlich, daß man fast vergaß, in Bayern zu sein.

Nachgerade trat auch der Herr Oberförster, der Vorstand des Festausschusses, in unsern Gesichtskreis. Jetzt sollten ferner die kriegerischen Zuzüge aus der bayerischen Umgebung, aus der tirolischen Nachbarschaft herankommen, und sie ließen auch nicht lange auf sich warten. Sehr annuthig war es insbesondere, als die Wessener und die Markwartsteiner, die nächsten bayerischen Brüder, über „das Eck,“ eine grüne Berghöhe, herüberkamen und hoch oben ihre Trompeten schallen und ihre Fahnen im Morgenwinde flattern ließen. Nicht minder gerne sahen wir aber zu, während sie den schlängelnden Steig in malerischen Windungen herniederstiegen. Als bald erschienen auch die Heerhaufen der tirolischen Nachbarn, ja sogar aus dem Salzburgerischen Lofer traf eine reisige Gesellschaft ein. Sie alle brachten ihre Spielleute und ihre Fahnen mit. Unter letzteren thaten sich manche durch ihre Pracht, andere durch ihre Sinnigkeit hervor. An dem kostbaren Banner der tirolischen Waidringer hing ein prunkendes Band, welches uns bedeutete, daß es von Frau Anna Drenbauer, geb. Freiin v. Gredler, 1872 gestiftet worden. An dem Panier der bayerischen Grassauer schwebte ein anderes Band, in welches die Namen aller der glorreichen Schlachten

gestickt waren, von Weissenburg und Wörth bis nach Paris, aller Schlachten, in denen die Grassauer jüngst mitgefochten. Die „schlechteste“ unter diesen Fahnen, aber auch die ehrwürdigste, war die der Veteranen von Rössen, dem nächsten tirolischen Dorfe, grün und weiß, wie die tirolischen Schützenfarben sind, zerrissen und zerschossen nach allen Seiten, nach glaubwürdiger Angabe des Jähndrichs ein Andenken aus dem Jahre Neun. Damals haben nämlich auch das bayerische Neut im Winkel und das tirolische Rössen, die stillen, friedlichen, idyllischen Dörfchen, für Gott, Kaiser oder König und Vaterland sich beseinden und schädigen zu müssen geglaubt, sich gegenseitig die Zufuhr abgeschnitten, Schanzen gegen einander aufgeworfen und zuletzt sich gar wechselweise zu erschießen versucht — ein jetzt unfaßbarer Zustand, der hoffentlich nie mehr wiederkehren wird. Heutzutage dagegen herrscht die innigste Harmonie der Seelen und die werththätigste Bruderschaft, getragen und verbürgt durch deutsche Biederkeit, durch gegenseitige Achtung und Liebe.

In der That, wenn wir die Herren Beamten von hüben und drüben über ihre beiderseitigen Völklein sprechen hören, so fallen uns fast die Schilderungen ein, die Voltaire im vorigen Jahrhundert von den Chinesen gab. Die Neut=im=Winkler steuern zur sonst so blühenden altbayerischen Criminalstatistik ebenso wenig bei, wie die Rössener zur tirolischen. Man läßt alle Thüren auf und doch wird nichts gestohlen. Von Raub- und Mordanfällen, wie im klerikalen Musterlande Niederbayern, ist hier nichts zu hören. Nur das sonntägliche Kaufvergnügen wird nicht ganz gering geachtet, aber wie unsere Bildung täglich zu=

so nimmt jenes jährlich ab und beschränkt sich schon lange, fern von Hieb und Stich, auf unschädliche Pugilistik, die nur gymnastischen, keinen criminalistischen Werth hat.

Der Empfang der kriegerischen Nachbarn war allerdings etwas wortkarg. In Helvetien stellt sich bei solchen Gelegenheiten irgend ein angesehenener Mann auf einen Stuhl, Tisch oder andere Erhöhung und haranguirt die ankommenden Festgäste mit eidgenössischer Stentorstimme — er gebraucht zwar lauter ostgehörte Worte und längst gemünzte Phrasen, aber es ist doch etwas gesprochen. Die Angeredeten erwidern in derselben Tonart und in denselben Phrasen, aber auch dieß gibt der festlichen Stimmung immer wieder neuen Schwung. Bei uns reicht man sich die Hände, mißt sich mit berebten Blicken und versteht sich.

Nachdem sich Alles verstanden hatte, ließ der Herr Oberstlieutenant Weber von Traunstein die Helden von Bayern und Tirol in ein Viereck treten und nun begann die eigentliche Feierlichkeit. Die Festjungfrauen traten vor . . . Sonst denkt man sich die Festjungfrauen als weißgekleidete Engel in Menschengestalt, hier aber erschienen sie alle in dunkeln Röcken und blauseidenen Schärpen und nannten sich nach ländlichem Brauche „Prangerinnen.“

Uebrigens will ich hier nicht verhehlen, daß das schöne Geschlecht im ehemaligen Landgericht Markwartstein etwas garstig ist. Die Frauen begnügen sich da nicht mit Einem Kropfe, sondern tragen deren oft zwei und drei mit sich herum. Andere haben zwar einen Buckel, aber keine Zähne u. s. w. Da ich, wie mir Herr Professor B. aus Innsbruck schreibt, jetzt im Herbst meines Lebens stehe, so kann ich den heikeln Gegenstand um so unbe-



fangener behandeln, muß aber leider aussprechen, daß das bayrische Männervolk an der Gränze, das gebildete wie das ungebildete, den tirolischen Jungfrauen unbestritten den Vorrang läßt.

Ich habe in meinen Schriften auf diesen Umstand schon öfter hingedeutet und nach dessen Ursachen — aber vergeblich — gefragt. Da die Wickelkinder auf dem Lande, sowohl diesseits als jenseits der Gränze, einander alle gleich sehen, so müssen die tirolischen Mütter wohl später besondere Tücken anwenden, um ihre Töchter so hübsch werden zu lassen, gewisse geheime Schlaubeiten, die sie vielleicht doch einmal veröffentlichen sollten. Oder sind etwa gar die tirolischen Freiheiten daran schuld, oder ist jene Schönheit eine besondere Gnade des heiligen Joseph, des Landespatrons der gefürsteten Grafschaft Tirol? Oder was sonst?

Die Festjungfrauen von Neut im Winkel hatten allerdings ihre geraden Glieder, regelrechte Hälse, rothe Backen, waren auch gesund und wohlgeschlacht, aber doch mochte vielleicht ein strengerer Kritiker jene einnehmende Grazie vermissen, die man ihren rhätischen Nachbarinnen zuschreibt.

Nunmehr trat aber die erste derselben hervor und übergab dem Herrn Oberstlieutenant ein von den Jungfrauen gewidmetes funkelndes Band, welches dieser an die Fahne der Neut-im-Winkler befestigte. Darnach sprach er einige kräftige und erhebende Worte und dann fielen die Fanfaren der Spielleute ein. Nach diesem begann die Festmesse in der Pfarrkirche, welcher die Enthüllung des Denkmals auf dem Friedhof folgte.

Das Dörflein hat sechs seiner Söhne, fast die Hälfte

der Ausgezogenen, im Kriege verloren, während dem nachbarlichen Schlehing nicht ein einziger fehlt. Unter denen, die glücklich wieder heimgekommen, ist auch ein Oberfeuerwerker, der das eiserne Kreuz trägt, und überhaupt fanden sich viele schönbesternte Jungen ein.

Jetzt wurden die Eltern und die Geschwister der Gefallenen eingeladen, sich vor dem Denkmal zu schaaren und der kommenden Dinge gewärtig zu sein. Sie traten bescheiden vor und es rann ihnen dabei manche Thräne über die Backen. Der Hülfsgeistliche sprach die Festrede, ganz der Idee der Feier entsprechend, schön und würdig, ohne gehässige Seitenhiebe auf die heidnischen Liberalen, ohne Koketterie mit den christkatholischen Franzosen. Ihm folgte ein alter verdienter Feldhauptmann und diesem ein Glasermeister von Traunstein, beide gewandte Redner, welche die Bedeutung des Festes sehr glücklich zu treffen wußten. Dann sank der Vorhang, der das Denkmal verhüllte; die Namen der sechs gefallenen Helden glänzten in goldenen Buchstaben auf dem weißen Marmor und die Morgensonne schien verklärend darauf.

Das war Alles ungemein ernst und würdig vor sich gegangen; nun aber begann der heitere Theil der Feier — das gemeinsame Mahl in den festlich gezierten Räumen der beiden Wirthshäuser. Für den mächtigen Heerhaufen des Krieger- und Schützenvolkes bot namentlich der große Tanzsaal des untern Wirths die beste Gelegenheit, sich gütlich zu thun. Da prangte an der Ehrenstelle auch das lebensgroße Bild Wilhelms des Siegreichen, des deutschen Kaisers. Man aß und trank und sprach und sang in allen Freuden. Die Kriegervereine hatten, wie mit Vergnügen

zu bemerken war, nicht allein ihre Spielleute, sondern auch ihre Sprecher mitgebracht und so betrat denn einer nach dem andern die Rednerbühne, um warm und kräftig seinen Stolz auf Deutschlands jetzige Größe, seine Anhänglichkeit an Kaiser, König und Vaterland auszusprechen. So ging es fort, bis der Tag sich neigte und bis die Tiroler zum Heimzug bliesen. Der Herr Rentbeamte von Traunstein richtete zum Abschied noch einen weidlichen Spruch an die freundlichen Nachbarn und dankte für ihre herzliche Theilnahme, die sie den weiten Weg nicht hatte scheuen lassen. Die Bayern, die im Dorfe oder dessen Umgebung zu Hause waren, blieben nach alter deutscher Weise noch lange beim Humpen sitzen.

So endete das Fest in schönster Eintracht und Brüderlichkeit. Die tirolischen Schützen, wenn sie auch anerkennen, daß sie die Schicksale Mitteleuropa's nicht allein zu bestimmen haben, waren doch der Meinung: sie möchten nie mehr wider uns, aber beim nächstenmal sehr gern mit uns ziehen.

Ein deutsches Herz aber konnte nur höher schlagen, wenn selbst aus den Worten und Sprüchen der Bauern und Bäuerinnen, der jungen und der alten, die Freude wiederhallte, daß das deutsche Volk endlich die Macht und die Herrlichkeit, die ihm gebührt, erreicht habe, und daß von der Königsau bis Neut im Winkel nur ein Gedanke gehe: diese Macht und Herrlichkeit in Eintracht festzuhalten.

## XII.

### Zu den deutschen Familiennamen.

Im August 1873.

Es war im Jahr 1869, als ich der Ehre theilhaftig wurde, in diesen Blättern <sup>1</sup> meine Vorträge über deutsche und zunächst bayerische Familiennamen eröffnen zu dürfen. Sie entsprachen einem tief gefühlten Bedürfniß; denn so mächtig auch jenseits des Thüringer Waldes die Onomastologie ins Kraut schoß, für uns Bayern oder Süddeutsche fiel fast gar nichts ab dabei. Was z. B. unser Bözl, was unser Daßl, Huzl oder gar unser Seißl besagen wolle, war dort ebensowenig zu erfragen, als was Muck oder Ruck, Duff oder Muff, Harf oder Drff bedeute.

Es war daher ein allgemeiner Wunsch, daß den norddeutschen Forschern auch ein süddeutscher Finder sich beigeselle. So wagte ich's denn, mich an den Arbeiten der scharfsinnigen Gesellschaft zu betheiligen, schlug aber ganz andere Wege ein. Ich ging nämlich von Brizlegg im

<sup>1</sup> Nämlich in Nr. 271, 272, 278 und 279 der Allgemeinen Zeitung, Beilage, 1869. Der eben beginnende Aufsatz: Zu den deutschen Familiennamen — erschien zuerst in derselben Zeitung, Beilage vom 29. August, Nr. 241. 1873.

Unterinnthal nach Ritzbüchel an der großen Ache und suchte auf diesem Gang die Sache in Ordnung zu bringen. Von einer Pfingstwanderung trug ich den Wissensschatz, der mir abgegangen, schon ziemlich ausgebildet mit nach Hause. Es war auch wirklich keine Hexerei, denn dieser Gattung von Gelehrsamkeit ist nicht so schwer beizukommen. Die Thüren stehen alle offen: es war nur niemand hineingegangen, d. h. die wegweisenden Erscheinungen, z. B. daß Ratpoto zu Rapp, Rudpert zu Rupp, Dankmar zu Damm geworden, daß Razzo und Rasso dasselbe seien u. s. w., sie waren zwar längst bekannt, allein es hatte niemand gedacht, daß sie auch andere Fälle erklären können.<sup>2</sup>

Jene Vorträge schienen einzuschlagen; der Verfasser erhielt aus Nord und Süd sehr freundliche Zuschriften wißbegieriger Männer, welche um Erklärung ihrer werthen Namen baten, und er sandte also seine Orakel bis zu den Wenden und Gothen. Diese Wissenschaft hat wirklich das Angenehme, daß ihr das Material ins Haus getragen wird. Jedes Zeitungsblatt das der Postbote abgibt, jede Ordensverleihung, jeder Steckbrief vermehrt die Namensammlung. Aeltere Jahrgänge der Adreßbücher senden gute Freunde selbst aus fernen Landen, und so unquillt den Forscher bald ein mühelos gebohrter, aber unererschöpflicher Born von Vergnügen und Belehrung.

<sup>1</sup> Karl Strackerjan in seinem Programm: die jeverländischen Personennamen, 1864, und Prof. Weinhold in seiner Abhandlung: die Personennamen des Kieler Stadtbuches, 1867, sind allerdings über ihre Vormänner merklich hinausgegangen, aber diese Schriften waren mir damals noch nicht bekannt.

Ein zweiter, nicht hoch genug anzuschlagender Vortheil dieser Wissenschaft ist auch der: daß man nach dem Vorgang der angesehensten Autoritäten — um mit Mousfang zu sprechen — viel mehr Böcke schießen darf als in irgend einer andern. Deßwegen sind auch die Forscher — mit Ausnahme des Herrn Karl Gustaf Andresen von Bonn, der noch später vorkommen wird — alle sehr bescheiden. Nur der eben Genannte entfaltet, wie das Mädchen aus der Fremde, eine Würde, eine Höhe, die alle Vertraulichkeit entfernt und die höchsten Leistungen zu versprechen scheint.

Ein Jahr darauf erschienen jene Vorträge beträchtlich erweitert unter dem Titel: die oberdeutschen Familiennamen, als ein kleines, aber lehrreiches Büchlein im Verlage des Herrn Rudolf Oldenbourg zu München. Trotzdem war aber des Forschens, oder vielmehr des Findens, kein Ende mehr, und manche freie Stunde, welche ideale Beschäftigungen mit Plannummern, Tagregistern, Fehlblättern, Stempel-Verrechnungen, Beglaubigungen, Schätzungen und Inventaren übrig ließen, schlüpfte in unsere edlen deutschen Namen hinein. Was nun deren Deutung oder vielmehr Zurückführung betrifft, so wäre an jenem Büchlein auch jetzt noch wenig zu ändern (obgleich ihm eine Umarbeitung für eine zweite Auflage sehr wohl bekommen würde), allein die Eintheilung der Phänomene schien einer Verbesserung wohl bedürftig. Diese habe ich denn auch im deutschen Sprachwart (Leipzig, herausgegeben von Max Moltke, 1871, Nr. 4) dem theilnehmenden Publikum vorgelegt. Seit jener Zeit ist mir nichts Erhebliches mehr eingefallen — ich glaube aber auch

nicht, daß — auf diesem Felde — in andern feineren Köpfen noch große Gedanken tagen werden.

So war denn in etwa drei Jahren meine Namenskunde hergestellt, „die wissenschaftliche Onomatologie,“ nach der man so lange geseufzt, wenigstens für meinen Hausgebrauch angefangen, durchgeführt und vollendet. Daß mir die deutsche Gelehrsamkeit bei diesem Dauerlauf stets auf den Fersen gewesen, kann ich nicht fest behaupten, da ich mich wenig nach ihr umschaute; doch hoffe ich, sie werde schon noch nachkommen. Nunmehr aber darf ich — um mit Windthorst zu sprechen — meine Boutique schließen und brauche dem lachenden Erben nur einen später zu bezeichnenden Ladenhüter zu hinterlassen, aus dem er leichtlich noch viel Capital heraus schlagen kann.

Wie aber diese Blätter meine Anfänge mitgetheilt, so mögen sie auch meine letzten Worte aufnehmen, und es sei mir daher gestattet, hier einen Bericht über den gegenwärtigen Stand jener Disciplin zu geben, welche sich mit den heutigen Geschlechtsnamen befaßt, die aus alten Personennamen hervorgegangen sind. Es ist dabei hauptsächlich zu zeigen, wie sie aus ihrem Urzustande durch Verkürzung und Verkleinerung zu ihrer heutigen Gestalt gekommen. Um aber den Kirchenfragen, dem heiligen Herzen Jesu, den französischen Pelerinagen und dem deutschen Darwinismus in diesen Spalten, nicht zu viel Raum wegzunehmen, muß allerdings eine Menge von Notizen, Ausnahmen, Erläuterungen und Excursen wegfallen, und eine lapidare Kürze den ganzen Vortrag beherrschen.

Unsere Ahnen traten bekanntlich mit zweistämmigen

Namen in die gebildete Welt ein. Diese Namen in ihrer Urgestalt ließen keine Diminution zu. Ein Bernhardilo, Fridrichilo, Sigfridilo findet sich also nicht, was in der Hauptsache auch noch für unsere Zeiten gilt. Einzelne Erscheinungen dieser Art kommen aber jetzt dennoch vor, so z. B. Rothgangel (Rothgang ist so viel als Chrodegang, wie jener berühmte Bischof von Metz hieß) oder Ruhswandl von Rudwan, Ruhmeshoffnung, oder Rudwein, Ruhmesfreund. Eine erhebliche Ausnahme bilden auch die neueren Namen in -her, -fer und -mar, die sich gerade mit Vorliebe der Verkleinerung ergeben, wie z. B. Hammerl von Hammer = Hadumar, Bemmerl von Pammer = Badumar, Kümmerl von Kummer = Kunimund, Simmerl von Simmer = Sigmar, Tammerl von Dammer = Dankmar, Dötterl von Dotter = Thiodher, Rotherl von Rother = Rodher, Hingerl von Hunger (Hunnenspeer), Rükcerl von Rükcer = Rudker u. s. w.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Für Leser die ein bißchen aufmerken wollen, mag hier ein kleines Rothglossar einiger Wörter aus der älteren Sprache folgen, welche in der neueren verschollen sind, als: Gar, Ger, Kar, Ker: Speer; Gund, Gild, Bad, Wig: Kampf; Hari, Her: Heer, Held; Hug: Gedanke; Kuni: Geschlecht; Magan, Megin, Mein, Ragan, Regin, Rein bedeuten ungefähr das gleiche, nämlich Macht; Rod, Rud: Ruhm; Thiud, Diet und Liut: Volk; Win: Freund; Nit, Neid bedeutet nicht sowohl Neid, als vielmehr Ehrgeiz, Wetteifer; bald, bold und hart: kühn; lud und mar: berühmt; brecht, bert: glänzend. Zu bemerken ist auch, daß in Folge der ein= aber nicht durchgedrungenen althochdeutschen Lautverschiebung b, p — d, t, th — g, k, ch schon in alten Zeiten beliebig mit einander wechselten. Gotbald z. B. konnte also auch Gotpalt, Gotpalt, Gotbald gesprochen und geschrieben werden, und daher die heutigen Varianten Gobelt, Koppold, Goppelt, Kobold, oder in den Verkürzungen Gob, Kopp, Gopp, Koob. Da ferner, wenigstens in Oberdeutschland,



Diese Vollnamen wurden nun aber verschiedentlich verkürzt und verkleinert. Wir sprechen zuerst von den Verkürzungen, und stellen deren vorläufig zwei Arten auf, nämlich:

1) Der zweite Stamm des Namens wurde einfach abgeworfen und an dessen Stelle ein o gesetzt, was jetzt in Niederdeutschland e lautet, aber in Oberdeutschland meist weggefallen ist. So wurde also aus Bernhard, Gerhard, Herbert, Hugbert, Volkmar ein Bero, Gero, Hero, Hugo, Volko oder jetzt Ber (Bär, Bähr, Beer, Behr, Bähr, Peer, Bähr, Berr, Perr, Bier u. s. w.), Gehr, Ger, Heer, Hug, Haug, Volk, wobei jedoch zu bemerken ist, daß der zweite abgeworfene Stamm nicht mehr errathen werden kann, und also z. B. Gero nicht allein für Gerhard, sondern auch für Gerbert, Gerbold, Gerfrid, Gerland, Germar, Gerolf u. s. w. eintritt.

2) Der zweite Stamm des Namens verschwindet nicht gänzlich, sondern sein erster Laut wird festgehalten und das erwähnte o ihm beigelegt. So wurde aus Dagpert Dappo, jetzt Dapp, aus Gundpold Gump, aus Harfrid Harf, aus Rotpert Ropp, aus Mutfrid Muff, aus Mutker

ä, e, ee, ö nicht jäuberlich unterschieden werden, da jeder Vocal beliebig geschärft oder gedehnt und nach jedem ein beliebiges h eingesetzt werden kann, so erscheinen manche Namen, wie z. Bär, in zehn und mehr verschiedenen Schreibungen. In den Stämmen liub (lieb), liut und thiud geht das iu in eu, ei, i, ie, e, u, o und au über, so daß das alte Thiudmar, jetzt gewöhnlich Dietmar, Dittmer, nach Ausfall des t auch als Deumer, Deimer, Dummer, Diemer, Demmer, Dummer, Dommer, Daumer, dann als Teumer, Teimer, Timmer u. s. w., sowie als Theumer, Theimer, Thimmer u. s. w., sohin in mehr als zwanzig Formen auftreten kann.

Muck, aus Ortfried Orff, aus Ruedfride Rues, aus Ruder, Rodfer Ruck und Roek, aus Thiudfride Duff.

Nunmehr kommen die Verkleinerungen, die Roseformen, an die Reihe. Ihrer sind drei Arten, nämlich:

1) althochdeutsch ilo, jetzt =el, =l;

2) althochdeutsch ico, jetzt =f, =g;

2) althochdeutsch izo, jetzt =z.

Es entstehen also z. B. aus Bero, Gero, Hero die Formen:

Berl, Gerl, Herl,  
Berg, Gerg, Herg,  
Berz, Gerz, Herz.

Diese Ansätze verbinden sich aber alle wieder paarweise mit einander, und so ergeben sich denn weitere Verkleinerungen in ilico und ilizo, ikilo und ikizo, izilo und izico. Diese zeigen sich in den neueren Gestalten:

Berlich, Gerlich, Herlich,  
Berliç, Gerliç, Herliç,  
Bergel, Gergel, Hergel,  
Bergitç, Gergitç, Hergitç,  
Berzel, Gerzel, Herzel,  
Berzig, Gerzig, Herzig.

So entstanden auch z. B. aus Maganrat, Meginrat, vielmehr aus Manno, Meino, Menno: Mandl, Meindl, Mendl; Mang, Meng; Manz, Mainz, Menz; Manlich; Manliç; Mangel, Mengel; Mangitç; Manzel, Menzel; Menzig.

Hierzu kommt nun noch der Ansatç —ung, in Oberdeutschland meistens —ing (doch ist unser Gerum nicht: „geh' rum!“, sondern Gerung), eigentlich ein Patronymis-

cum, das sich an alle die genannten Roseformen anschließt, aber immer die letzte Stelle einnimmt, d. h. es gibt ein Hering, Herling, Herfing, Herzing, aber kein Heringel u. s. w.

Diese Verkleinerungsansätze verbinden sich übrigens, wenn auch nicht alle, ebenso gut mit den Verkürzungen der zweiten Art, wie z. B. Muffel, Müffling, Mückel, Köckel, Teufel (Thuidfrid), Köppel, Köppich, Köpping, Köppling u. s. w. zeigen.

Hier müssen wir aber, trotz der besten Vorsätze, dem Lärme der Scholien doch einigen Zutritt vergönnen und noch etwas über die jetzige Form jener Roseansätze vorbringen, da sie sich in den obigen Paradigmen nur unvollständig zeigen konnte.

Jenes —ilo oder —ilin, bayerisch —el, —l, schwäbisch —ele, —le, fränkisch —lein (also z. B. bayerisch: Herl, Hierl, Hörl; schwäbisch: Herrele, Hierle, Hörle; fränkisch: Herrlein, Hierlein, Hörlein), der Lieblingsansatz der Süddeutschen, ist sehr anspruchslos, sich selbst getreu und gibt wenig von sich zu reden.

Hin und wieder erscheint es als —ell, wie in Apell (Udalpert), Hamell (Hademar), Kobell (Kotbert), Künell (Kunrat), zuweilen auch als —öhl, wie in Reinöhl = Reindl von Reinhard; Einöhl = Endl von Eginhard, Einhard; Kienöhl = Kindl von Kunrat.

Mannichfacher schon sind die jetzigen Formen, welche jenes —ico angenommen. Es schließt sich nämlich nicht nur unmittelbar als f oder g an den Stamm an, sondern auch als —ich, —ig, —eck und —öck. Herg z. B. kommt auch als Herig, Herrich, Hereck vor. Liebig, Liebich, Lie-

beck, Leibich, Leubig, Laubig, Lobig, Lobeck, Laubeck, Lauböck sind derselbe Name und stammen alle von althochdeutschem Liubico = Liebhart.

Dieses —ico ist als —ke der Lieblingsansatz der Niederdeutschen geworden, während sie unser —el ziemlich unbenützt ließen. Unsere Herl, Kobell, Künell, Keindl, Endl sind daher im deutschen Norden eigentlich durch Herke, Köpke, Künke, Keinke, Ende vertreten.

Ein wahrer Proteus ist aber unser altes —izo. Sein kennbarster Nachkomme wäre jetzt —iz (wie in Geriz = Gerhard <sup>1</sup>), Heiniz = Heinrich, Lubiz = Liebhart, Muzig = Mutger, Sibiz = Sigbert, Sigiz = Sigfrid), was aber eben nicht häufig ist und mitunter nach Slavismus duftet. Dester dagegen und schon im Althochdeutschen hat es sein i aufgegeben und sich gleich als —zo an den Stamm angeschlossen, wobei dann allerdings mancher Buchstabe zu Grunde ging. So entstand aus Udalbert Uzzo, aus Bernhard Bezo, aus Friedrich Frizzo, aus Gotfrid Gozzo, aus Hademar Hazzo, aus Ludwig Luzzo, aus Rudolf Ruzzo, aus Sigfrid Sizzo, aus Udalrich Uzso — unsere Uz, Bez, Fritz, Göz, Haz, Luz, Ruz, Seiz, Uz.

Alle diese Phänomene waren schon lange erkannt; erst

<sup>1</sup> Eigentlich ist es nicht correct, Geriz von Gerhard abzuleiten; sein unmittelbarer Vornam ist vielmehr Gero, welches nicht allein Gerhard, sondern, wie oben gezeigt, auch eine ziemliche Anzahl anderer mit Ger zusammengesetzter Vollnamen vertritt. Indessen geben Formen wie Gero, Heino, Lubo, Sigo dem Unbewanderten gar kein Bild, und es schien daher erlaubt, sie und andere durch bekannte Vollnamen zu ersetzen, was eben nach dieser Aufklärung nicht irre leiten kann.

in neuerer Zeit aber bemerkte man, daß izo auch in iso übergegangen und daß daraus die häufigen Endungen is, eis, eisen und es entstanden sind.

Wie Schultheiß, Schultes und Schulz, so stehen Brandeis, Brandis, Brandes und Branz (von Brandolf oder Liutbrand) neben einander, oder Landeis, Landes, Lanz (von Landbert), Gareisen, Gareis, Geres, Garz, Gerz, Görz (von Garibald), Grimeisen, Grimeis, Krembs (von Grimoald), Rameisen und Ramis (von Ratmar). Lotheisen ist Lodizo und daher so viel als Loz oder Luz; Freieisen, Haueisen gehen auf Fridizo, Hugizo zurück. Gilles ist Egilizo = Eginhard, Harleß Harilizo = Harold. Eben wegen jener Gleichheit von izo und iso sind aber auch Frik und Fries, Goz und Gof, Haz und Haf, Ruß und Ruß, Seiz und Seiß identisch. Für k und s, þ tritt ferner sch, tsch und st ein, so daß Frik, Fries, Frisch, Fritsch, Frist, Goz, Gof, Gofsch, Gotsch, Gofst u. die gleichen Namen sind.

Oben ist gesagt, daß sich diese Verkleinerungsansätze wieder paarweise mit einander verbinden; in einzelnen, allerdings nicht häufigen Fällen stellen sich aber auch alle drei neben einander. So weist z. B. Herzlich auf ein Herzilico, Reichsieggl, Reifigl auf Richizikilo, Rothziegel auf Rodizikilo, Neusieggl auf Nizzikilo von Nithart, Handschiegl auf Hanzikilo von Haganano, Windschiegl auf Winzifilo von Winhart.

Eine dritte, oben noch nicht behandelte Art der Verkürzung beruht eigentlich auf einer Zusammenziehung. Es fällt nämlich das ganze Mittelstück des Namens aus, und darnach bleiben noch vier Laute übrig, deren zwei

der ersten, zwei der zweiten Hälfte des Namens angehören. Auf diese Art wurde Dietrich, Gerhard, Kunrat, Rudolf, Wilhelm zu Dirf, Gert, Kurt, Kolf, Wilm. Diese Gewächse, die sowohl als Familien- wie als Taufnamen jetzt noch üblich, sind alle in Norddeutschland entstanden, doch finden sich ähnliche Erscheinungen auch bei uns. So erklären wir z. B. Seyer aus Sigher, Dauer aus Thiudher (sonst jetzt Dietherr), Hauer aus Hugher, Lauer aus Ludher, Rauer, Rohr aus Rudher, Siert aus Sighart, Hurt, Hort aus Hughart, Sircb aus Siegerich, Dirf aus Liutrich, Trolf aus Trudolf, Kolb aus Rodlieb, Kold aus Rodold, Volt aus Ludold. Molt wird wohl Malolt, Madalolt sein und bedeutet also: der Versammlung (oder des Kriegsraths) waltend. Moltke ist niederdeutsche Koseform.

Diese Namen pflegen, eben weil sie nicht durch Abwurf, sondern durch Zusammenziehung verkürzt sind, jene Verkleinerungen nicht anzunehmen; nur ein Sirtl findet sich; ein Sirtig, Sirtiz, Sirtlich, Sirtliz ist kaum zu erwarten.

Somit wäre denn der regelrechte Gang der Entwicklung dargestellt. Neben den Namen, die auf solchen Wegen entstanden, findet sich aber eine ansehnliche Menge anderer, welche von unserm Standpunkt aus, bei aller Achtung vor ihren Trägern, nur als Mißgeburten oder Superfötationen zu betrachten sind. Es wäre nichts verloren, wenn sie nie das Licht der Welt erblickt hätten; nun sie aber entstanden sind, wollen sie auch verstanden sein.

Es handelt sich hier nur um Namen, die nach der zweiten Verkürzungsart und solche, die mit dem Ansatze so gebildet sind. Damm und Danz z. B. vertreten jedes

auf seine Art ein altes Dankmar; Hamn, Haas oder Haß, ein altes Hademar. In diesen einsylbigen Namen stecken also alte zweistämmige, und diesen war nach der strengen Observanz nur gestattet, sich mit Verkleinerungssylben zu schmücken. Demmel, Tänzlel, Hammel, Hasel, Hassel sind ja auch bekannte Namen.

Nun begann man aber an diese Namen wieder neue Stämme, wie hart (art, ert), old (elt), rich (rig) zu setzen, und so entstanden denn dreistämmige Namen; denn Dammert, Danzert, wenn ihre Bestandtheile in voller Form hergestellt werden sollten, würden Dankmarhart, Hammert würde Hademarhart, Hasold Hademarwalt, Solbrig Salabertrich ergeben. Diese dreistämmigen Namen lassen aber gar keine vernünftige Deutung zu — sie sind eine Verirrung des Sprachgeistes, die sich nur dadurch erklärt, daß in der Zeit, wo sie entstanden, hart, old und rich ihre Bedeutung im zweiten Gliede schon ganz verloren hatten, und jene Namen daher dem Ohr keinen andern Eindruck machten, als etwa Dammel, Hammel, Hasel oder Dammich, Hammich, Hasich.

In diese Classe fallen zwei berühmte Namen deutscher Nation, Rückert und Mozart, welches in München auch als Mutzenhart, Muzhart vorkommt. Rück, Ruggo, ist eine Verkürzung von Rudger, Ruhmespeer, Moz, Mozzo eine solche von Muthfrid, Muthger oder Muthwald. Als Rück und Moz hätten beide Namen ihre Bestimmung erfüllt und den Beifall der Kenner erhalten, aber das angeflückte ert, hart läßt sie in onomatologischer Beziehung als ganz verwerflich erscheinen.

Hier müssen wir leider wieder auf den früher erwähnten

Hrn. Karl Gustaf Andresen zu Bonn zurückkommen, den wir schon zu lang aus dem Auge gelassen.

Hr. Karl Gustaf Andresen schrieb nämlich ein Büchlein über „die deutschen Personennamen in ihrer Entwicklung und Erscheinung als heutige Geschlechtsnamen,“ welches so eben zu Mainz herausgekommen ist. In der Vorrede zu dieser Schöpfung spricht nun deren Schöpfer:

„Meine Schrift, die sich nach Anlage und Ausführung, wenn ich nicht irre, von allen frühern demselben Hauptgegenstände gewidmeten Schriften ziemlich bedeutend unterscheidet“ u. s. w. Dieser Unterschied, wenn er ein rühmlicher sein soll, fällt vielleicht anderen nicht so bedeutend auf, wie es Hr. Andresen zu wünschen scheint. Auch er selbst, wenn er seine Schrift z. B. mit jener über „die oberdeutschen Familiennamen“ vergleichen wollte, würde Anlage und Ausführung ungemein ähnlich finden, wie denn auch beide mit einer Einleitung beginnen und mit einem alphabetisch geordneten Nachtrag schließen. Abgesehen von den norddeutschen Blümchen, die Hr. Andresen eingestreut, könnte er seine Einleitung wohl mit Recht einen langweiligen Auszug aus meinem kurzweiligen Büchlein nennen. Sein alphabetischer Nachtrag ist zwar reicher an Namen, aber auch an Fehlern als der meinige. Bei allem Grunde zu der unter Namensforschern üblichen Bescheidenheit ist aber der Hr. Verfasser so eingebildet auf seine Ilias post Homerum, daß er über meine onomatologischen Thaten wie von einer Anhöhe herunterspricht, obgleich der umgekehrte Standpunkt viel correcter wäre.

Hr. Andresen meint nun also: meine Auffassung jener dreistämmigen Namen habe zwar als Vermuthung einen



guten Klang, ehe sich aber für sie einstecken lasse, bedürfe es bestimmter Zeugnisse. Da jedes dieser Phänomene, die vielleicht nach Hunderten vorkommen, selbst ein bestimmtes Zeugniß ist, warum denn noch eines extra verlangen? Derlei Namen waren übrigens schon vor dem zwölften Jahrhundert sehr zahlreich, und man braucht sie bei Förstermann nur zusammen zu suchen.

Meiner Hypothese zuliebe, bemerkt übrigens Hr. Andresen, habe ich auch Namen, die entschieden anders zu beurtheilen, hieher gezogen, z. B. Ritzert und Witzert, welche friesisch seien. Aber wo Ritz und Witz vorkommen, wie z. B. in München, da muß ja auch Ritzert und Witzert möglich sein. Solche Ausstellungen sind sehr schwer zu begreifen.

„Schlimm aber steht es,“ fährt Herr Andersen fort, „um einen im Verfolg mit ersichtlicher Vorliebe gepflegten und aus einander gesetzten Einfall, demgemäß zahllose heutige Familiennamen auf Composition des Vaternamens mit dem Namen des Sohnes beruhen sollen, unter andern Simrock und Freiligrath (Roggo, Sohn des Simo oder Sibo; Kato, Sohn des Frilico!).“

Vor solchen Einfällen ist man bei Hrn. Andresen allerdings ganz sicher. Ich meinerseits halte aber diesen Einfall noch immer „für den Schlüssel zu dem besondern Schrein in dem die letzten und dunkelsten Geheimnisse der deutschen Onomatologie verborgen sind.“ Er ist „die Krönung des Gebäudes.“

Einige Worte zur wiederholten Begründung dieses Einfalles dürfen hier wohl noch aufgeboten werden.

Unsere Landleute machen bekanntlich im gewöhnlichen

Leben von ihren Familiennamen sehr wenig Gebrauch. Man kennt sich besser als Seppenhansel, als Hansenseppel und unter andern Zusammensetzungen, in denen die Taufnamen des Vaters und des Sohnes verbunden sind. (Daher jetzt Familiennamen wie Paulmichel, Hansjacob, Simonmathes, Josenhans u. s. w.) Allein in jener Zeit, wo die kirchlichen Namen Joseph und Johannes noch nicht eingeführt waren, wie ging es denn da? Als der Sepp noch Heinz und der Hansel noch Kunz hieß, hieß der Seppenhansel ohne Zweifel Heinzenkunz, und der Hansenseppel Kunzenheinz. Warum sollen sich nun solche Zusammensetzungen nicht auch als Familiennamen erhalten haben? Wer freilich nur Heinz und Kunz als germanische Namen kennt, der wird bei solchen zusammengesetzten vielfach auf ihm fremde Klänge stoßen. Aber warum soll denn z. B. Roggenkunz etwas anderes sein als Kunz, der Sohn des Roggo-Rodger-Rübdiger. Nun, das würde vielleicht Hr. Andresen noch begreifen, aber es findet sich auch Roggenbauch (in Stuttgart) und Niedelbauch (in München). Schreckliche Namen für ordinäre Namenbuckleinschreiber, die sich aber ganz leicht erklären, wenn man weiß, daß sich Bauch zu Bucco, Burkhart, gerade so verhält wie Hauch zu Hucco, Hugo. Roggenbauch ist also Burkhart, der Sohn des Roggo, und Niedelbauch ist Bucco, der Sohn des Ruodilo. Bauriedel steht höchst wahrscheinlich für Bauchriedel und ist dann das umgekehrte Niedelbauch. Simrock (in Wien Siebenrock) ist Roggo, des Siben, Sibo, Siboto Sohn, und wird es ewig bleiben, so viele Aufrufungszeichen Hr. Andresen auch noch dazu setzen mag. Wie angenehm erklärt sich ferner der Rosen-

heimer Siebzehnrübel als Rubilo, Sohn des Sibizo? Ein kundiges Ohr hört noch den heiligen Rubbert von Salzburg und die Sibotone von Falkenstein aus dem Namen heraus. Als treffliches Seitenstück bietet sich dazu der thüringische Name Richzenhain, Heino, Heinrich, Sohn des Richizo, Richart. Und wer wird z. B. Geierhos deuten können, wenn er nicht Gero-Gerold und Hoso-Huzzo-Hugbert zu Hülfe nimmt?

Soll man nun diese Namen alle — und sie sind wirklich zahllos — als unnahbar in die Rumpelkammer stellen und verschimmeln lassen? Oder soll man sie demotisch<sup>1</sup> erklären? Das kann recht hübsch werden! Der Siebenrock wäre natürlich ein reicher Bauer, der sieben Röcke hatte und daher seinen Spitznamen erhielt. Bei Roggenbauch würde der Ereget vielleicht auf mystische Beziehungen zum Hohenlied Salomonis rathen (7. Cap. 2. „Dein Bauch ist wie ein Weizenhaufen“). Der Ursiebzehnrübel wäre etwa ein Gärtner gewesen, der täglich mit siebzehn Rübchen auf den Markt zu kommen pflegte; der Urgeierhos wahrscheinlich ein mitleidiges Schneiderlein, das den frierenden Geiern im Winter Hosen machte! Und so weiter!

Auch an einem andern Orte, nämlich in der Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung, Band XXI, S. 466, läßt sich Hr. Andresen auf einer Meinung betreffen, welche, wenn ich nicht irre, ganz irrig ist. Herr Andresen stellt

<sup>1</sup> Demotisch kann man jene Art der Erklärung nennen, welche solche Namen als Appellative deutet, daher z. B. Damm, Haus, Maus für gleichbedeutend mit lateinisch agger, domus, mus ansieht; technisch ist die andere, welche sie aus althochdeutschem Tammo, Huzo, Mujo ableitet.

dort die Behauptung auf, daß bei Anforschung eines Namens, der zugleich aus einem alten Personennamen und aus Appellativen gedeutet werden kann, „die einfachere und natürlichere appellative Erklärung den Vorzug verdiene.“ Nach meiner Ansicht ist gerade das Gegentheil richtig; die appellative Deutung ist in diesen Fällen bisher der empfindlichste Hemmschuh der Onomatologie gewesen und daher auch fürderhin so weit als möglich beiseite zu schieben. Um einen „Nachweis“ zu versuchen, wollen wir nur einige Sprößlinge zusammenstellen, welche aus den althochdeutschen Namen Hagilo, Kagilo, Magilo, Nagilo, Tagilo hervorgegangen. Also:

Hagel, Hall, Hegel, Hell, Heil;  
 Kagel, Kall, Kegel, Kell, Keil;  
 Magel, Mall, Megel, Mell, Meil;  
 Nagel, Nall, Negel, Nell, Neil;  
 Tagel, Tall, Tegel, Tell, Teil.

Wenn man nun, was kaum zu rathen wäre, nicht etwa Hall, Heil, Meil, Kegel und Teil als Appellativnamen ansehen will, so treffen auf die erste, die Hagelreihe, zwei appellative Möglichkeiten, und zwar an erster und vierter Stelle, nämlich: Hagel und Hell; auf die Kagelreihe zwei und zwar an dritter und fünfter Stelle, nämlich: Kegel und Keil; auf die Magel- und Nagelreihe keine; auf die Tagelreihe eine und zwar an dritter Stelle, nämlich: Tegel. Diese demotischen Deutungen taumeln also ganz zufällig und an nicht zu berechnenden Stellen in die Reihen hinein, und daraus ergibt sich eben, daß sie keinen Werth haben. Wer Hagel von einem wirklichen Hagel ausgehen läßt, der muß auch Kagel, Magel, Nagel,

Tagel auf ähnliche Weise erklären. Die technische Erklärung, wenn sie ihre durch zahlreiche Analogien geschützten Reihen richtig aufstellt und die betreffenden Namen ebenso richtig einreicht, ist infallibel; die demotische darf sich ihr, je nach dem Fall, nur an die Seite stellen, aber sie nie aus ihrem Plaze drücken. Wenn demnach Herr Andrefen damals von den hundert Beispielen, die ich auf der betroffenen Seite 103 der „Familiennamen“ versammelt, den größeren Theil ganz vornehm streichen zu müssen glaubte, so wird er nach dieser Belehrung die gestrichenen wohl gerne wieder an die Plätze stellen, wo sie hingehören.

Weiter oben war auch von einem Ladenhüter die Rede, den ich nach Schluß des Geschäfts meinem lachenden Erben hinterlassen will, und als solchen dachte ich mir den Haufen moderner Familiennamen, die mit Schl, Schm, Schn, Sp, St anlauten, so weit sie nämlich in die hier behandelte Classe gehören. Es sind dies Namen wie Schloder, Schlutt, Schmaus, Schmiegl, Schmoll, Schmuck, Schnatz, Schnuck, Spagel, Speidel, Stapp, Staub u. s. w.

Diese sind im althochdeutschen Namensschatz entweder gar nicht gedeckt oder ihre muthmaßlichen Ahnen erscheinen dort nur wie erratische Blöcke, einsam und unverständlich. Alle diese Namen nun wären, wenn man das anlautende Sch oder S wegziehen dürfte, sehr leicht zu erklären. Im Sprachwart habe ich damals zwei Möglichkeiten aufgestellt, die zu einem Verständniß führen könnten; vielleicht gibt's noch eine dritte, bessere.

Damit schließen wir die Besprechung einer Disciplin

oder Wissenschaft, die allerdings anziehend und leicht zu behandeln, deren Tragweite und Bornehmheit aber doch nicht zu überschätzen ist. Ob man nämlich mit der Erklärung der wenigen bisher unerklärten älteren Vollnamen, wie z. B. Kadelhoh, noch auf festen Boden gelangen wird, ist sehr zweifelhaft, dagegen aber augenscheinlich, daß die Namensschaffung schon seit den karolingischen Zeiten nicht mehr von ästhetischen oder ethischen Absichten ausging, sondern die Stämme, und oft ganz unvereinbare, nur beliebig zusammenstellte; die Einreihung und Deutung der neueren Vollnamen ergibt sich jetzt bis auf wenige, die durch nachlässige Aussprache oder Schreibung ganz und gar verdorben und unlösbar geworden sind, so zu sagen von selbst; die Untersuchung unsrer Rosformen aber hat das Ergebnis geliefert, daß die meisten derselben, die Dazel, Dezel, Dizel, Dozel, Duzel, die Dassel, Dessel, Dissel, Doßel, Dussel, die Daschel, Deschel, Dischel, Doschel, Duschel u. s. w., nur noch den einen Stamm, also nur einen Torso, bewahren, ihre volle Gestalt aber nicht mehr zu bestimmen ist, so daß der Forscher da vor einer durchlöcherten Hülle steht, deren Schmetterling schon vor mehr als tausend Jahren ausgeflogen.

Hr. Karl Gustaf Andresen, Professor zu Bonn, hat sich gegen die ihm oben ertheilte, meines Erachtens wohl verdiente Censur in einer gelehrten Zeitschrift aufgelehnt. Seine Entgegnung bietet allerdings willkommenen Anlaß zu einer Erwiderung, allein diesen Winter konnte ich zu diesen Studien, die zwar sehr anziehend sind, aber viele Zeit erheischen, unmöglich gelangen. Ich hatte meine freien Stunden theils

auf die Redaction dieses vierten Bändchens zu verwenden, theils auf W. Corffens Werk über die Sprache der Grusker, dessen Eintritt in die Welt ich mir mit der später folgenden Anzeige zu begrüßen erlaubte. Da nun auch der kommende Sommer schon mit verschiedenen literarischen Arbeiten belegt ist, so wird mir wohl erst der nächste Winter gestatten, zu meinen onomatologischen Belustigungen und zu Herrn Professor Karl Gustaf Andrejen zurückzukehren.

---

### XIII.

## Markus Josef Müller.

(Ein Nachruf.)

München, 4. April 1874.

Vor wenigen Tagen haben wir unsern lieben, edlen Doctor und Professor Markus Josef Müller, den Orientalisten, zur ewigen Ruhe begleitet. Das stille Leben, das der Dahingegangene seit mehr als dreißig Jahren, fern vom Lärm des Tages, unter uns geführt, bietet zwar keinen Stoff, um eine dramatische Biographie daraus zu gestalten, allein wenn wir auch nicht viel von ihm zu erzählen wissen, so möchten wir jetzt, da er von uns geschieden, wenigstens die Liebe und die Verehrung aussprechen, die wir immer für ihn empfunden haben.

Marcus Müller war 1809 zu Kempten im Allgäu geboren und bewahrte diesem Lande seiner Geburt auch durchs ganze Leben seine treue Anhänglichkeit. Er rühmte sich gerne, ein Schwabe zu sein, und vor dem Jahre 1848, als jeder Deutsche noch sein eigenes Concept für die Zukunft des Vaterlandes mit sich führte, träumte er gerne von einem großen schwäbischen Reiche, das sich womöglich



von den Vogesen bis zur Leitha und vom Fichtelgebirge bis an die Veroneser Klause erstrecken sollte.

Sein Vater, ein verdienter Schulmann, wurde später als Regierungs- und Kreisschulrath nach Augsburg versetzt, und so trat denn der Sohn in das gut gehaltene Gymnasium dieser ehemaligen Reichsstadt, die des Knaben Seele mit allerlei Bildern einer mächtigen Vergangenheit erfüllte. Dort war 1821 J. Ph. Fallmerayer, dem er vor zehn Jahren die Grabrede gehalten, einer seiner Lehrer und Louis Napoleon, der damals mit seiner Mutter Hortense in Augsburg lebte, einer seiner Mitschüler. Damals stand der junge Marcus sehr gut mit dem jungen Grafen von St. Leu, welcher, nebenbei bemerkt, im deutschen Aufsatz immer der erste war und wurde auch von dessen gütiger Mutter nicht selten in das bescheidene Häuschen geladen, welches sie dazumal in der Kreuzgasse bewohnte. Dort spielte er manchen freien Nachmittag mit dem künftigen Kaiser der Franzosen und schloß, wie gesagt, eine ziemlich Freundschaft mit ihm, die aber mit der Trennung der beiden Knaben auch wieder ihrem baldigen Ende entgegenging. Ja, als Louis Bonaparte den zweiten December veranstaltet hatte, war M. J. Müller so wenig zufrieden mit seinem ehemaligen Gespielen, daß er ihn 1856 auf seiner Reise nach Spanien, die er durch einen längern Aufenthalt zu Paris unterbrach, nicht einmal eines Besuches würdigte.

Marcus J. Müller wählte sich die orientalischen Sprachen zur wissenschaftlichen Aufgabe seines Lebens, fuhr aber nicht sehr gut mit dieser Wahl. „Ein verfehltes Leben!“ seufzte er mitunter, als ihm das Alter nahte. Ueber den

Gang seiner Studien und den Umfang seiner Absichten wissen auch seine Freunde sehr wenig zu sagen. Er sprach nie von sich, und wenn Neugierige nach der Art seiner Beschäftigung fragten, so wußte er immer glücklich auszuweichen. Doch ist festgestellt, daß er in den dreißiger Jahren längere Zeit zu Wien und später vier Jahre zu Paris verweilte. In der französischen Hauptstadt schloß er warme Freundschaft mit Eugen Burnouf, dem berühmten Orientalisten, und es geschah vielleicht auf dessen Antrieb, daß er sich mit großem Eifer dem Studium des Pehlvi, der Sprache der Sassaniden, widmete, in welchem jener die Pfade wohl weisen konnte. Im Jahre 1839 erschien denn auch im *Journal asiatique* als Frucht seiner Nachtwachen ein *Essai sur la langue Pehlvie*. Diesen versah Eugen Burnouf mit einem Vorwort, in welchem er der Arbeit, „die ohne die großherzige Aufmunterung des Kronprinzen von Bayern (später Max II.) nicht zu Stande gekommen wäre,“ neidlos nachrühmte, daß sie über einen sehr wenig gekannten Dialect ein großes Licht verbreite.

Seit diesem *Essai* hat Marcus Müller kein erhebliches Zeugniß seiner Thätigkeit mehr veröffentlicht, vielmehr nur einige Gedächtnißreden und kleinere wissenschaftliche Aufsätze verfaßt. Er war immer fleißig, immer beschäftigt zu lesen, zu studiren, ließ hebräische, arabische, persische Wörterbücher durchschließen, trug Noten und Glossen hinein, legte reichliche Auszüge aus allen gelesenen Schriften an, aber ein größeres Werk, das seinen Namen durch die gelehrte Welt getragen und das er, der so reich an Kenntnissen war, vielleicht mit weniger Anstrengung als viele andere

hätte schreiben können, es kam nie zu Stande. Dieß Mißverhältniß zwischen Reception und Production war der dunkle Faden, der durch sein irdisch Leben ging. An ihm hing ein ziemliches Stück jener Melancholie, die ihn stets umflorte, wenn sie auch seiner Heiterkeit im Freundeskreise keinen Abbruch that.

Die Erscheinung, daß sich ein so fleißiger und so genialer Mann nicht auch einmal zu einer größeren literarischen That aufraffen wollte, schien allen, die ihn kannten, so räthselhaft, daß sich zu deren Erklärung in früher Zeit schon Mythen bildeten. So flüsterten sich die Freunde in vergangenen Tagen zu, er habe nach langen Studien in München, Wien und Paris ein bahnbrechendes Werk über das besagte Pehlwi zusammengestellt, einen wahren Grundstein seiner wissenschaftlichen Bedeutung; allein als es gedruckt werden sollte, hätten sich keine Typen und kein Verleger gefunden, und an bemittelte Akademien oder gar an gebildete Potentaten habe sich der junge, aber etwas stolze Gelehrte nicht wenden zu sollen gemeint. So sei das Buch in seinem Pulte liegen geblieben und vergilbt, er aber habe es damals in seinem Zorne verredet und verwünscht, sich je wieder eine größere Aufgabe vorzunehmen.

Auch ging eine andere Sage, Marcus Müller arbeite an einer Geschichte der asiatischen Religionen, und diese werde man einst fertig in seinem Nachlaß finden, allein als er gestorben und seine Papiere durchsucht waren, fanden sich weder das Pehlwi-Werk, noch die Religionsgeschichte, sondern nur zwei Abhandlungen des Averroës in einer deutschen Uebersetzung, die er in den letzten Jahren ge-

fertigt.<sup>1</sup> Die arabischen Texte hatte er auf seiner spanischen Reise, die wir gleich erwähnen werden, im Escorial erhoben.

Seine Freunde glaubten ihn in früheren Zeiten hin und wieder zu literarischem Schaffen anspornen zu sollen, allein er hörte solche Reden nicht gerne. Seine wissenschaftliche Größe ward aber trotz seines tiefen Schweigens von den Männern seines Faches ununtwunden anerkannt. „Sonderbar,“ sagte einst Professor Oppert von Paris, einer der gelehrtesten Pariser unserer Zeit, der vor etlichen Jahren seinen Münchener Collegen zu besuchen kam, „sonderbar, dieser Müller hat in seinem Leben nur einmal sieben Seiten geschrieben und gilt doch für den ersten Orientalisten dieser Welt.“

Als Müller nach seinen Studien zu Paris bereits im Geruche der umfassendsten Gelehrsamkeit wieder in sein bayerisches Vaterland zurückgekehrt war, wurde er alsbald (1838) zum Mitglied der Akademie erwählt und zum Professor der nicht biblischen orientalischen Sprachen an der Universität München ernannt. Er erhielt als solcher einen Jahresgehalt von — dreihundert rheinischen Gulden und las mehrere Collegien für fünf oder sechs Studenten, welche nicht in der Lage waren, Honorare zu bezahlen. Man hätte erwarten sollen, daß ihn die Sorgen und die Noth, die er nun zu tragen hatte, allmählich zu energischer Verwerthung seiner Kenntnisse treiben würden, allein

<sup>1</sup> Sie ist seitdem ans Licht getreten unter dem Titel: Philosophie und Theologie von Averroës. Aus dem Arabischen übersetzt von Marcus Jos. Müller. Aus dem Nachlasse desselben herausgegeben von der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. München 1875.

er blieb sich selbst getreu, er studirte und sammelte, schrieb aber nichts.

Im Jahre 1856 verfiel Herr v. Schack, der kunstsinige und gelehrte Edelmann aus Mecklenburg, auch ein Orientalist, auf die Frage, ob es nicht der Mühe werth wäre, einmal auch die arabischen Schätze des Escurials von einem gelehrten Orientalisten durchforschen zu lassen. König Max II. ging gerne auf diese Idee ein und spendete die Mittel zu deren Ausführung. Marcus Müller fuhr nun gen Spanien, besuchte, wie oben bemerkt, das ihm aus frühern Zeiten bekannte Paris zum andernmale, lebte dann einige Zeit in Madrid und mehrere Wochen im Escorial, wo er in den unwirthlichen Herbergen und unter der Feindseligkeit der ebenso untwissenden als argwöhnischen Mönche viel Ungemach zu erdulden hatte. Die literarischen Ergebnisse dieser Reise, die zunächst den Fall von Granada betreffen, erschienen bald darauf in einer kleinen Schrift unter dem Titel: Die letzten Zeiten von Granada.

Mittlertweile war auch sein Gehalt erhöht worden, so daß er im letzten Jahrzehnt seines Lebens ein genügendes Auskommen hatte. Aber ein Schlaganfall, der ihn 1862 traf, verdüsterte doch auch wieder diese letzten Jahre. Er erholte sich zwar, aber die alte Frische kehrte nie mehr ganz zurück. In den letzten Monaten hatte er viel an asthmatischen Beschwerden zu leiden, und am 28. März d. J. verließ er diese Erde, die ihm wenig Freuden gebracht.

Marcus Müller empfand keinen Ehrgeiz, im politischen Treiben des Tages eine Rolle zu spielen, aber er hielt sich standhaft an freisinnige Grundsätze und brachte den

reactionären Machthabern, die so lange über Bayern walteten, nie eine Huldigung dar. Seine Freunde schätzten ihn über Alles — er war so mild und treu, so anspruchslos und verträglich. Seiner Unterhaltung fehlte jener pikante Reiz, der den bösen Zungen eigen ist, aber wenn sich das Gespräch um ernstere Dinge drehte, so ging immer ein strahlendes Licht von ihm aus, denn es wird sich selten ein Sterblicher finden, dem eine solche Tiefe in der Wissenschaft, eine solche Belesenheit in der schönen Literatur zu Gebote stünde.

Ist es dem Geschiedenen bei uns sohin nie besonders gut gegangen, so war doch um so ehrenvoller sein Begräbniß, bei dem sich alle Celebritäten der Akademie und der Univerſität, darunter auch der ehrwürdige Döllinger, sowie viele andere namhafte Männer leidtragend einfanden. Professor Thomas, der langjährige Freund des Geschiedenen, sprach einen trefflichen Nachruf an den Theuern. Clericale Begleitung hatte sich dieser, wie vor kurzem auch Director Lindwurm, ausdrücklich verboten, eine Entſagung, die hier unter den Denkenden mehr und mehr Anklang zu finden scheint. Er hoffte zur Anschauung Gottes auch ohne Beistand jener Menschen zu gelangen, die für Bildung und Erziehung seines Volkes in fünfzehnhundert Jahren so wenig gethan haben und dafür jetzt jeden Winkel des Deutschen Reiches mit Gift und Haß und Stänkerei erfüllen.

## XIV.

### Wer war er?

(Eine wahre Geschichte.)

München, 20. April 1874.

Was aufregende Ereignisse im irdischen Leben betrifft, so hat bekanntlich unser Goethe ein nachahmenswerthes Beispiel gegeben, da er in solchen Lagen ein Lied, ein Lustspiel oder ein Drama zu dichten pflegte, um sich „auszuschreiben“ und seine Aufregung durch literarisches Schaffen niederzuschlagen. Nach dem Vorgang des großen Meisters versucht es nun auch ein minder großer Schriftsteller, sich in diesen Blättern über einen räthselhaften Vorgang auszusprechen und so seine ohnedieß nicht tief erschütterte Seele wieder gänzlich ins Gleichgewicht zu bringen.

Es war am Freitag vor Palmsonntag, als ich, von einem kurzen Spaziergang zurückkehrend, in meinem Schreibzimmer eine Karte vorfand. Ein reisender Herr habe sie abgegeben und werde bald wieder kommen. Um mich auf den Besuch etwas vorzubereiten, begann ich sofort, die Karte zu studiren. Gewöhnliches Format und gewöhnliches Papier, doch war die Legende nicht darauf gedruckt, sondern geschrieben und lautete: Dr. Ed. Doetschmann, „N. Fr. Presse,“ Wien. — Ich hatte den Namen noch

nie gehört, aber er flößte mir gleichwohl Vertrauen ein. Die Schrift war leicht und grazios. Eine Hand, die so schreibt, sagte ich, kann schon viel, vielleicht viel Gutes und Anmuthiges geschrieben haben! Je mehr ich sie betrachtete, desto deutlicher schien ein eigener Zug von Schlichtheit und Ehrlichkeit herauszutreten. Ich war mit dem Studium der Karte kaum zu Ende, als Herr Dr. Ed. Doetschmann eintrat, mich freundlichst begrüßte und sich mir gegenüber setzte, während ich meiner Freude, einen so hervorragenden Repräsentanten der Wiener Presse bei mir zu sehen, den angemessenen Ausdruck zu geben suchte.

Dr. Ed. Doetschmann ist von mittlerer Größe und bewegt sich zur Zeit noch in der schönern Hälfte des menschlichen Lebens, insofern er nämlich das Schwabenalter noch keineswegs erreicht zu haben scheint. Der Kampf für Licht, der so vielfach bei der Nachtlampe geführt wird, und das Ringen nach Freiheit, das gewöhnlich in geschlossenen Räumen vor sich geht, haben eine interessante Blässe über sein regelmäßiges Gesicht verbreitet, welches von lockigen braunen Haaren umspielt wird. Sonst ist er „ohne besondere Kennzeichen.“ Er spricht, obwohl in gemildertter Weise, den schwäbischen Dialekt, welchen ich, da mir Vater und Mutter Schwaben waren, auch für den meinigen ansehe, obgleich ich ihn nicht sprechen kann. Jedenfalls schien er mir ein halber Landsmann. Um seinen irdischen Leib schwebte eine dunkle Toppe, die zwar schon etwas angegriffen war, aber gleichwohl noch einen Gentleman decken konnte. Er hielt sie diesen und die nächsten Tage immer bis an den Hals geschlossen. Die



Weste, die er zu München tragen wollte, schien er in Wien gelassen zu haben. Auf die Schuhe habe ich damals nicht gesehen.

Wir geriethen nun bald in ein lebhaftes Gespräch, welches ungefähr folgendermaßen verlief:

„Also Dr. Doetschmann! — wahrscheinlich schwäbischer Abkunft?“

„Ganz richtig — mein Vater war Bürgermeister zu Hall.“

„Noch unbeweibt, Herr Doctor?“

„Allerdings, aber meine Schwester ist an einen reichen Bankier in Laibach verheirathet.“

„Gratulire! Und nun also in dem schönen Wien?“

„Freilich; in Wien beim Feuilletton der Neuen Freien Presse, zusammen mit Speidel, der mir die schönsten Grüße an Sie aufgetragen.“

„Danke verbindlichst!“

„Dr. Speidel spricht oft von Ihnen. Er erinnert sich noch gerne an „Die falsche Muttergottes“, die Sie einmal in die Deutsche Zeitung gegeben. Der Artikel hat Furore gemacht.“

Die Wiedergabe dieser Aeußerung möchte einige Eitelkeit verrathen; mir war sie aber deßhalb auffallend — und ich erwähne sie nur deßwegen — weil mir Dr. Speidel seinerzeit über denselben Artikel dieselben Worte geschrieben hatte, so daß es den Anschein gewann, als hätten die beiden Redacteurs ihre Ideen darüber ausgetauscht.

„Bitte — Furore machen, das dürfte in Wien wohl schwierig sein. Ihre Feuilletons sind ja alle vortrefflich, wahre Meisterstücke!“

„Und doch steht gerade heut eines drinnen, das wäre mir nicht hineingekommen, wenn ich unten gewesen wäre.“

„Hab' es noch nicht gelesen. Und für das Feuilleton sind also zwei Redacteurs engagirt?“

„Entschuldigen — wir sind unser fünf, unter Andern auch Herr Hippolyt Wittmann — er gilt für unsere geistreichste Feder, hat aber auch jährlich zehntausend Gulden dafür. Er schreibt unter nn. Ich führe zum Unterschiede die Chiffre n—.“

„Die ich leider noch nicht bemerkt habe.“

„Sie lesen die Freie Presse wohl nicht alle Tage?“

„Freilich nicht! Bin aber jetzt sehr begierig, Ihnen dort zu begegnen. Also fünf Redacteurs für das Feuilleton!?“

„Sie staunen? — und doch sind wir im Ganzen zweiundfünfzig! — davon zieht keiner unter viertausend Gulden! Mir gibt man jetzt siebentausend.“

„O Himmel! Hier kann man den besten Redacteur um siebenhundert Gulden haben! Und wie stehen Sie mit Herrn Spitzer? Er hat mir seine „Wiener Spaziergänge“ geschickt — ein lustiges Büchlein — ich habe schon viel gelacht dabei!“

„Wir sind die besten Freunde. Er wollte ja dießmal schon mit mir, und das nächstemal, zum deutschen Sängerefest, bring' ich ihn ganz sicher mit.“

„Freue mich, ihn zu begrüßen! Aber sind Sie denn auch im Schwabenlande bekannt? Kennen Sie Berthold Auerbach?“

„O, Berthold Auerbach, David Strauß, Friedrich Vischer — ich kenne sie alle von Jugend auf!“

„Ei, sieh da! Da werden wir uns später wohl sehr gut unterhalten. Aber — nehmen Sie nicht übel — jetzt ist Kanzleizeit und ich habe noch zu thun. Kommen Sie Abends ins Museum — dort werden Sie mich treffen.“

„Ins Museum?“

„Ja, das ist jetzt unsere besuchteste Gesellschaft. Vor einigen Jahren schon dem Tode nahe, ist sie durch Hofbräuhausbier noch gerettet worden. Sie finden dort Maler und Dichter, Officiere und andere Würdenträger, können Zeitungen lesen, Billard und Karten spielen oder mit mir und Andern plaudern und gutes Märzenbier dazu trinken.“

„Gut, also im Museum! Aber noch ein kleines Anliegen, Herr Doctor! Ich bin nämlich schon vierzehn Tage hier, aber fast immer krank gewesen. Nun ist mir — ich weiß nicht — mein Wechsel bleibt so lange aus — dürfte ich nicht bitten — nur bis morgen oder übermorgen.“

„Wie viel wünschen Sie?“

„Ach, zwei, drei Thaler — ich erwarte stündlich meine Briefe.“

Ich langte in die kleine Sparkasse, welche in meinem Schreibtisch steht, und nahm anfangs drei Thaler heraus. Ach, dachte ich, ein Redacteur der Freien Presse verdient doch wohl noch eine kleine Vertrauenszulage, und so fügte ich den vierten Thaler zu den übrigen. Herr Doetschmann nahm das Darlehen dankend an und steckte es in seine Zoppentasche. Hierauf schüttelten wir uns zum Abschied die Hände, wiederholten, daß wir uns Abends im Museum wieder treffen würden, und trennten uns.

Um acht Uhr war ich auf dem Platze und hatte auf meinen Fremden nicht lange zu warten. Dieser schien ganz guter Dinge zu sein und bald auch ziemliches Gefallen an der Gesellschaft zu finden. Am gleichen Tische saß nämlich Herr Dr. Grandauer, der Regisseur der hiesigen Oper, und mit diesem verlor er sich bald in allerlei Discussionen über Theater und Musik. Da ich ihn so gut aufgehoben sah, so ging ich, als die erste Stunde herum war, wieder nach Hause, erlaubte mir aber, ihn vorher noch zum sonntäglichen Fröhlschoppen bei Meuner in der Herzogspitalgasse zu laden.

Andern Abends begegnete mir Dr. Grandauer und erzählte, er habe gestern mit dem Fremdling noch ein paar Stunden sehr angenehm verbracht, heute auch im Museum mit ihm zu Mittag gegessen und ihn nachher über die Menterfschwaige zum Weinbauern in Giesing geführt. In diesem feinen Wirthshäuslein habe er sich besonders gut gefallen. Jedenfalls sei er ein hochgebildeter Mann, der über Wiener Literatur und Literaten, Theater, Schauspieler u. s. w. sehr gut Bescheid wisse. Auch scheine er sonst in den besten Verhältnissen zu leben. Er beziehe einen Gehalt von siebentausend Gulden und seine Schwester sei an einen Bankier in Laibach verheirathet. Seine Hauptaufgabe sei übrigens unser National-Museum. Da stecke er den ganzen Tag. Wie früher über das britische, so habe er jetzt über das bayerische eine Reihe von Feuilletons in die Freie Presse zu schreiben. Uebrigens sei er ganz entzückt von der Freundlichkeit, mit der ihn Professor Kuhn, der Conseruator, aufgenommen.

Am Palmsonntag um zwölf Uhr begab ich mich, wie

verabreDET, zum Fröhshoppen bei Meuner in der Herzogspitalgasse. Man trinkt dort ein Seidel Tiroler, ißt etwa eine Brezel dazu, die man sich aber selbst mitbringen muß, und begibt sich dann um ein Uhr nach Hause und zu Tisch. Die kleine Gesellschaft, die sich seit Jahren hier zu sehen pflegt, ist etwas anders zusammengesetzt, als jene im Museum. Hier erscheinen fast regelmäßig Herr Professor Heinrich Merz, der Kupferstecher, Professor Konrad Knoll, der Bildhauer, Professor Rübinger, der Anatom, Professor Johannes Ranke und überhaupt nur Männer, welche wir mit Stolz die unsrigen nennen. Der Fremdling schien es ganz angenehm zu finden, daß ich ihn auch mit diesen Herren zusammengebracht. Er erzählte ihnen, daß er noch ledig, daß aber seine Schwester an einen Bankier in Laibach verheirathet sei u. s. w. Auch zog er ein Telegramm heraus, das aber etwas vergilbt war und schon mehrere Wochen in der Tasche verweilt zu haben schien, um uns daraus mitzutheilen, daß er eben nach Wien zurückgerufen worden sei. Sein Stellvertreter werde von Redactionswegen nach Siebenbürgen, Serbien oder Calabrien reisen. So müsse er sich denn wieder auf seinen Posten begeben; doch habe es noch acht Tage Zeit.

„Aber heute sollten wir doch spazieren gehen!“ rief er endlich. „Das Wetter ist zu schön.“

„Ja, wohin?“

„Ich meine, zum Weinbauern. Das ist eine gemüthliche Kneipe — da muß jedem ehrlichen Schwaben das Herz aufgehen.“

Obgleich ich an Sonn- und Feiertagen seit vielen Jahren nicht mehr spazieren gehe, so ließ ich mir doch diesesmal den

Vorschlag, weil er von einem Redacteur der Freien Presse kam, nicht ungern gefallen. Da der Fremdling im „Augsburger Hof“ zu wohnen behauptete, so ging sein Weg an meiner Behausung vorüber. Er versprach mich also bis vier Uhr abzuholen.

Ich war eben an der Thüre, als es schellte, öffnete selbst und stellte den reisenden Feuilletonisten, da ich noch Paletot und Hut zu nehmen hatte, einstweilen einigen Freunden vor, welche gerade bei unserer Marendе saßen. Er sprach da sehr fließend und erzählte mit Behagen, daß er zwar noch ledig, daß aber seine Schwester mit einem Bankier in Laibach verheirathet sei.

Man freute sich eben über dieses Familienglück, als ich wieder eintrat, um den wandernden Redacteur mit mir zu nehmen.

„Nur ein paar Worte,“ flüsterte aber dieser, als wir auf dem Gange waren, „ein paar Worte — ich weiß nicht — mein Wechsel — nur bis morgen; er muß ja kommen.“

„Wie viel wünschen Sie?“ fragte ich, indem ich wieder in meine Schreibstube trat.

„Ach, zwei, drei Thaler — nur bis morgen.“

Ich griff in die kleine Sparkasse, welche in meinem Schreibtische steht, und nahm zwei Thaler heraus. Ich weiß wirklich nicht, warum ich dießmal keine Redactions-Zulage gewährte, sondern mich lieber an das Minus des Petitums hielt.

Bald kamen wir zum Weinbauern, wo uns eine gewählte, wenn auch kleine Gesellschaft erwartete, als zum Beispiel Dr. Hermann Schmid, der in Giesing wohnt

und eben einen Roman aus den Zeiten Karls VII., des bayerischen Kaisers, vollendet hat, Professor Gareis von Bern, jetzt in Ferien zu München, dessen Bruder u. s. w. Ich stellte meinen Fremdling vor, welcher sich in diese Gesellschaft ebenso gut zu finden wußte, wie in jede andere. Er erzählte sofort, daß er eine Schwester habe, welche in Laibach an einen Bankier verheirathet und daß er eben nach Hause berufen sei, weil sein Stellvertreter auf Reisen gehe.

Nachdem wir längere Zeit über Politik, Literatur und Kunst gesprochen, warf Dr. Doetschmann einen Blick auf den breiten Fensterimsen und sah dort ein Spiel Karten liegen. Bei dieser Ansicht brach er munter los:

„Aber da drüben liegen ja Karten, Tarot-Karten, wie ich sehe. Kennen Sie das Spiel? — Ach ja, lassen Sie uns eine Lanze brechen!“

Er gab die Karten aus und wir begannen also ein kleines, billiges Spiel. Das Glück war aber dem Gaste nicht günstig, so daß er, als wir aufhörten, fast einen Thaler verloren hatte.

Wir gingen wieder fröhlich heimwärts. Auf der Isarbrücke nahm mich jedoch der Fremdling rasch beiseite und flüsterte:

„Aber nun, nachdem ich einen Thaler im Spiel verloren, wird der andere kaum mehr reichen — morgen —“

„O, hier ist der Thaler wieder. Gott gebe, daß Ihre Bedrängnisse bald zu Ende gehen. Sie dauern mich!“

„Nu, morgen sind alle Nöthen überstanden.“

In der Stadt trennten wir uns, nachdem wir noch für den nächsten Tag ein Stelldichein bestimmt hatten.

Der nächste Tag erschien zwar auch, aber der Fremdling erschien nicht wieder. So verging der Dienstag, der Mittwoch, der Donnerstag. Da ich zufällig am Augsburger Hof vorbeikam, glaubte ich eintreten und fragen zu sollen, ob Dr. Doetschmann vielleicht krank geworden.

„Dr. Doetschmann?“ wiederholte der Portier — „ganz unbekannt!“

Während wir sprachen, kam auch der Oberkellner des Weges: „Dr. Doetschmann? Bei uns nicht eingekehrt.“

„Gewiß nicht?“

„Nein, wahrhaftig!“

Ich ging nach Hause und schrieb an Dr. Speidel. Das Schicksal unseres gemeinschaftlichen Freundes machte mich unruhig. Ich fragte, ob er vielleicht schon in Wien angekommen, habe aber bis zum heutigen Tage noch keine Antwort erhalten.

Auch der Freitag, der Charfreitag, kam heran. Das Wetter war schön und warm, die Straßen wimmelten von andächtigem Volke, das die heiligen Gräber schauen ging. Da Alles feierte, mochte ich auch nicht arbeiten. Ich schlenderte allein über die Isar hinaus zum Weinbauern. Dort traf ich im Garten unverhofft eine kleine, bekannte Gesellschaft. Während ich sie begrüßte, kam aber aus dem Hause der Fremdling auf mich zu und rief mir heiter entgegen:

„Dacht' ich's doch, bei dem schönen Wetter würde ich Sie hier treffen. Freut mich herzlich, daß mich meine Ahnung nicht getäuscht.“

(Hier beschlich mich aber doch auch die Ahnung, daß Herr Dr. Doetschmann schwerlich daher gegangen sei, um mich zu treffen.)



„Aber wo stecken Sie denn seit Sonntag?“

„Ei, das verfluchte Münchner Klima! krank bin ich wieder gelegen.“

„Ja, wo denn?“

„Nu, wo denn sonst als im Augsburger Hof?“

„Da bin ich vorgestern gewesen; man kennt Sie nicht.“  
Bei diesen Worten stieg aber eine eigenthümliche Röthe auf dem blassen Antlitze des Fremdlings auf.

„Man kennt mich nicht?“ wiederholte er verlegen. „Ach, der Portier ist ein E—.“

„Ich habe auch mit dem Oberkellner gesprochen.“

„Der ist ein D—.“

Als die Gesellschaft aufbrach, kam Dr. Hermann Schmid daher. Ihm zuliebe blieb ich noch ein halbes Stündchen sitzen. Nachgerade war es sieben Uhr geworden und ich trachtete nach Hause zum Abendessen.

„Gehen wir, Herr Doctor!“ sagte ich um diese Zeit.  
„Ich muß heim!“

„Ach, lassen Sie mich noch ein Glas trinken. Mit Hermann Schmid ist gar gut plaudern. Wir sehen uns später im Museum. Bis neun Uhr längstens bin ich dort.“

So wandelte ich allein meiner Wege, kam glücklich nach Hause, blieb dort einige Zeit und ging gegen neun Uhr ins Museum.

Der Fremdling war nicht da. Ich wartete und wartete, allein er erschien nicht. Andern Tags ging ich wieder am Augsburger Hof vorbei und fragte neuerdings nach dem Wiener Herrn. Er mochte vielleicht die Zeit benützt haben, um wenigstens dem Portier seinen Namen mitzutheilen.

„Dr. Doetschmann noch nicht bekannt?“

„Nein!“ sagte der Portier. — Der Oberkellner war aber auch zur Stelle.

„Dr. Doetschmann aus Wien? Er hat eine Schwester, die an einen Bankier in Laibach verheirathet ist; das wird er Ihnen gewiß gesagt haben. Auch ist er mehrere Tage bei Ihnen krank gelegen. Kennen Sie ihn noch immer nicht?“

„Nein!“ sagte der Oberkellner mit einer Entschiedenheit, die sich fernere Nachfragen zu verbitten schien. „Der Herr Dr. Doetschmann,“ fügte er hinzu, „scheint nichts Anderes zu sein als ein Schw—“

„Halt!“ rief ich, „sprechen Sie das Wort nicht aus, ehe ich das Haus verlassen habe.“

Damit drehte ich mich und ging bedenklich heimwärts.

Die Charwoche und die Ofterfeiertage waren dahingegangen — aber der Fremdling hatte sich nicht wieder gezeigt.

Es war am Mittwoch nach Oftern, als ich beim Abendtrunke im Museum saß. Bald gesellte sich Dr. Grandauer zu mir, den ich seit einigen Tagen nicht gesehen hatte.

„Ei,“ sagte er, „was macht denn Ihr Wiener Freund?“

„Ich weiß nicht — im Augsburger Hof ist er nicht zu finden.“

„Wohl schon abgereist?“

„Nein, gar nie dort gewesen!“

„Sonderbar!“ bemerkte Dr. Grandauer.

„Ei, der Herr aus Wien,“ sagte die schöne Pepi, die Dame du comptoir im Museum, welche unser Gespräch vernommen hatte — „der ist auch sein Beefsteak schuldig geblieben mit Kartoffelsalat und drei Glas Bier. Das ist ein Schw—“

„Halt!“ rief ich, „sprechen Sie das Wort nicht aus, ehe ich das Haus verlassen habe.“

„Ja, der,“ fuhr die schöne Pepi fort, „man brauchte ja nur seine Schuhe anzusehen. An dem einen hat er feinen Absatz und am andern hängen die Sohlen weg.“

Ich ward etwas beschämt durch diese scharfsinnige Beobachtung. Also bei den Wiener Redacturen muß man vorsichtshalber auch auf die Schuhe sehen! Das war mir neu!

„Aber,“ fragte Dr. Grandauer, „wenn der geistreiche Feuilletonist sein Beefsteak nicht bezahlen kann, wovon hat er denn hier gelebt?“

„Ich habe wohl auch ein Bißchen dazu beigetragen!“ antwortete ich erröthend. — „Sieben Thaler.“

Bei diesen Worten entstand aber ein allgemeines Gelächter, das mich nur noch mehr verblüffte. Und nun ließ jeder der Tischgenossen die Zügel schießen. — Jeder erzählte, was er von dem interessanten Gaste, der im Museum auch mehreremale zu Mittag gegessen, einzeln gehört hatte, was ihm in seiner Erscheinung und seinen Reden aufgefallen war. Mir ward die schwere Aufgabe, den Anwesenden gegen allerlei Verdächtigungen in Schutz zu nehmen.

„Schon die Zoppe war bedenklich!“ sagte Dr. Grandauer.

„Ei, ein Feuilletonist, der sich aufs Volksleben wirft — da kann die Zoppe doch nicht auffallen.“

„Auch hatte er keine Weste bei sich!“ sagte ein Anderer.

„Die hatte er wohl in Wien vergessen!“ entgegnete ich.

„Und nur geschriebene Visitenkarten — ein Wiener Redacteur!“

„Vielleicht waren ihm die gedruckten eben ausgegangen!“  
erwiederte ich.

„Und die zweiundfünfzig Redacteurs!“

„Da waren vermuthlich die Setzer miteingerechnet.“

„Und noch etwas!“ sagte Dr. Grandauer, „heute bin ich dem Professor Ruhn vom National-Museum begegnet. Er läßt Sie grüßen, aber ein Dr. Doetschmann sei ihm seit Menschengedenken nicht unter die Hand gekommen.“

„Das trifft ja nicht mich. Ich weiß ja nur von Ihnen, daß er den ganzen Tag im National-Museum steckte.“

„Und die zerrissenen Schuhe! Und der Augsburger Hof! Und die sieben Thaler! Geld kann man sich jetzt ja durch den Telegraphen bestellen, namentlich mit siebentausend Gulden Gehalt und einer reichen Schwester in Laibach.“

„Ja freilich!“ sagten Alle einstimmig und lachten rücksichtslos.

„Es wäre jetzt jedenfalls keine interessante Aufgabe,“ schloß Dr. Grandauer, „die Person des Dr. Doetschmann liquid zu stellen. Die ganze Geschichte ist ein kleiner Nadelstich für Sie, Herr Doctor, den Sie sich aber in Goethescher Weise vom Halse schreiben müssen. Die Wunde, welche „die Presse“ schlug, kann die Presse wieder heilen. Sie sollten über diese kleine Lebenserfahrung ein kleines, niedliches Feuilleton schreiben. Man wird zwar darüber lächeln, aber den ersten Stein kann doch nur Der auf Sie werfen, der von ehrlichen Deutschen noch nie betr——“

„Wahrhaftig,“ unterbrach ich, „das ist ein guter Rath. Auch geschieht Niemand weh dabei, denn mir tagt doch immer mehr, daß der Dr. Eduard Doetschmann eigentlich gar nicht existirt. Der Name ist sicherlich nur der nom

de guerre eines reisenden Genius, das sich anderswo wieder anders nennt.<sup>1</sup> Mit dem Bruder wird sich wohl auch die Schwester, welche in Laibach an einen Bankier verheirathet ist, in nichts auflösen. Aus dem Ehrensold kann ich vielleicht die bewußten sieben Thaler wieder in meine kleine Sparkasse legen und der klugen Pepi auch ihr Beefsteak bezahlen. „All's well that ends well.“

So habe ich mich denn ausgeschrieben und stelle nur noch die Frage: Wer war er?

---

<sup>1</sup> Von Dr. Speidel erhielt ich später die briefliche Mittheilung, daß Dr. Eduard Doetschmann den sämtlichen Redacturen der Neuen Freien Presse ganz unbekannt sei.

## Die Wiege Karls des Großen.

Planegg, 31. Mai 1874.

Die Wiege Karls des Großen ist bekanntlich noch immer nicht gefunden. Und doch glaubte ich sie gestern fast ergattert zu haben, aber, wie der geneigte Leser bald sehen wird, es war auch dießmal nur ein Trugbild.

Zwei Stunden westlich von München in gleicher Richtung mit der Isar läuft die Würm, der Abfluß des Starnberger Sees. Sie rinnt durch ein stilles Thal, das sich bisher sehr bescheiden gehalten. Es hat zwar in den letzten Jahren mancherlei Bade-Anstalten, manche neue Wirthshäuser und Restaurationen entstehen sehen, aber es spricht nicht viel davon. Vor hundert Jahren, ehe das Gebirg entdeckt war, wandelten hier die Münchener Poeten, betrachteten das Thal als ihr Arcadien und dichteten auf seinen Fluren ihre längst vergessenen Oden; jetzt schnurrt die Eisenbahn vorbei und führt an schönen Sommertagen ganze Myriaden aus nah und fern an den Starnberger See. Das Thal ist weder romantisch, noch pittoresk oder grotesk — flache Wiesen und Felder in der Mitte, zu beiden Seiten ein niederer Hügelzug und dunkle Wälder.

Die großen Städte schäumen jetzt im ersten Lenze schon über ihre Ufer. Mit den ersten Maikäfern schwärmen ihre Colonien aus, die der Münchener selbst ins Thal der Würm. Manche Väter, die ihren Lieben gern etwas Maigluth gönnen, wollen doch die Münchener Frauenthürme nicht aus den Augen lassen, weil in deren Zauberkreis ihre Werkstätten und Kanzleien liegen. Mit rühmlichem Eifer kommen aber auch die Würmthaler den Bedürfnissen der Städter entgegen. Sie bauen neue Häuschen und richten die alten neu her. Der Hausrath wird auf den Versteigerungen erworben, wenn irgendwo ein Dechant oder Landpfarrer gestorben. Es ist alles sehr einfach, aber jetzt auch noch sehr billig. Um zwölf Kreuzer täglich kann man ein sauberes Bett und eine helle Stube haben, in welche die Sonne durch drei Fenster hineinscheint. Uebrigens sind da und dort auch schon einige hübsche Villen zu bemerken.

Das ganze Thälchen sieht so freundlich aus, die Leute scheinen so vergnügt, sehen ihren Wohlstand zwar kleinweise, aber so sicher wachsen — ja, wenn wir's nicht täglich in den ultramontanen Zeitungen lesen müßten, wir fühlten gar nicht, wie jammervoll wir daran sind und wie rasch wir verarmen. Auch das Landvolk wird sich seines Glends nicht ganz bewußt. „Jetzt geht's schon recht,“ sagte der Müller zu \* \*. „Jetzt freut sich der deutsche Mensch, daß er ein Deutscher ist. So viel wie jetzt haben die Leute noch nie verdient. Auch die große Armee hätten wir nicht nöthig, wenn die Franzosen nicht auf unsere Pfaffen rechneten. Gott sei Dank, daß ein Bismarck lebt; der wird ihnen 's Lederzeug schon anstreichen!“

Der Hauptort in dieser Idylle ist das Dorf Planegg,

wo ich dieses am letzten Maitag zu schreiben mich beehre. Hier steht ein Schloß, in welchem Freiherr Joseph v. Hirsch, ein Edelmann von vielen Orden und Würden, waltet, der seiner Brauerei einen trefflichen Saft entfließen läßt, und sich dadurch den stillen Dank so manches betrübten Patrioten<sup>1</sup> erwirbt, welcher in München oft vergeblich nach einem Trunk ausgeht, wie er einst unsern Nationalruhm begründet hat. Auch ein lobenswerthes Wirthshaus hat sich hier aufgethan. Der Wirth, die Wirthin, die Kellnerinnen zeigen mehr Lebensart und Höflichkeit, als in manchen unsrer Dikasterien, namentlich den niedern, zu finden ist.

Zur schönen Frühlingszeit entfaltet selbst das bescheidene Thal der Würm ganz ungeahnte Reize. Ein jüngerer Freund und Rechtsanwalt, der mit mir herausgegangen, um nach den Schneegestöbern, die uns der Mai bescheerte, die ersten Schlüsselblümlein zu pflücken, konnte schon am ersten Morgen nicht umhin, ein kleines Gedicht zu verfassen, aus welchem wir einige Zeilen mittheilen wollen, die nicht unschön folgendermaßen lauten:

„O stilles Planegg, du gesegneter Ort!  
Dir schuld' ich schon heute ein dankbares Wort!

— — — — —  
In den Tagen des Frühlings erwecket dein Prangen  
Im Herzen des Städters ein heißes Verlangen.  
Ist's nicht eine Lust, durch die grünenden Felder  
Zu wandeln, sowie durch die schattigen Wälder!

<sup>1</sup> Darunter sind nicht die neuesten „Patrioten“ gemeint, die ganz Deutschland an die römische Clique verschachern möchten, sondern die alten, biedern, bayerischen Patrioten von der Art der Kränkel, der Federl, der Seidelbäd u. s. w.



Die Stadt, die Kanzlei, das Geträtsch der Klienten  
 Vergißt man so gern bei gebratenen Enten,  
 Beim Trunk von Planegg, wenn der liebliche Duft  
 Der Blüthen erquickt und die herrliche Luft.  
 Du bist aller Freuden ein strotzender Hort,  
 O stilleß Planegg, du gesegneter Ort!"

Im Thale der Würm sind auch noch einige gute Sitten zu finden. Wer sich z. B. beim Einzug nach Kasten-, Zimmer- und Hauschlüssel erkundigt, dem sagt die Hausfrau: „D hier dürfen Sie alles offen lassen. Hier stiehlt niemand.“ Warum hat man die Hauptstadt München nicht nach Planegg gebaut? Höflich und ehrlich — man glaubt in einer andern Welt zu sein!

Um aber der Wiege des großen Karls näher zu kommen, müssen wir im Würmthal eine Strecke aufwärts gehen. Eine Stunde oberhalb Planegg liegt Gauting, ebenfalls ein blühendes Dertlein und noch eine Viertelstunde weiter oben, wo die beiderseitigen Hügelreihen sich nähern, um eine schattige Waldschlucht zu bilden, durch die aber seltsamer Weise noch kein Pfad führt, dort liegt die Reismühle.

Die Reismühle! — nun ist wieder tausend gegen eins zu wetten, daß unter tausend Lesern nicht einer ist, der von dieser Mühle gehört hat. Fragte ich doch gestern erst einen vortrefflichen Historiker, der sich aber bloß mit wahren Geschichten beschäftigt, wie die Forschungen über die Reismühle jezo stünden, und erhielt als Antwort die sonderbare Gegenfrage: „Reismühle? was ist Reismühle? Nie davon gehört!“ Napoleon I. dagegen soll als Nachfolger Karls des Großen von der Reismühle ganz gute Wissen-

schaft gehabt und sich 1805, da er nach München kam, sehr angelegentlich nach ihr erkundigt haben.

Die bayerische Sage von der Reismühle lautet aber so:

Der Frankenkönig Pipin hielt einst zu Weihenstephan bei Freising sein fürstliches Hoflager. Er hatte sich die schöne Bertha, die Tochter des Königs von Karlingen, zur Gemahlin erkoren und gedachte, seine Braut dort zu erwarten. Der Hofmeister aber, den er ausgesandt hatte, sie nach Bayern zu geleiten, verließ sie bei der Reismühle in den finstern Wald und brachte sein eigenes Töchterlein als des Königs Braut nach Weihenstephan. Dort wurde auch die Vermählung gefeiert. Ueber Jahr und Tag darnach kam aber Pipin auf der Jagd selber in die Gegend an der Würm, verirrete sich, fand Aufnahme in der Reismühle und entdeckte dort die wahre Bertha. Er erkannte sie an dem Brautringe, den er ihr einst gesendet hatte. Er verbrachte die Nacht unter dem gastlichen Dache, und bei dieser Gelegenheit wurde die Königstochter von Karlingen die Mutter des großen Karls. Sie blieb aber noch in der Mühle, bis sie des Knäbleins genesen war. Mittlerweile hatte Pipin seine erste Frau verstoßen und führte die schöne Bertha als rechtmäßige Gemahlin mit Triumph an seinen Hof.

Diese Geschichte wird freilich an verschiedenen Orten vorgebracht, unter andern auch zu Karlstadt am Main und zu Lüttich in Belgien, in dessen Nähe ja das alte Heristall liegt. Nicht minder wußten die französischen, italienischen und spanischen Fabulisten im Mittelalter sehr viel von der schönen Bertha zu erzählen, und wie sie der Hofmeister in den Wald verstoßen, allein sie verlegen den

Schauplatz immer in romanische Lande. Außerdem wollen auch Ingelheim am Rhein, das alte Aachen, Paris und Chelles an der Dife für den Geburtsort des großen Kaisers gehalten werden. Ueber diese Ansprüche ist schon viel geschrieben und gestritten worden. Am wärmsten treten die Belgier für ihr Lüttich oder Heristall ein. Die Akademie zu Brüssel stellte 1854 die Frage: ob Karl dort geboren sei, als Preisaufgabe, erhielt aber keine genügende Antwort darauf. Die H. H. Warnkönig und Gérard sprachen sich freilich in ihrer *Histoire des Carolingiens* mit ziemlicher Entschiedenheit für Heristall aus. Dr. Heinrich Hahn behauptet dagegen in seinen *Jahrbüchern des fränkischen Reichs*: daß mit den bis jetzt vorhandenen Mitteln weder das Jahr noch der Ort der Geburt festgestellt werden könne. So bleibt es allerdings bei den seltsamen Worten, mit denen Eginhard, der Biograph und angebliche Schwiegersohn des Kaisers, jener Frage gedenkt. Er sagt nämlich, da zu seiner Zeit niemand mehr am Leben sei, der von besagter Geburt oder Jugend irgend etwas wisse, so wäre es abgeschmackt, darüber zu schreiben.<sup>1</sup>

Bekanntlich hat die deutsche Dichtkunst unserer Zeit diese Sage der Vorwelt nicht vergessen lassen. Friedrich de la Motte Fouqué, D. F. Gruppe, Karl Simrock suchten die alte Mär auch unsern Tagen wieder näher zu bringen. Hr. August Schröder, jetzt Schriftführer der Universität zu Straßburg, hat daraus erst jüngst einen liederreichen Text für eine große romantische Oper in drei Acten ge-

<sup>1</sup> Wer etwas mehr über diesen Gegenstand zu lesen wünscht, könnte allenfalls auf meine „Wanderungen im bayerischen Gebirge,“ 2. Auflage S. 231 ff. verwiesen werden.

bildet, welchen wir hiemit unsern zahlreichen Tondichtern ergebenst empfohlen haben wollen.

Beim Abendtrunk in Planegg warf ich nun schon einige Fragen aus, that als ob ich noch nie in der Reismühle gewesen, und erkundigte mich, ob dort gar nichts mehr zu sehen sei. O ja, hieß es, die Wiege wird noch gezeigt. Ei sieh da, dachte ich mir, ist das Schwindel, oder hat ein glücklicher Zufall doch noch ein werthes Andenken zu Tage gefördert? Vor fünfzehn Jahren, als ich zum erstenmal zugesprochen, war nicht das geringste Ueberbleibsel aus den Tagen des großen Kaisers mehr zu sehen — und doch zeigt man jetzt wieder seine Wiege!

Die Mühle ist ein reinliches, gut gehaltenes Gehöft. Auf der einen Seite, am Wasser, stehen die weißen Wohn- und Mühlgebäude mit ihren grünen Fensterläden und ein langer Stadel — auf der andern die Ställe und die Schupfen. Mitten durch geht eine breite Straße, in welcher damals eben eine zahllose Schafheerde hin und her wogte. Ihr Blöken erfüllte die abendlichen Lüfte und erinnerte mich an Theofrits Idyllen, die ich in meiner Jugend so gern gelesen.

„Was bedeuten denn die Schafe da?“ fragte ich den älteren Sohn, der jetzt, seit der Vater gestorben, die Geschäfte führt. Er stand eben müßig im Hofe und betrachtete sich die blökende Heerde mit demselben Wohlwollen, das auch ich ihr nicht versagen konnte.

„Ja, die Schafe da!“ sagte er, „die bedeuten schon was! Bei uns ist jetzt die erste Schafwasch weit und breit; da werden alle Sommer fünfzehntausend Stück gewaschen; da kommen sie bis vom Starnberger See herunter, sieben, acht Stunden weit.“

„Ei, kann man sie denn nicht im See oben waschen; der wäre ja groß genug!“

„Das wäre 's wahre,“ sagte der Müller mit gnädigem Lächeln über meine Naivetät. „Zu einer guten Schafwasch gehören allerhand Stücke, und die findet man nur bei uns. Erstens ein ordentlicher Bach, der einen starken Wellenschlag hat, wie dort unter der Mühle, damit das Wasser besser einbeißt; dann muß ein Tümpel sein, wo die Schafe ins Wasser springen, damit sie sich nicht wehe thun, grad wie bei uns. Dann darf der Bach nicht zu breit sein, sonst kommen die kleinen nicht durch. Ferner braucht man einen großen Stall, wo sie alle über Nacht bleiben können. In der Nacht weichen dann die harten Botteln auf, und in der Frühe sind sie schon ganz mürb. Nun kommen die Wäscher von Planegg und nehmen die Schafe her, Stück für Stück um einen Groschen, und stellen sie unter den Wasserguß da vorne und kneten sie, bis sie ganz sauber sind, und dann treibt man sie wieder heim. Jetzt werden sie gerade eingesprengt — kommen Sie nur!“

Wie mannichfaltig ist doch diese Welt! Wie reich an Merkwürdigkeiten! Hab' schon so viel erlebt — das Künstlerfest Anno Bierzig — die Pfaffenwirthschaft unter dem seligen Herrn von Abel — die Tage Lola's und das Ministerium der Morgenröthe — die Thronentsagung König Ludwigs I. — die Thronbesteigung König Max II. und die Berufungen — das Vorparlament zu Frankfurt am Main — verschiedene Hochzeiten, Entbindungen und Todesfälle — mehrere Festessen, namentlich das der Hochschule München 1872, aber nur jenes im Odeon, weil ich zum

Mahle im Rathhaus nicht geladen war — mehrere Frühlingsfeste der „Zwanglosen“ — auch die Schlachten von Wörth und Sedan, die Errichtung des deutschen Reichs und den kalten Mai 1874; bin überhaupt schon zu ziemlich alten Tagen gekommen und habe doch nie eine solche Scene gesehen! Und gerade heute! Ausgegangen, um die Wiege Karls des Großen zu suchen, stoß' ich hier auf diese unerwartete Schafwäsche, die eine so wesentliche Bereicherung meines Wissens bilden wird.

Die Zahl der Schafe hatte sich mittlerweile noch vermehrt und mochte an ein halbes Tausend gehen. Neben dem Mühlsturz war am Haus ein hölzerner Einfang angebracht, durch welchen sie, in größeren Haufen, getrieben wurden. Vorne, wo der einzige Ausgang über dem schäumenden Bache mündet, standen zwei Schäfer, der Mundart nach ganz deutliche Württemberger. Hinten drängte der Hund. Die Schafe trippelten, ohne Furcht und Tadel, dem Bach entgegen, die Schäfer gaben ihnen den letzten Druck — sie stürzten in den Tümpel, tauchten aber gleich wieder auf und schwammen ans jenseitige Ufer. Dort schüttelten sie etwas fröstelnd ihr dickes Bließ, thaten aber sonst als wenn gar nichts vorgefallen und schienen ganz guter Dinge. Das Blöken der Schafe, der Commandoruf der Schäfer, das Bellen des Hundes und das Freudengeschrei der Dorfjugend, die sich von Gauting hergezogen, verliehen dem Auftritt ein seltsames Leben. Eine Viertelstunde sah ich selbst mit gespannter Aufmerksamkeit zu. Dabei regte sich meine Phantasie nicht unerheblich auf. Ich konnte den alten Kaiser nicht aus dem Sinne bringen; ich glaubte hoch ober dem Mühlsturz den großen Karl zu

erblicken, schwebend in einer lichten Wolke, wie St. Leonhard, St. Iffidor oder ein anderer Viehpatron, die Hände mild ausbreitend, um das ganze Deutsche Reich zu segnen und alle seine Schafe.

Nachdem ich diese neue Erscheinung zur Genüge betrachtet, drängte ich mich mühsam durch die wogenden Heerden und gewann die große Stube in der Mühle. Sie sieht noch aus wie vor fünfzehn Jahren — hell und reinlich, aber schmucklos. Nur einige Photographien des verstorbenen Müllers, seines Bruders und etlicher Bekannten zieren jetzt die weiße Wand, sowie ein Holzschnitt aus der „Austirten Zeitung“ vom 18. Jänner 1868, der die Reismühle darstellt und von erklärendem Texte begleitet ist.

Die Müllerin erkannte mich nicht mehr, und ich machte sie auch nicht aufmerksam, daß ich schon einmal dagewesen. Sie ist seitdem Wittwe und, ganz genau wie ich, um fünfzehn Jahre älter geworden, aber noch immer eine gutmüthige, heitere Matrone, die mit ihren fünf wohlgezogenen Kindern hier ihren einsamen Hof hält.

Um nicht mit der Thür ins Haus zu fallen, redete ich zuerst nur so allgemein um die Sache herum. So fragte ich z. B., ob viele Fremde kämen. „O ja, genug!“ Ich meinte, sie sollte ein Fremdenbuch anlegen. Da würden sich bald die größten Geschichtsforscher und die berühmtesten Dichter einschreiben, auch gelehrte deutsche Frauen und namentlich Dichterinnen der edelsten Art. Die Müllerin, die auch Bier schenkt, schien aber zu diesen unbekanntem Menschengattungen kein rechtes Vertrauen zu haben. Die trinken vielleicht alle nur Wasser und bringen ihr Brod selber mit; da lassen die württembergischen Schäfer schon

mehr aufgehen. Dann fragte ich, wie sich unsere Bayerfürsten zu der Reismühle verhielten. König Ludwig I. habe öfter zugesprochen, wenn er auf die Jagd gefahren. König Max II. sei auch einmal dagewesen, habe ein Glas Milch getrunken und von ihrem Schwarzbrod gegessen; dieß habe ihm so gut gemundet, daß er bald darauf nach einem ganzen Laib gesandt und diesen dann zu Berg bei der königlichen Tafel credenzt habe. Die Müllerin meint auch: er habe damals von einem Frescobild gesprochen, das er auf die vordere Wand der Mühle malen lassen wollte, und das die ganze Geschichte vom König Pipin und der schönen Bertha darstellen sollte — doch meint der ältere Sohn: es sei eigentlich nur von einer Gedenktafel die Rede gewesen. König Ludwig II. sei dagegen, obwohl sehnlichst erwartet, noch nie erschienen. Die Müllerin gibt sich der Hoffnung hin, der hochherzige Monarch werde dieser bayerischen Sage bald dieselbe Theilnahme zutwenden, wie bisher der keltischen von Tristan und Isolde. Wenn sie von Richard Wagner in glückliche Worte, in himmlische Töne gefaßt und dann in einem eigens erbauten Theater zu Gauting etliche Tage lang gespielt würde, meint die Müllerin, wäre es nicht nur ein Glück für das ganze Würmthal, sondern auch eine Ehre ohne gleichen für das gesammte bayerische Vaterland! Kosten dürfte es von ihr aus, was es wollte.

„Aber, Frau Müllerin,“ fragte ich endlich, „wie steht's denn jetzt mit dem Kaiser Karl? ist denn gar nichts mehr da von seiner Verlässenschaft?“

„Ei, warum nicht gar!“ sagte sie, „da findet man nichts — 's ist ja schon mehr als tausend Jahr.“



„Aber die Wiege soll jetzt doch zu sehen sein?“

„Ach, die Wiege,“ sagte sie lachend, „die haben mir die Planegger aufgebracht. Eine alte Wiege steht wohl oben in der Kumpelkammer, aber darin sind meine fünf Kinder gewiegt worden. Die können Sie schon anschauen, aber da sehen Sie nichts daran.“

Ich begnügte mich mit dieser Versicherung, nahm in einiger Enttäuschung Abschied und ging wieder nach Planegg zurück, um das Gehörte und Gesehene niederzuschreiben. Ich theile diese Zeilen der Lesewelt anspruchlos mit. Sie sind die neuesten und zuverlässigsten Nachrichten über die Wiege Kaiser Karls des Großen.

---

## XVI.

### Die Wallfahrt zu Birkenstein.

Im Sommer 1874.

Dieses Dertchen liegt im Miesbacher Gericht, ganz nahe bei dem Dorfe Fischbachau, an den Füßen des almenreichen Breitensteins, der ein Nachbar des gefeierten Wendelsteins ist. Unten im Thale fließt die Leitzach, ein rascher Bergbach, der von Bayrisch-Zell herausrinnt. Gegen Abend, über dem Romberg drüben, fluthet der rühmlichst bekannte Schliersee, an welchem Schliers, das alte Dorf, liegt. Wer eine gute Karte zur Hand hat, wird das betreffende Dertlein nach diesen Angaben leicht zu finden wissen; wer nicht so wohl versehen, der muß sich mit dem Bewußtsein begnügen, daß er jetzt in die Gegend zwischen der Isar und dem Inn geführt wird.

Diese Gegend ist eigentlich das bayerische Arkadien. Land und Leute sind hier noch eines alpenhaften Schlags. Ersteres, das Land nämlich, wird dieses Gepräge wohl immer bewahren, obwohl die neuerstehenden Villen, Fabriken und Hüttenwerke dem bäuerlichen Aussehen der Landschaft doch etwas Eintrag thun. Wie es nachgerade mit den Leuten gehen wird, ist eine andere Frage, doch

muß man zugestehen, daß sie trotz des Fremdentrosses, der jeden Sommer durch ihre Thäler wimmelt, bisher noch immer nicht merklich aus der Art geschlagen sind. Hier ist auch der Ursitz des Habersfeldtreibens, jenes bäuerischen Behingerichts, das, einst so geachtet und gefürchtet, erst in den letzten Zeiten zu roher Ausgelassenheit herunter sank und vor wenigen Jahren mit sanfter Gewalt unterdrückt wurde.

In den Urzeiten war dies Ländchen auch St. Benedikt's Jüngern wohl empfohlen, ja von ihnen geht eigentlich das kargliche Licht aus, welches die alte Geschichte der Schliersee-Gegend erhellt.

Am Schliersee wurde schon zur Zeit der Agilolfinger, um 760, von fünf Edelherren eine Zelle mit Bethaus gegründet, welche aber später die Ungarn verbrannten. Im zwölften Jahrhundert entstand da ein anderes Stift, dem Bischof Otto von Freisingen das Leben gab, allein auch dieses ging wieder ein, da die Klosterherren schon 1495 an die Frauenkirche zu München verlegt wurden.

Auch im grünen Winkel von Bayerisch-Zell erhob sich 1080 ein Klösterlein, welches Frau Haziga, des Grafen von Kastel Gemahlin, reich begabte und mit Mönchen aus dem Kloster Hirschau im Schwarzwald besetzte. Indessen war damals der Aufenthalt in der Zell selbst den schwäbischen Weltüberwindern noch zu einsam, so daß sie nach wenigen Jahren schon wieder aus der Langweile des Urwalds heraus nach menschlichem Verkehr und einer lustigern Gegend bekehrten. So wurden sie denn nach ihrem Wunsche ins freundliche Thal von Fischbachau versetzt, wo sie aber auch nicht länger blieben, als bis zum Jahre 1108, in welchem

ihnen die Grafen von Scheiern, die sich später von Wittelsbach benannten, jenes ihr Schloß an der Ilm übergaben und es in eine reiche Abtei umwandelten. Doch hielten die ehrwürdigen Väter zu Scheiern das Klösterlein zu Fischbachau stets in gutem Stande und benützten es, bis die Abtei selber aufgehoben wurde, gern als erquickende Sommerfrische.

Neben den geistlichen Herren aber thaten sich hier auch die weltlichen auf, namentlich die Grafen von Waldeck, welches jetzt als ein verfallenes Schloß, im schattigen Wald an der Ecke des Rombergs hängt. Diese wußten sich im fünfzehnten Jahrhundert von den bayerischen Herzogen unabhängig zu machen, wurden reichsunmittelbar und beherrschten Schliers, Miesbach und das Vorland bis gegen Maxelrain bei Mibling. Der Protestantismus, der sich im sechzehnten Jahrhundert durch ganz Altbayern sehr lebhaft rührte, aber von den Landesfürsten niedergehalten und ausgerottet wurde, an der Leitzach, am Schliersee, in Miesbach unter dem Scepter der Grafen von Waldeck schien er ein fröhliches Gedeihen erleben zu sollen. Wolf Dietrich von Waldeck und Maxelrain, der früher ein Domherr zu Salzburg gewesen, dann aber unter die Lutheraner gegangen war, führte die Reformation in dieses Arkadien ein. Sie hielt sich aber nicht länger als von 1550 bis 1580, denn ihre Widersacher, der Herzog von Bayern und der Bischof von Freising, waren den Waldeckern gegenüber zu mächtig. Der Bischof ließ den Kirchenbann ergehen, der Herzog sperrte das Ländchen dermaßen ab, daß nur noch jene, die dem alten Glauben treu geblieben, aus und eingehen durften.

Unter diesen Umständen wanderten viele Waldecker heimlich in die Fremde; die andern ließen sich bekehren. Wolf Dietrich schloß die müden Augen 1586, als der letzte Ketzer in seinem Reiche. Das Geschlecht der Waldecker starb übrigens 1734 aus, worauf die Graffschaft wieder ans Herzogthum Bayern fiel.

Seit etlichen Jahren geht eine Eisenbahn von München über Holzkirchen nach Miesbach und Schliers. Der bewegliche Münchener genießt jetzt das lang ersehnte Vergnügen, in drei kurzen Stunden mitten im bayerischen Hochlande zu sein. Doch sprechen wir zunächst von Miesbach, dem strebsamen Markte an der Schlierach.

Wer eine alte Ortschaft in junger Blüthe zu sehen wünscht, der muß eigentlich nach Miesbach gehen. Da ist in den letzten Jahren, seit nämlich die Eisenbahn an dem Markte vorüberzieht, ein schwer zu zählender Haufe neuer Häuser aus dem Boden gewachsen, fast alle im zierlichen Alpenstile, alle mit sanft gesenkten Dächern, mit grünen Altanen, mit grünen Fensterläden, alle so jugendlich, so heiter und lachend, daß man sie lichern zu hören glaubt. Wie sich von selbst versteht, haben sich auch die Gasthäuser und die Wohnungen für die Sommergäste in dieser Zeit entsprechend gemehrt und vergrößert. Jetzt herrschen da in den schönen Monaten noch die biedern Münchener, welche die Nähe, die Billigkeit des Ortes und die gute Luft anzieht, doch werden auch andere anständige Deutsche, ja sogar Engländer und Amerikaner zugelassen. Socialer Herd und Horst des aufstrebenden Fleckens ist aber der Frau Waitzinger ehrenwerther Gasthof, welcher an dem schönen Marktplatze steht. Frau Waitzinger theilt mit

ihrer berühmten Collegin, der Frau Ruch, genannt Tiefenbrunner, zu Ritzbichel, den guten Ruf, eine treffliche Wirthin zu sein — mit dieser theilt sie aber auch einen leisen Widerwillen gegen ihr eigenes, nämlich gegen das schöne Geschlecht, wie es jetzt die Welt durchläuft, ein Gefühl, an das ich mich, wenn ich Wirthin wäre, vielleicht auch bald anschließen würde. Wenn den Herren, heißt es, in der Frühe die Schuhe gewichst oder geschmiert sind, so hört man den ganzen Tag nichts mehr von ihnen, die Damen aber läuten alle fünf Minuten und sind mit nichts zufrieden. Frau Ruch-Tiefenbrunner sieht ihren Schwestern aus Berlin, Hamburg oder Leipzig, wenn sie im Reisewagen daherrollen, von weitem schon an, ob sie viel oder wenig Prätensionen machen werden. Besorgt sie Ersteres, so spricht sie einfach: kein Quartier! — und dreht sich um, auch wenn das ganze Haus noch leer wäre.

Um aber wieder in unser Miesbach zurückzukehren, so hat man in neuerer Zeit gefunden, daß daselbst eine vorzügliche Luft wehe; namentlich überarbeitete Geschäftsleute und Staatsmänner, die an geschwächten Nerven leiden, erhalten hier rasch wieder die alte Frische. Mit Stolz erzählt man, daß ein berühmter Professor der Würzburger Hochschule, der einst, an seinem Wiederaufkommen fast verzweifelnd, so schwach bei Frau Waizinger einkehrte, daß man ihn in seine Stube tragen mußte, dennoch drei Wochen später so rüstig auf die rothe Wand, über sechstausend Fuß hoch, gestiegen sei, daß selbst jüngere Leute kaum gleichen Schritt halten konnten. Hierher und nur hierher, meint man, sollte unser Bismarck kommen — nur hier würde er jene Kraft und Schlagfertigkeit wiederfinden,

an welcher dem ganzen deutschen Reiche so viel gelegen ist. Wenn man nur eine Zeitung wüßte, die ihn darauf aufmerksam machen wollte! — Auch der ehrwürdige Klerus hiesiger Gegend würde auf seine Anwesenheit nicht störend einwirken, da er Charaktergröße nicht nur an sich selber, sondern auch an anderen zu ehren weiß.

Von Miesbach fährt man in einer starken Viertelstunde nach Schliers am Schliersee, der zweiten Hauptstation, der wir einige Aufmerksamkeit erweisen müssen.

Der Stamm, der diese idyllische Gegend bewohnt, ist ein Kernvolk; schlank und hochgewachsen, im Ganzen wohlgestaltet, hält der Schlierfer wie die Schlierferin sehr viel auf ein sauberes Feiertagsgewand und weiß sich überhaupt sehr gut heraus zu stellen. Er ist ehrlich und menschenfreundlich, auch viel weniger roh als der Bauer im Flachlande. Er theilt zwar die choleriche Natur der Bajubaren überhaupt, allein er ist auch versöhnlich. Am Sonntagabend, wenn das Nationalgetränk zu wirken beginnt, kommt es freilich nicht selten zu heftigen Reden, welche leicht zu Thätlichkeiten führen; aber die handelnden Personen des Dramas stechen nicht mit dem Messer zu, wie anderswo, sondern hauen sich ein paar Püffe um die Ohren, setzen sich dann wieder zusammen und gehen schließlich in alter unerschütterter Freundschaft auseinander.

Die Untugenden, die man diesem Völklein vorwerfen möchte, fallen nicht schwer ins Gewicht. So soll es z. B. etwas bequem sein und die Ruhe der Arbeit merklich vorziehen, allein da Getreidebau nicht getrieben wird und die Viehzucht weniger anstrengt, so darf sich hier der Mensch auch nicht so plagen, wie im Unterland. Die viele Muße

erlaubt in der That ein behagliches Dasein und gewährt selbst Raum für literarische Beschäftigung. Man wendet hier nämlich manche Stunde an die Zeitungen, und die Postexpedition zu Schliers gibt täglich über fünfzig Blätter aus. Selbst die Gartenlaube ist da nicht unbekannt. Manche bäuerliche Hofherren in dieser Gegend kaufen sich sogar Bücher und lesen sie — ein Brauch, der in der Stadt so selten vorkommt, daß er auf dem Lande um so mehr überrascht.

Der verstorbene Steffelbauer vom Hagenberg, zu seiner Zeit allerdings das größte Licht im Landgericht, hatte sich Anno achtundvierzig sogar die Verhandlungen des Frankfurter Parlaments verschrieben und wenn er ein Fremdwort nicht verstand, so suchte er's in Bierers Universallexikon auf, welches er sich zu diesem Zwecke angeschafft. Dabei trieb aber der Steffelbauer seine Studien in tiefer Verschwiegenheit, so daß er seinen Bücherkasten vor andern nur selten und nur vor den vertrautesten Freunden öffnete, stets besorgt, der Landrichter möchte ihn einmal wegen seiner Wißbegierde auf die Finger klopfen oder wenigstens die gefährlichsten Schriften confisciren. In solchen Geruch hatte Ludwig I., der immer für die „teutsche“ Freiheit schwärmte, seine Polizei zu bringen gewußt.

Für eine andere Untugend möchte man die etwas stark vortretende Lebenslust ansehen. Doch führt der Bauer annoch einen sehr einfachen Tisch, begnügt sich die ganze Woche, wie sein Hausgesinde, mit Milch- und Mehlspeisen, Butter, Schmalz und Brod, nimmt an Sonntagen im Wirthshause zwar gern ein Würstchen zu sich, weil dies die Sitte mild beurtheilt, hält sich aber von theuren



Speisen, als z. B. von Kalbs- und Schweinebraten fern, weil ihr Genuß als eine Verschwendung gilt, die dem Landmanne nicht wohl anstehe. Das edle Trinkvergnügen wird dagegen an Sonn- und Feiertagen mit großer Beflissenheit, so wie ohne bestimmtes Maß betrieben, und nimmt daran auch der Minderbemittelte redlich Theil, was ihm um so eher erschwänglich, als selbst der Tagelöhner sich jetzt täglich fast auf drei Gulden hinaufarbeiten kann.

Ferner könnte man anmerken, daß die Leichtigkeit, mit der nach der neueren Gesetzgebung eine Ehe geschlossen werden kann, die Sitten in einem bekannten Stücke noch nicht auffallend gebessert hat, während im Unterlande allerdings schon eine kleine Minderung der unehelichen Geburten wahrgenommen werden will.

Die Menschenfreundlichkeit, welche wir oben als eine gute Eigenschaft dieser Aelpler erwähnten, hat sich in jüngster Zeit namentlich durch die opferlustige Liebe erwiesen, mit welcher sie während des Krieges die leidenden Helden behandelten. Eines Tages kamen da gegen dreißig schwer Verwundete auf der Eisenbahn geraden Wegs von Metz daher und waren die meisten in der traurigsten Verfassung. Der Arzt und Chirurg des Dorfes, Dr. Hummel, hatte erst mühselig zu arbeiten, bis die Verbände richtig angelegt und die nothwendigen Operationen vollzogen waren; aber als dies geschehen, rissen sich sofort die Bauern um die armen Dulder, führten sie wie die Lieblinge ihres Herzens auf ihre schönen Höfe und pfl egten sie nach bestem Vermögen. Als dann die Tapfern wieder zu Kräften gekommen, gingen ihre Pfleger und Pflegerinnen alle Tage mit ihnen ins Wirthshaus, stellten sie den Nachbarn vor

die sie auch wieder zu Butterbrod und Kirschengeist einluden, und ließen ihnen aufstischen, was die Wirthin nur immer bieten konnte. Die Schlierser mit ihren nächsten Nachbarn hatten damals dreizehnhundert Verpflegungstage zu bestreiten und haben sie gerne bestritten. Die Verwundeten waren meist in preussischen und sächsischen Landen zu Hause und lauter wohlgezogene junge Männer, die sich sehr anständig zu benehmen und die allgemeine Achtung zu erwerben wußten. Nur einer war darunter, der sich Ungebührlichkeiten erlaubte und deßhalb auch einen üblen Nachruhm zurückließ. Die andern Gäste gingen alle mit herzlichem Danke von hinnen; denn das schöne Bergland und die wackern Leute hatten ihnen ungemein gut gefallen.

Einmal kam es vor, daß ein reicher Bauer, der bis dahin nur Geldspenden dargebracht, auch einen Krieger im Hause haben wollte und sich einen solchen zu bestellen ging. Seiner Ehefrau aber hatte er das Vorhaben nicht mitgetheilt, weil sie, obwohl sonst ein ehrentwerthes Weib, doch die üble Gewohnheit hatte, ihrem Gatten in allen seinen Wünschen entgegen zu treten, wie es vielleicht auch anderswo vorkommt. Der Bauer rechnete indessen darauf, daß sie die vollzogene Thatfache anerkennen würde und schickte dem jungen Sachsen, der ihm beschieden war, heimlich sein Wägelchen entgegen. Der leidende Held wurde vorgefahren und vor der Thüre abgeladen. Die Bäuerin kam aber gleich herzu und begann, da der Bauer sich entfernt hatte, ein höllisches Spektakel aufzuführen. Der Sachse suchte sich nach besten Kräften zu entschuldigen und sie umzustimmen, aber als sich seine Versuche vergeblich

erwiesen, hörte er ihr voll Fassung zu und blieb um so ruhiger auf der Sommerbank liegen, als er wegen des Schusses, der ihm vor Meß durchs Bein gegangen war, überhaupt nicht mehr weiter konnte. Nach einiger Zeit kam der Bauer gleichwohl auch zur Stelle, ermahnte seine Hausfrau, sie solle sich vor den Nachbarn schämen, die doch alle für die armen Verwundeten eingetreten, und gab ihr zu bedenken, daß man es nur diesen zu danken habe, wenn der Franzos nicht wieder ins Land gekommen sei und alles niedergebrannt habe. Die Bäuerin ging allmählich in sich, hörte auf zu schelten und gab dem Gaste ein gutes Bett. Kaum war aber dem jungen Sachsen einige Gelegenheit geworden, sein artiges Wesen und seine dankbare Genügsamkeit an den Tag zu legen, als sich auch der erstliche Widerwille der Hausfrau in eine warme Freundschaft umsetzte, so daß sie oft stundenlang an seinem Lager saß und ihm durch heitere Gespräche die Zeit zu verkürzen, auch sonst mit Speise und Trank ihn möglichst zu ergötzen suchte. Und als er nach etlichen Wochen wieder heimwärts zog, nahm sie mit heißen Thränen Abschied von ihm, den sie so unwirsch empfangen hatte, und der ihr doch so lieb geworden. Er aber entsandte bald darnach einen Dankbrief an den Bauern und an seine Pflegerin, so gut stylisirt und so kalligraphisch geschrieben, daß er jetzt „in der schönen Stube“ als ein theures Kleinod unter Glas und Rahmen aufbewahrt wird.

Es ist in den jüngsten Zeiten aufgefallen, daß unsere Hochländer, die doch so frisch und aufgeweckt sind und gern liberale Zeitungen lesen, beim letzten Wahlkampf fürs deutsche Reich sich auf die Schattenseite gestellt haben. In

der Nähe betrachtet, sieht aber die Sache nicht so seltsam aus. Kaiser und Reich und die Hauptstadt Berlin, sie liegen dem Bauern noch ziemlich fern. Die letzten drei Jahre haben noch nicht viel vermocht gegen die Traditionen eines fast tausendjährigen Particularismus. Die Dinge, die sich im entlegenen Norden abspielen, sie erregen den Landmann nicht dergestalt, daß er sich betrogen fühlte, eine bestimmte Stellung zu ihnen einzunehmen. Er hätte am Ende auch liberal gewählt, wenn man zur rechten Zeit dazu gethan hätte. So kam aber der Clerus den Liberalen zuvor, schlug mit Meisterschaft die große Trommel und rief: Nicht lutherisch werden! Dieses Mal haben es übrigens die Frauen durchgesetzt. Auf der Kanzel und im Beichtstuhl wurden die weiblichen Herzen durch den bevorstehenden Einsturz der katholischen Religion beängstigt, welcher nur beschworen werden könne, wenn die gläubigen Lande ihre gläubigsten Vertreter nach Berlin entsenden würden.

Vor dem Tage der Wahl gingen die geistlichen Herren noch von einem Hause zum andern, spielten die letzten Schrecknisse aus und ließen in den Händen der Hausfrau den rettenden Wahlzettel zurück. Die Frauen lagen dann den Männern an, setzten ihnen die politisch-religiöse Lage nach jenen Dissenbarungen auseinander und baten sie schluchzend und weinend, nicht mit den Kezern zu gehen, sondern zum Herrn Pfarrer zu halten, von dem der Wetterjegen, Kindstaufe, Hochzeit und letzte Delung abhängen. So gaben denn die meisten Männer nach und erklärten öffentlich, das heißt im Wirthshause, am Hausfrieden sei ihnen mehr gelegen, als an der Reichstagswahl. Auch

den Wirthen wurde erheblich zugesetzt. Sie sind ohnedem schon lange das Augenmerk der ultramontanen Agitation. „Wenn Ihr diese und jene Zeitung nicht abschafft,“ heißt es, „so werden wir Euer Herrenstübel nicht mehr mit unserm Besuche beehren, und wenn Ihr öffentlich zu den Liberalen haltet, so werden wir Euch heimlich in unaufsichtlichen Bann thun.“ Der Wirth hält auf sein Herrenstübel und auf sein Gewerbe natürlich auch viel mehr, als auf die Reichstagswahl, und so schließt er sich, obwohl widerwillig, dem großen Haufen an. „Als Staatsbürger,“ sagt er dann unter vier Augen, „bin ich liberal, aber als Geschäftsmann darf ich's mit dem Pfarrer nicht verderben.“ Manchmal kam es auch schon vor, daß der Beichtiger die Abschaffung unangenehmer Zeitungen durch Verweigerung der Absolution zu erzwingen suchte, oder daß der Pfarrer Kirchencapitalien kündigte, um die Schuldner zur kirchlichen Fahne zurückzuführen.

Am kürzesten hat sich neulich ein Landmann folgendermaßen ausgedrückt: „Liberal sind wir wohl Alle, aber wählen thun wir schwarz.“ In den kleineren Städten und Märkten wird ohnedem jeder Gewerbsmann und jeder Händler bald den geistlichen Herren in die Hände gefallen sein, da die katholischen Casino's, die man überall gegründet hat oder zu gründen sucht, immer auch Handel und Wandel katholisiren und die Hartnäckigen, die nicht beugehen wollen, auch vom commerciellen Verkehre ausschließen.

Ein angenehmer Gegensatz zu jenen Casino's sind die Veteranenvereine, die jetzt allenthalben entstehen. Gewöhnlich vereinigen sich zwei oder drei Dörfer, um den

Brüdern, die im letzten Kriege gefallen, im Friedhofe oder auch im grünen Walde ein Denkmal zu errichten. Sie ziehen dann an festlichem Tage zu dessen Enthüllung mit Musik und Fahnen hinaus, stellen sich in Parade auf, halten ihre Reden, setzen sich hierauf zusammen, toastiren auf Kaiser und Reich, König und Vaterland und schließen die Feier mit Gesang und Tanz, um sie nächstes Jahr in ähnlicher Weise zu wiederholen. Diese Vereine wären ein Band, das die reichsfreundlichen Kräfte im Lande trefflich zusammenhalten könnte, allein es ist nicht zu bemerken, daß ihnen die gebildeten Liberalen oder die Behörden irgend eine Ehre oder Aufmerksamkeit erweisen. Niemand scheint zu ahnen, welche Bedeutung ihnen mit geringer Mühe zu verleihen wäre.

„Nur nicht lutherisch werden!“ hallt es jetzt aus allen Winkeln der Kirche. Nur schade, daß wir's schon sind oder wenigstens schon in einer ganz protestantischen Atmosphäre leben! Wir erinnern nicht an die mächtigen Keßerschaaren in unserer Hauptstadt, aber auf dem Lande, auch in Niesbach, um den Schliersee, wo immer eine Fabrik, ein Hüttenwerk, eine kleinere oder größere Unternehmung ersteht, sind die Vorstände, die Verwalter, die Leiter, alle die, die gute einträgliche Stellen einnehmen, entweder aus dem protestantischen Franken, aus Württemberg oder aus Norddeutschland. Die katholische Erziehung in Altbayern liefert diese Gattung nicht. In der dreihundertjährigen geistigen Erstarrung, welche die Jesuiten bekanntlich über das ganze Land verbreitet haben, ist das Nationalgenie in der That etwas eingeschlummert. Bis zum Anbruche der Reformation ging Altbayern auf den

Wegen der deutschen Kunst und Wissenschaft freudig mit, seine Bewohner wurden von den andern Deutschen als gleichbegabt und gleichgestellt betrachtet; seitdem die Väter Jesu ins Land gekommen, ist es in allen Fächern zurückgeblieben, vom Auslande abhängig und über die Achsel angesehen worden. König Max der Erste hat die Dickschaut nur etwas aufgeschürft; Ludwig des Ersten Romantik und Max des Zweiten Milde ließ sie gemüthlich wieder zuheilen. Altbayern führt wohl sein Nationalgetränk ins Ausland, aber geistige Erübrigungen hat es nie versandt. Es mußte vielmehr seine Blößen immer mit Berufungen decken. Unter den Kurfürsten führte man die Gelehrten und die Künstler aus Frankreich und Italien ein; unter den Königen fing man an, sie aus dem protestantischen Deutschland zu verschreiben. Letzteres war den römisch-katholischen Patrioten immer ein Dorn im Auge; aber das sichere Mittel dagegen ist doch noch unheimlicher, als das Uebel. Man müßte dem Volke nämlich die Augen öffnen, es etwas denken lehren, es innerlich und äußerlich erziehen, es an Kunst und Wissenschaft gewöhnen (denn der „ordentliche“ Altbayer weiß zur Zeit mit Liebig so wenig anzufangen, wie mit Kaulbach), kurz, man müßte es geistig heben und eine andere geistige Luft schaffen, als es jetzt athmen muß. Dann würde es vielleicht selbstständig werden und keine Fremden mehr brauchen, vielmehr sogar eigene Celebritäten exportiren können. Aber wo käme nach einer solchen Hebung die jetzige Kirche mit allen ihren Mißbräuchen hin, wo die Infallibilität, die unbefleckte Empfängniß, die Mirakelgeschichten und die genußreichen Wallfahrten nach Birkenstein, nach Altenötting oder gar zum

Judenmord in Deggendorf? Auch dürfte wohl manches Kirchenlicht erwägen, daß jetzt noch die Flagge die Waare deckt, während die kritischen Augen einer späteren Zeit in seinem Wesen leicht Mängel entdecken möchten, die zum Besten der Kirche besser verhüllt bleiben. Darum lassen wir's lieber beim Alten.

Unter solchen Betrachtungen sind wir nach Birkenstein gekommen. Dort steht also unter alten und jungen Birken eine Wallfahrtskirche, welche nach dem Muster des Heiligthums zu Loreto gebaut sein soll. Das heilige Haus zu Loreto ist aber dasselbe, in welchem Maria zu Nazareth wohnte, dasselbe, welches von den Engeln bekanntlich einmal aus Galiläa nach Dalmatien und von da nach Italien getragen wurde, an die Stelle, wo es jetzt die Pilger zur Andacht ladet. Ihren Ursprung verdankt die Kirche zu Birkenstein einem Traumgesichte, welches 1663 drei Männer zu Fischbachau, der Pfarrer, der Wirth und ein Bauer, zu gleicher Zeit erlebten. Es erschien ihnen nämlich in derselben Nacht die allerjeligste Jungfrau und theilte ihnen mit, daß sie auf dem Birkenstein verehrt sein wolle. Dem frommen Wirth mag wohl die heilige Mahnung am tiefsten zu Herzen gegangen sein, denn ein guter Wirth gedeiht nirgends besser, als bei einer guten Wallfahrt. Und so kam nach manchen Hindernissen die Stiftung zu Stande.

Vor uns steht nunmehr die Capelle mit ihrem Thürmchen und dem hölzernen Umgang, der ihr angebaut ist. Vom Thurme weht eine Flagge in den bayerischen Farben; die Vorderseite des Kirchleins und die Tragbalken des Umgangs sind mit Blumengewinden verziert. Es scheint



ein großes Fest, ein Frauentag, eine Kirchweih, ein Jubiläum gefeiert zu werden.

Vielleicht gibt es Leute, welche es für überflüssig halten, sich eigens aufzumachen und nach Birkenstein zu gehen, denn wenn Gott überall allmächtig und allgegenwärtig ist, warum soll er in Birkenstein noch mächtiger und noch näher sein, als anderswo? Allein so ist die Sache nicht aufzufassen, sondern vielmehr ganz anders. Der liebe Gott ist nämlich dem katholischen Landvolke ein unbekanntes, tief im dunklen Hintergrunde schwebendes Wesen, mit dem es persönlich keinen Verkehr unterhält. Es wendet sich nur an seinen Hofstaat, an die allerseligste Jungfrau, gleichsam die Königin-Mutter, und an die lieben Heiligen. Daß diese nicht allmächtig sind, ist so ziemlich gewiß; ob sie allgegenwärtig, ist auch sehr zweifelhaft. Man bietet ihnen daher auf dieser Erde gewisse Heiligthümer an, die sie gleichsam als ihre Wohnung beziehen und wo sie immer sicher zu sprechen sind. Dort trägt man ihnen dann vor, was man auf dem Herzen hat, und bittet sie um ihre Verwendung bei dem unbekanntem Gott.

Uebrigens beruht die Blüthe der Wallfahrten auch auf der germanischen Wanderlust. Nicht alle können nach Maria-Einsiedeln oder gar nach Loreto pilgern; aber ein Ausflug, der nur einen oder zwei Tage beansprucht, ist für Männlein und Weiblein leicht erschwänglich. Kommt also die schöne Sommerszeit, so erwacht die Sehnsucht nach der blauen Ferne, und der Bauer, die Bäuerin, die Söhne und die Töchter freuen sich auf eine Wallfahrt nach Birkenstein ebenso herzlich, wie sich ein gebildeter Berliner, Hamburger oder Leipziger auf den Rigi oder auf den Comersee freut.

Diese Wanderluft können wir auch aus den weiblichen Trachten, die wir hier vor uns sehen, mit ziemlicher Sicherheit herauslesen. Die ländlichen Schönen mit dem kegelförmigen Hütchen, welches eine Goldschnur umfaßt, sind freilich nicht weit her, da dieß die jetzige Mode der Miesbacher Gegend ist; aber die Gestalt, die gerade unter dem Prediger steht, mit dem niedrigen Hute, von dem zwei breite Bänder herabwallen, sie mag schon eine halbe Tagesreise weit gegangen sein, denn dieser Hut deutet auf die Gegend von Audorf oder Brannenburg im Innthal. Den Weitpreis unter den Anwesenden erhält aber jedenfalls die breitschulterige Person, die vorn im Graße sitzt. Die Grenadiermütze, die sie schmückt, ist nämlich eine sogenannte Schwazerhaube, ein uraltes tirolisches Wahrzeichen, das schon die Heldinnen von Anno Neun geführt. Leicht möglich, daß diese Dame in dieser Versammlung auch die Ehre der Alterspräsidentin ansprechen dürfte, denn die Schwazerhauben sind in Nordtirol jetzt fast verschwunden und werden als Andenken an die gute alte Zeit nur noch von hochbetagten Mütterchen getragen.

Auf der Laube steht ein Capuziner und predigt. Was mag er vortragen? Wir hören nur wenige verhallende Worte und können daher nur Vermuthungen wagen. Als August von Platen vor bald sechzig Jahren eines Sonntags nach Birkenstein gekommen war, wurde da auch gepredigt, und zwar von den Wunderkräften des heiligen Scapuliers und von den gräßlichen Qualen des Fegeseuers, aus welchen die heilige Jungfrau alle Samstage eine Anzahl Seelen zu erlösen pflege. Das Scapulier, die lodene Schulterdecke, die in ihren Ausläufern vorn bis

auf die Füße heruntergeht, ist ein wichtiges Kleidungsstück in der Geschichte des Carmeliterordens. Ein Prior desselben soll nämlich zur Zeit der Hohenstaufen ein besonderes Exemplar aus den eigenen Händen der heiligen Jungfrau Maria und damit die Versicherung empfangen haben, daß, wer darin sterbe, der ewigen Strafe enthoben sei. Kein Wunder, daß sich viele Kaiser, Könige und andere Fürsten mit großen Kosten dieses Scapulier verschrieben, um darin den letzten Seufzer auszuhauchen.

In der katholischen Kirche, also auch in der Wallfahrt zu Birkenstein, ändert sich sehr wenig. Es ist daher wohl möglich, daß der Capuziner auf der Laube auch diesmal wieder über das heilige Scapulier gepredigt hat. Vielleicht hat er auch den berühmigten Bismarck in seinen Vortrag verwoben, den Sohn des Teufels, oder den Strohsack des heiligen Vaters und seine Wasserjuppen, die nur durch den Peterspfennig etwas geschmalzen werden können; vielleicht auch die Freimaurer, welche die Aufhebung der Lotterie verschuldet, oder die Macht der Priester, gegen welche sogar der liebe Gott den Kürzeren ziehe, da er sich selbst nicht mehr erschaffen, wogegen der Geistliche am Altar diesen Zeugungsakt mit Leichtigkeit vollziehen könne; vielleicht sprach er auch von dem unheiligen Krieg gegen unsere katholischen Brüder in Frankreich, die uns doch viel näher stehen, als die Lutheraner in Preußen. Solche Gegenstände sind auch die passendsten, denn sie geben kein Aergerniß. Spricht der Prediger dagegen über Sittlichkeit, Anstand, Mäßigkeit, Ehrlichkeit, christliche Liebe und Verträglichkeit, Aufklärung und Bildung, so findet man darin nur zu gerne boshafte Anspielungen. Der Bürgermeister, der Wirth, der Jagdgehülfe,

der Krämer und andere Honoratioren mit ihren Gattinnen oder Liebchen, am Ende auch die Herren Bauern in eigener Person, sie fühlen sich leicht getroffen und ziehen zuletzt gar noch Vergleiche zwischen den Worten und den Thaten des Predigers selbst. Also keine Moral! Nach der „Donauzeitung“ ist das altbayerische Volk ohnedem das beste und edelste in der Welt, und es hieße also Eulen nach Athen tragen, wenn man von der Kanzel herunter Tugenden predigen wollte, die es theils nicht braucht und theils schon hat.

Unter dem Bogen des Umgangs sieht der aufmerksame Beschauer auch zwei tragbare Beichtstühle, die an solchen Tagen, um in der Kirche Raum zu schaffen, ins Freie gestellt werden, so daß sich die Gläubigen ihrer Sünden in der kühlen Morgenluft, im Angesicht der hohen Alpen poetisch entleeren können. Die Ohrenbeichte soll übrigens für ältere Leute ganz unschädlich und nur ein harmloser Zeitvertreib sein, denn was sicht ein altes Mütterchen einen alten Capuziner an! Unter den jungen Leuten ist's aber nicht immer geheuer. Man sagt manchen jugendlichen Caplänen nach, daß sie den blühenden Mädchen aus ihren reichen Erfahrungen manche anziehende, wenn auch nicht nothwendige Eröffnung mittheilen, so daß die katholischen Mütter sich öfter verabreden, ihre Töchter nicht eher in den Beichtstuhl zu lassen, als bis sie verheirathet sind.

Rechts im Hintergrunde erscheint ein entweichendes Paar, das erste, das Reißhaus nimmt. Es wird ein Bauer und seine Bäuerin sein, welche, im Beichtstuhle eben entzündigt, nun auch einer leiblichen Erfrischung nachgehen. Sie werden nicht weit zu wandern haben, denn das Wirthshaus liegt in erfreulicher Nähe. Es ist ein altes

Sprüchwort: „Wo der liebe Gott eine Kirche baut, da setzt der Teufel ein Wirthshaus daneben,“ allein dieser Spruch ist allzu pessimistisch und stimmt nicht zu den thatsächlichen Verhältnissen. Eher ließe sich sagen:

„Kirche und Wirthshaus sind innig verwandt;

Es knüpft sie beide ein himmlisches Band.“

Hätten nämlich die Wallfahrer nicht auch die Erquickung, die ihnen nach der Andacht das Wirthshaus bietet, im Auge, so kämen sie nicht so zahlreich zur Kirche, und kämen sie nicht so zahlreich zur Kirche, so fielen sie auch nicht so zahlreich ins Wirthshaus ein. Dort aber gehen ihnen nach dem morgendlichen Gottesdienste die schönsten Stunden auf. Alle miteinander, die Väter, die Mütter, die Söhne, die Töchter, sie sitzen — ein erfreulicher Anblick — in schönstem Feiertagsgewande und in rosigster Laune beim Humpen und sprechen mit alpenhaftem Appetite den Würsteln und andern längst ersehnten Bissen zu, die die gute Wirthin für diesen Tag so reichlich vorbereitet hat. Dabei geht ein heiteres Geplauder durch die Halle, und später kommt es wohl auch zu Gesang und Tanz. Da die Mehrzahl der Wallfahrer in der Nähe zu Hause ist, so zerstreut sich die Menge erst gegen Abend und wallt in munterem Zuge der Heimath zu, wo sie sich sittsam schlafen legt, während an den großen Wunderstätten, wie zu Altenötting oder Deggendorf, wo die Wallfahrer und Wallfahrerinnen aus größeren Fernen kommen und daher über Nacht zu bleiben pflegen, die gesammte Gendarmerie all ihren Wiß aufbieten muß, daß der christliche Gnadenort am späten Abende nicht zu einem heidnischen Baphos oder anderem cyprischen Heiligthume werde.

## XVII.

# Ueber die Sprache der Etrusker.

Von

**W. Corssen.**

Erster Band. Mit Holzschnitten und fünfundzwanzig lithographischen Tafeln. Leipzig. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1874.

Im Januar 1875.

Ein Buch, das ich schon öfter bei des Zauberers Hirngebein herbeibeschworen habe, so heftig war die Sehnsucht, die ich nach ihm trug. Da ist es nun endlich, so gewaltig in der Wissenschaft, aber noch viel gewaltiger im Umfang als ich erwartete. Es zählt nämlich 1016 große Octavseiten und ist wahrscheinlich das beleibteste Verlagswerk, das dieses Menschenalter erscheinen sah. Da ein zweiter Band, der in Aussicht steht, hinter diesem ersten schwerlich zurückbleiben wird, so öffnet sich dem Publikum, das die alten Etrusker noch immer nicht vergessen kann, gleichsam eine herrlich besetzte Tafel, an der es wochenlang sitzen und sprachliche Genüsse aller Art einnehmen mag. Das treffliche Werk ist übrigens sehr schön ausgestattet und enthält fünfundzwanzig lithographische Tafeln, sowie auch vierunddreißig Holzschnitte im Texte. So darf sich denn niemand wundern, wenn es in seinem ersten Band hier unter dreißig Mark nicht zu erstehen ist — immerhin ein Zeichen, daß Verfasser und Verleger sich einem namhaften

Häuflein wohlhabender und opferlustiger Etruscomanen gegenüber denken. Wir hoffen zu Gott, daß sie sich in diesem Gedanken nicht täuschen werden.

In uralten Tagen, ehe die Römer zu einiger Macht gelangten, ging der Etrusker Herrschaft durch viele Lande. Ihre letzten Thürme standen gegen Mittag unterhalb Capua in Campanien, gegen Abend am Meere bei Nizza, gegen Norden bei Tölz und Schliers<sup>1</sup> in den rhätischen Voralpen. Ihr wichtigstes Wesen hatten sie aber in dem gebirgigen Lande, das zwischen dem Arnus und dem Tiber liegt. Dort ragten auf sonnigen Felsen, von cyklopischen Mauern umgürtet, ihre stolzen Metropolen, welche lange schon Krieg und Handel trieben, ehe von Rom am Tiberstrand die erste Rede ging. Sie lebten von den ältesten Zeiten her in Bündnissen, zu denen sich je zwölf ihrer Städte zusammengethan, und unter Stadtkönigen, welche sie Lucumonen nannten; aber da sich ihr Bundestag am Tempel der Voltumna eben so schwach und hinfällig erwies wie weiland der unsrige in der Eschenheimer Gasse, und da sich kein etruskischer Bismarck fand, der eine mächtige Hauptgewalt gegründet hätte, so wurden die tuskischen Könige mit Kron' und Scepter, l'un après l'autre, der reiche Adel und die mächtige Priesterschaft, langsam, aber

<sup>1</sup> Tölz, nach seiner urkundlichen Form Tolinze, ist nämlich einer der zahlreichen rhätischen Ortsnamen auf *insa*, jetzt *—enz* oder *—ens*, und sein Doppeltgänger findet sich als *Talenz* bei Sargans; Schliers dagegen vergleicht sich mit tirolisch *Tiers*, *Viers*, *Fliersch*, vorarlbergisch *Bürs* und bündnerisch *Schiers*. Auch *Schwyz*, zuletzt von Gatschet unpassend aus *sylvates* gedeutet, ist ein rhätischer Name so gut wie *Schwarz* am Inn und entspricht dem etruskischen *Sveitusa*. Vgl. Corssen, S. 107.

sicher, von den Römern eingethan. Etrurien ging unter — manche seiner glänzendsten Städte sind ganz vom Erdboden weggefegt, andere erinnern noch in ihren großartigen Trümmern an die alte Heidentwelt, deren Macht und Reichthum die ärmliche Gegenwart nicht mehr begreifen kann. Im Bau der Tempel und Paläste, in der kunstreichen Ausstattung der Wohnungen, in Erzguß, Bildhauerei, Töpferkunst und Malerei, sowie in der Pracht der Gewänder und im Prunk des Lebens sind die Etrusker allen andern italiischen Völkern vorangegangen. In ihrer eigenen Sprache nannten sie sich übrigens Rasena, nach einem alten Heerführer, der diesen Namen einst getragen haben soll.

Diese Etrusker waren zu allen sinnlichen Dingen trefflich ausgerüstet und hielten große Stücke darauf. Sie waren nicht so shabby-genteel wie die jetzigen Italiener, die sich die ganze Woche von Heuschrecken und Honigwaben nähren, um des Sonntags Corso fahren zu können, sondern glichen eher den Süddeutschen oder besser noch den Norddeutschen, indem sie — bei Flötenspiel und Tanz — sehr viel zu essen und noch mehr zu trinken liebten. Mancher alte und vornehme Zecher ließ sich mit dem Becher in der Hand selbst auf sein Grabmal meisteln, entweder um für späte Enkel noch ein ermunterndes Beispiel aufzustellen oder um seine Dankbarkeit zu bezeigen, daß ihn die Götter mitten unter den Tafelfreuden ins bessere Jenseits gerufen. Auch die etruskische Küche war berühmt, da die beständigen Opferschmäuse ihren Studien ungemein förderlich waren, wie man denn auch im alten Griechenland an den besuchtesten Wallfahrtsorten die feinsten



Tabled'höten fand, während jetzt der Pilger auf dem heiligen Berg Andechs oder zu Tuntenhausen froh sein darf, wenn er seine Andacht durch ein erträgliches Tellerfleisch oder ein genießbares Würstchen unterbrechen kann.

Was die Religion der Etrusker betrifft, so verehrten sie ungesähr dieselben Götter, wie die Heiden in Rom und Griechenland, doch gaben sie ihnen mehrentheils eigene Namen. So ward Jupiter bei den Tus kern Tins genannt, Vulcan hieß Sethlans, Bacchus Jusluns. Letzterem waren sie, wie schon bemerkt, mit besonderer Liebe zugethan. Wie ihre ehernen Spiegel und ihre Vasen, die sie gern mit mythologischen Figuren zierten, heute noch darthun, war ihnen aber selbst die ganze hellenische Fabelwelt geläufig und die trojanische Sage vielleicht genauer bekannt als unsern Gebildeten das Nibelungenlied.

Auch Andacht und Gottesdienst zeigen sich bei den Tus kern höher ausgebildet als bei andern Völkern des Alterthums, doch mischten sie in ihre Religion, wie auch die gebildeten Nationen unserer Zeit, allerlei albernes Zeug. Die Geheimnisse der Zukunft, die sich gewisse deutsche Biedermänner durch die französische Muttergottes von Lourdes und Salette enthüllen lassen, glaubten die Etrusker in den Hühnerdärmen erschauen zu können. Sehr viel Studium wendeten sie auch auf die Natur des Blitzes. Sie wußten zu sagen, von welchen Göttern dieser ausgehe, was er bedeute und wie er abzuwenden — welsch letzteres unsere „wettergerechten“ Capläne auch noch verstehen.

Ihre Priester und Auguren waren patriotische Männer, jedoch in anderem Sinn als unsere „Patrioten“, da sie

mit dem unheimlichen Rom keineswegs liebäugelten, sondern seine Tücken wohl erkannten, was unseren lieben Herren trotz tausendjähriger Erfahrungen und des verbesserten Geschichtsunterrichts noch immer nicht gelingen will. Uebrigens nahmen auch die Auguren dem gläubigen Publikum gegenüber die Unfehlbarkeit in Anspruch, unter vier Augen jedoch lachten sie sich gegenseitig aus. (Cicero, de div. I. 47. 105.)

Aber die übertriebene Andacht und Götterverehrung, die beständigen Opfer, Augurien und Festschmäuse, die kirchlichen Spiele und Tänze, die Processionen und Wallfahrten machten das Volk träge und die übertriebene Ueppigkeit nahm ihm den alten Heldemuth. Auch die langen Kämpfe mit den Galliern hatten es empfindlich geschwächt. Dazu kam noch, wie oben bemerkt, der Mangel der inneren Eintracht. So unterlag Etrurien trotz seines hohen Kunstsinnes den kräftigern Römern, bei denen sich damals aller Lebensgeist noch in der Pickelhaube concentrirte. Recht deutlich zeigte sich da wieder die Treulosigkeit der alten Heidengötter, die wir nicht ohne Grund verabschiedet haben. Trotz aller Opfer und Litaneien rührten sie in der Noth keinen Finger für ihre Anbeter; selbst Bacchus, der fröhliche, ließ sie sitzen, obgleich sie ihn so hoch verehrt hatten.

Auffallend bleibt nur immerhin, daß auch der gerechte Gott der Christen seinem Statthalter zu Rom neuerlich nicht kräftiger beigeprungen ist. Wahrscheinlich wollte er durch seine ruhige Haltung andeuten, daß ihm die Trägheit, die Ueppigkeit und die faule Wirthschaft, die dort unter seiner Firma ging, endlich auch verächtlich geworden

war. Ein guter Christ muß in allen Weltbegebenheiten den Finger Gottes sehen, nicht bloß in einigen Parade-stücklein, die er sich selbst beliebig aus sucht.

Die etruskische Sprache — aber da mir niemand ansieht, wie ich als ein Bewohner unserer (nach Matthias Koch) keltisch-phöniciſchen Hochebene mit der etruskischen Sprache in Berührung gekommen, und da es mir leicht verdacht werden könnte, wenn ich ohne einigen Ausweis in diesen gelehrten Sachen mitrede, so bin ich leider gezwungen, jetzt schon einen kleinen Auszug aus meinem künftigen Nekrolog hier einzustellen, dessen Inhalt ich zwar bereits vor acht Jahren (Januar 1867) in diesen Blättern annähernd mitgetheilt habe, den ich aber um so mehr als vergessen erachten kann, als sich nach wiederholten Erfahrungen die wenigsten Menschen länger als von heut auf morgen an meine Artikel erinnern.

Es war im Sommer 1842, als ich in den rhätischen Alpen auf die Frage verfiel: ob man die seltsam klingenden Ortsnamen, die sich dort finden, wie Schlitters, Uderns, Terfens, Jrturz, Arams u. s. w., nicht etwa enträthseln und damit auch der Nationalität der Rhätier auf die Spur kommen könnte. Diese wurden zwar in der guten alten Zeit nach dem Laut der alten Schriften <sup>1</sup> immer für versprengte Etrusker gehalten, allein seitdem der große Ballhausen seine Keltlei auch in die tirolische Urgeschichte eingeführt, galten sie mehr oder weniger für Kelten, und später sprach sich auch C. Zeuß in diesem Sinne aus.

<sup>1</sup> Unter andern Stellen sei nur die von Plinius, 3. 20. angeführt: *Rætos Tuscorum prolem arbitrantur, a Gallis pulsos duce Ræto.*

Nicht sowohl als k. b. Kreis- und Stadtgerichtsaccessist, welche zukunftsvolle Stellung ich damals erklommen hatte, sondern als „gewester“ Philologe schlug ich nun verschiedene Bücher etruskischer Gelehrsamkeit auf, wie Otfried Müller, Lanzi, Vermiglioli u. s. w., und fand da nicht ohne Ueberraschung dieselben Klänge, die in Tirol, Vorarlberg und Graubünden als Ortsnamen erschallen, in den etruskischen Personennamen lebhaftig wieder. Wer dieß etwa nicht glauben wollte, der möge sich beispielweise folgende Nebeneinanderstellung zu Gemüthe führen, nämlich: etruskischer Frauenname: Achunsa, deutsch-rhätischer Ortsname: Aguns, Achsna: Arna, Alesina: Alafina, Althina: Aldein, Anteste: Andest, Aruntha: Arunda — und um nicht das ganze Alphabet durchzugehen, etwa noch: Thrinisa: Trins, Tiscusnisa: Tagusens, Umransa: Amras, früher Amrans, Bathins: Wattens, Belthurnis: Belthurns — Gleiche Namen, gleiche Sprachen; gleiche Sprachen, gleiche Völker!

In dem kalten Winter, der jenem warmen Sommer folgte, ward ein Büchlein geschrieben („Die Urbewohner Rhätiens“ 1843), und darin der Zusammenhang der Rhätier mit den Etruskern, so bestritten er gewesen, für alle Zeiten zu den großen historischen Wahrheiten gelegt und in die Wissenschaft felsenfest eingerammelt.

Freilich konnte nur die Gleichheit der beiderseitigen Formen dargethan, der Sinn jener Namen aber nur selten erklärt werden, denn die Bedeutung der Wurzeln (Ach, Al, Alch, Alth, Ant u. s. w.), aus denen sie gebildet sind, ist größtentheils unbekannt und diesen Schleier wird allem Anschein nach auch die Zukunft nur wenig lüften.

Das gelehrte Bayern zeigte sich übrigens nicht unaufmerksam für diesen Fund und beeilte sich dem redlichen Finder eine Anerkennung zu spenden. Friedrich Thiersch, der edle Mann, eigentlich ein Norddeutscher von Geburt, aber stets bemüht, auch unter den Altbayern die Keime feinerer Bildung zu pflegen, wofür ihn diese oft verlachten, er schlug der Alma Ludovico-Maximiliana unaufgefordert vor, den neuerstandenen Rhätologen zu ihrem Ehrendoctor „cum omnibus privilegiis atque immunitatibus annexis“ zu ernennen, was auch ohne Unfall von statten ging.

Mein Ehrentag war der erste März 1844, was ich nur für jene „Berehrer“ anmerke, welche mir etwa zum fünfzigjährigen Jubiläum (1894) zu gratuliren wünschten, da das fünfundzwanzigjährige so geräuschlos dahingegangen. Seitdem schwebt der Doctorhut, obwohl ich ihn öffentlich nicht trage, doch allenthalben unsichtbar über meinem Haupte. Aber nicht genug — ein anderer Gönner zeigte mir sogar in mäßiger Entfernung die offenen Pforten der Akademie — eine Aussicht, die mich ob meiner zarten Jugend dergestalt blendete, daß ich sie wieder zu verhüllen bat. Bei einem Haar wäre ich auch Hofrath geworden! Das ist jetzt schon dreißig Jahre.

Aber diese etruskischen Baßgeigen an meinem bajuvarischen Himmel sind längst zersprungen — ich weiß auch nicht mehr wie und wann? Dagegen brachte mir das Büchlein selbst viele Sorge. Denn so richtig sein Grundgedanke, so hatte die Ausföhrung doch dadurch gelitten, daß alle nicht deutschen Namen als rhätische d. h. etruskische angesehen worden, während sich bei fortgesetztem Studium bald ergab, daß in unsern Alpen drei Namens-

schichten über oder durcheinander liegen, nämlich eine deutsche, eine romanische — beide deutlich und verständlich — und eine rhätische, welche, wie oben bemerkt, mit sehr wenigen Ausnahmen unverständlich ist. Es wurde nun versucht, wenigstens die beiden letzten Schichten aus einander zu scheiden und zwar in einer zweiten Schrift, welche den Titel „Zur rhätischen Ethnologie“ erhielt, und 1854 bei Gebrüder Scheitlin zu Stuttgart ans Licht trat. Dieses Büchlein enthält auch heute noch mein rhätologisches Glaubensbekenntniß, obgleich jetzt nach zwanzig Jahren manches daran auszubessern und vieles nachzutragen wäre.

Es schien damals nicht unmöglich, daß die neue Schrift auch in Tirol Beachtung fände. Man konnte glauben, die Curaten würden ihre besten Schuhe ablaufen, um sich in den tirolischen Großstädten das neue Drakel zu holen, die enchorischen Gelehrten würden ihre tiefsten Studien aussetzen, sich mit aller Leidenschaft auf das Etruskische werfen, sich nach allen vier rhätischen Winden zerstreuen und in allen Haupt- und Nebenthälern Namen und Wandsagen sammeln, um der neuen Lehre gegenüber Stellung nehmen zu können; aber es blieb alles ruhig und das Büchlein unbekannt. Dieses hatte schon zehn Jahre eines ruhmlosen Daseins hinter sich, als mein guter Freund, Professor J. V. Zingerle zu Innsbruck, einmal öffentlich die verdrießliche Frage aufwarf: warum denn gar keiner komme, um auch einmal die tirolischen Orts-, Hof-, Berg- und Waldnamen anzuforschen und dabei nicht von ferne ahnte, daß sein Wunsch schon längst erfüllt sei. Die Tiroler sind wie die Griechen — *Græci sua tantum mirantur* — und obgleich sie in diesen Sachen selbst nur wenig

thun, so geben sie doch nicht Acht, wenn andere etwas neues aufstellen, zeigen auch wenig Glauben daran, zumal seitdem Beda Weber und Albert Jäger das Dogma verkündet haben, daß alle tirolischen Sachen für die übrige Menschheit vollkommen unverständlich und unergründlich seien. Die großen und kleinen Gelehrten des Landes setzten daher munter fort, gleich als wenn noch alles wäre wie zu Ballhausens Zeiten, und erst in den letzten Jahren trat Christian Schneller, jetzt zu Innsbruck, als Forscher auf dem Gebiete der tirolischen Ortsnamen ein, schöpfte aber aus meinen etruskischen Angleichungen nur die Ueberzeugung, daß die undeutschen allesammt — romanisch seien. So geht's mir fast wie dem alten Hegel: „Nur einer hat mich verstanden, und dieser hat mich mißverstanden!“

Die etruskische Sprache aber — und so kommen wir von dieser mit Rücksicht zu beurtheilenden Abschweifung wieder in die Hauptströmung unserer Diatribe — die Sprache der Etrusker, welche mit Buchstaben, die den griechischen ähnlich sind, aber wie das Hebräische von rechts nach links geschrieben wird, sie ist aus etruskischen Büchern nicht zu erlernen. Von alle dem was einst rase-nische Dichter und Belletristen beim Lampenlicht oder beim Schein des Tages geschaffen, ist uns nichts erhalten. „Die tuskischen Geschichten,“ welche Varro erwähnt, sowie ihre sämtlichen theologischen und ascetischen Werke mit ihrer ganzen Blitzgelahrtheit sind längst dahin. Die einstigen etruskischen Bibliotheken sind verschwunden, und wir können mit den Geistern der alten Rasener nur unterirdisch verkehren, in ihren Hypogäen oder Grabkammern, deren immer mehr

entdeckt und geöffnet werden. Dort in jenen dumpfen Räumen, an den Wänden, auf Candelabern, Aschenkrügen, Sarkophagen u. s. w., sind Inschriften aufgemalt, gegossen, eingeritzt und eingehauen, welche uns jetzt die etruskische Literatur vertreten. Auf allen diesen mannichfaltigen Geräthen sind zunächst die Namen ihrer einstigen Besitzer, ihrer Stifter, ihrer Schenker, mitunter auch die der Künstler angebracht, welche sie verfertigt. So namensselig war der etruskische Staatsbürger, daß wir, wenn nicht allein die Einrichtung ihrer Grabkammern, sondern auch die ihrer Wohnungen erhalten wäre, schwerlich einen Stiefelzieher oder eine Schlafmütze finden würden ohne den Namen des edlen Raseners, der sie einst sein eigen genannt.

Diese Namen, die nun wohl in die Tausende gehen, bieten eigentlich nicht viel absonderliches, sondern gleichen im Ganzen vielmehr den römischen, wie sich denn auch eine große Zahl tuskischer Namen in Latium und latinischer in Etrurien wiederfindet. Der Rasener führte zu seiner Zeit, wie heutzutage der Deutsche, einen Vornamen, der auch wieder zu den lateinischen stimmt (wie *Cae* = *Cajus*, *Tite* = *Titus*, *Sethre* = *Sertus*), und einen Familiennamen. Dazu kommt aber gewöhnlich noch der Vorname des Vaters oder der Familienname der Mutter, oder beide, welche durch —al bezeichnet werden. *Larth Vete Arnthal Vipinal* heißt also: *Larth Vete*, der Sohn des *Arnth* (lat. *Aruns*) *Vete* und der Frau *N. N.*, gebornen *Vipina*. Die Benamsung der Frauen ist etwas umständlicher. Es wird nämlich ihre Herkunft durch —ia bezeichnet, welches sich ihrem Familiennamen anhängt, wogegen —isa, an den Namen des Gemahls gefügt, die Eigenschaft der Ehefrau anzeigt.



Um auch den deutschen Frauen, welche dieser Abhandlung etwa bis hieher gefolgt sind, eine kleine Aufmerksamkeit zu erweisen, wollen wir hier ein auch ihnen verständliches Beispiel eines etruskischen Frauennamens aufstellen. Wenn sich nämlich in einem Hypogäum eine Inschrift finden würde, lautend: Luise Schmidia Huberisa Hansal Gretal Maieral, so wäre diese zu übersetzen: Luise Huber, geborne Schmid, Tochter des Herrn Hans und der Frau Margareta Schmid, gebornen Maier.

Allein diese Lehrsätze über die Bildung und Erklärung der tuskischen Namen, welche einst Otfried Müller aufgestellt hat, waren zwar in der Theorie sehr richtig, reichten aber in der Praxis doch nicht für alle Fälle aus. Die Etrusker, unbekümmert um die Mühsal, die ihr Schlendrian uns verursacht, erlaubten sich nämlich allerlei Variationen, die mitunter sehr bedenkliche Verwicklungen herbeiführen. Bald fehlt der Vorname, bald der Familienname, und bald ist dieser auch doppelt vorhanden; durch Abwekung der auslautenden Consonanten sind manche männliche Formen den weiblichen ganz gleich geworden; vielfach ist der Endvocal abgefallen, und Vipi kann z. B. für Vipie, d. h. Vipiuz, für Vipia oder auch für Vipiâ im Ablativ stehen, da mitunter die Abstammung nicht durch —al, sondern durch den Ablativ des Mutternamens ausgedrückt wurde. Damit ist aber nur ein Theil der Schwierigkeiten angedeutet, und es begreift sich daher, daß fast jeder neue Name, der aus der etruskischen Unterwelt aufstieg, discutirt werden und zu abweichenden Erklärungen führen konnte. Wenn wir sagen, daß Hr. Professor Corssen diesen Fragen mehr als vierhundert Seiten gewidmet hat,

so ist damit einerseits ihre Triftigkeit, andererseits aber auch sein Fleiß und seine Unermüdlichkeit belegt. Jetzt sind sie allerdings bereinigt, alle möglichen Fälle sind besprochen, alle möglichen Knoten gelöst. Jetzt mag die deutsche Wissenschaft dem Augenblick ruhig entgegensehen, wo wieder ein neu aufgefundenes Hypogäum die mystischen Pforten öffnet; seine Namen sind schon construirt, ehe sie noch recht ans Licht des Tages treten.

Uebrigens mußte Hr. Professor Corssen in vielen Fällen erst die Lesart seiner Namen feststellen, denn die gedruckten Texte sind nicht immer ganz zuverlässig. Er ging daher 1870 eigens nach Etrurien, wo er seine Vorlagen verglich, revidirte und corrigirte und zwar mit einer Unermüdlichkeit, deren nur ein deutscher Gelehrter fähig ist. Von vielen Inschriften nahm er Papier- oder Staniolabdrücke und prüfte sie mit der Lupe, um seiner Sache sicher zu sein. In dem düstern feuchten Erbbegräbniß der Tarquinier zu Caere kroch er in die Nischen hinein, um dort bei Kerzenlicht die verbliebenen Zeilen aufzuzeichnen und den Aschenresten der Leichname zu begegnen, die da vor zweitausend Jahren beigesetzt worden. Dabei notirte er mit deutscher Gründlichkeit jeweils den Tag der betreffenden Thätigkeit. Wir erfahren z. B., daß es am 29. April 1870 gewesen, als er durch Zeichnung und Graffitabdruck in einer Inschrift des Vaticans, statt der falschen Lesart Larji, die richtige Larni herstellte. Und am 5. Mai desselben Jahres geschah es, daß er in einer Spiegelinschrift ebenfalls zu Rom, statt des unrichtigen Archaze, die echte Lesart Archate fand, so daß die Freunde seiner Studien den fünften Jahrestag dieses freudigen Ereignisses zugleich

mit dem Todestag Napoleons I. im nächsten Wonnemonat festlich begehen können.

Die tuskische Literatur enthält aber fast nichts als Namen. Die Unbill der Zeiten hat nämlich wenig erzählende Texte verschont. Zu Perugia im Museum steht zwar ein Denkstein, der während des Weinmonds 1822 in dortiger Nachbarschaft gefunden wurde, seitdem der Perusische Cippus heißt und auf zweien seiner Seiten sechsundvierzig Zeilen sehr lesbaren Textes bietet, aber fast die Hälfte desselben füllen eben auch wieder nur Namen aus. Immerhin ist dieser Cippus in seiner Gattung das einzige monumentale Ueberbleibsel aus den großen Zeiten dieses Volkes, und wird daher mit Recht als das theuerste Kleinod der etruskischen Epigraphik betrachtet. Alle andern Inschriften sind kurze Sätze, die aus wenigen, den Namen beigefügten Wörtern bestehen und sich über dem Eingang der Grabkammern, auf deren Wänden, auf den Stein- und Erzbildern, auf den Spiegeln finden. Alle zusammen würden mit Lettern von mittlerer Größe gedruckt kaum ein Octabblatt füllen. In allen Inschriften aber findet sich anerkanntermaßen kein einziges Wort, dem man auf den ersten Blick ins Gesicht sagen könnte: du kannst nur dieß bedeuten und nichts anderes.

Wie der alte Himmel den alten Griechen so viele andre Gaben gewährte, so verlieh er ihnen auch eine Sprache, in der sich alle Abkömmlinge des hellenischen Urstamms verständlich machen konnten. Wenn der Jonier und der Dorier, der Athener und der Thebaner in der Antichambre des großen Königs zu Persopolis oder zu Tartessos bei den Säulen des Hercules zusammen trafen, so verstanden

sie sich ebenso leicht, als der niederbayerische Weizenbauer und der Rorschacher Getreidehändler auf dem Straubinger Kornmarkt.

Der Italer dagegen war in dieser Beziehung ganz anders gestellt. Wenn der alte Latiner die Gränze seines Latiums, das nach Theodor Mommsen ursprünglich nicht größer war als der jetzige Kanton Zürich und später doch die Welt erobern sollte, in Krieg oder Frieden überschritten hatte, so fand er gegen Süden die Osker, gegen Osten die Umbrer, die ihm beide, obwohl ihre Sprache nahe verwandt, doch ebenso unverständlich waren, als es dem Oberdeutschen der Däne oder Schwede ist. Wenn er aber über den Tiber ging, so stand er schon mit beiden Füßen im Etruskerlande, wo ihm alles noch viel fremder und seltsamer vorkam, als in den umbrischen und ostischen Gauen. Es war auch die gemeine Meinung des Alterthums, daß es kein Volk gebe, welches den Etruskern in Sitte oder Sprache ähnlich sei.

Wie dem auch sei, die tuskischen Inschriften traten mehr und mehr aus ihren Grabgewölben in die moderne Welt herein und forderten diese zu ihrer Erklärung auf. Man fieng das Geschäft auch schon im vorigen Jahrhundert an, aber man kam nicht weit damit. Abgesehen von den onomatologischen Fortschritten, welche, wie oben erzählt, Otfried Müller gethan, war eigentlich nichts sicher, als das Wort *ril*, welches sich öfter bei den Ziffern findet, die auf den Grabmälern die Lebensdauer bezeichnen (wie z. B. *ril XX*, *ril XXV*), und daher Jahr bedeuten muß. Aber auch dieses Wort ist räthselhaft, denn es paßt offenbar zu keinem andern bekannten Idiom. Die ostischen

und umbrischen Sprachdenkmäler und namentlich die eugubinischen Tafeln waren allmählich aufgeklärt worden, weil das Lateinische wie ein guter Kamerad in gleichem Schritt und Tritt nebenhergeht, aber für das Etruskische schien dieses weit über allen Bergen zu liegen.

Luigi Lanzi, der bedeutendste Etruscist des vorigen Jahrhunderts († 1810), kam zuletzt gar auf den Gedanken, daß das Etruskische eigentlich nichts als ein Garbuglio, ein Durcheinander aller angränzenden Sprachen sei, und versuchte also die etruskischen Wörter dadurch zu erklären, daß er etwa die erste Sylbe aus dem Umbrischen, die zweite aus dem Aeolischen, die dritte aus dem Lateinischen oder andere wieder in derselben Weise nach umgekehrter Sprachenfolge deutete.

Damit gaben sich aber natürlich nur einige genügsame Anhänger zufrieden; andere Forscher dagegen, die das Richtige dieser Deutungsart erkannten, liefen im Geist über Berg und Thal, über Land und Meer, durch ferne und fernste Himmelsstriche, um andere und vermeintlich bessere Quellen der alten Rasener-Sprache aufzustöbern, so daß wir nachgerade sanskritische, semitische, keltische, altdeutsche, skandinavische, slavische, armenische und altaisch-finnische Erklärungen haben — eine so gut, vielmehr so werthlos wie die andere.

Um diesem mißlichen Zustand ein Ende zu machen, gieng nun Professor Corssen im Geist der neueren Wissenschaft daran, zunächst das grammatische Gerüste herzustellen, d. h. zu bestimmen, wie sich der etruskische Nominativ, der Genetiv, der Accusativ u. s. w. anlasse, welche Formen dem Verbum zuzuschreiben und wie sie zu

erklären. Dieses mühsame Geschäft ist gewiß so weit gelungen, als man bei dem spärlichen Material zu hoffen berechtigt war.

Zu gleicher Zeit war aber auch die Bedeutung der Wörter und der Sinn der Inschriften klar zu stellen, jedenfalls der schwierigste Theil der Aufgabe. Der Angelpunkt der ganzen etruskischen Philologie ist übrigens das Wörtlein *mi*, das etliche hiebzimal vorkommt, und zwar immer als erstes Wort der betreffenden Inschrift.

Es war nun die frühere Meinung, dieses *mi* sei so viel als griechisch *εἰμι*, ich bin. Allein es kommt auch in gewissen Verbindungen, namentlich mit *suthi*, vor, wo jene Deutung gar nicht passen will, da letzteres offenbar ein Verbum und zwar im Präteritum ist. So steht z. B. auf einem alten Stein, der bei Saluzzo in Piemont gefunden worden: *Mi suthi Larthial*. Diese Inschrift, diese drei Wörter dünkten mir schon damals die linguistische Centralsonne, von der ein fruchtbares Licht auf die ganze etruskische Epigraphik ausströmen könnte. Wie wäre es, dacht' ich, wenn wir da den Stein selbst sprechen ließen, der uns nach allem Anschein sagen will, wer ihn einst gesetzt. *Mi suthi Larthial* wird also heißen: Mich setzte Larthial. *Mi* bedeutet sohin nicht „ich bin,“ sondern „mich.“ Und wenn dann über dem Eingang der Grabkammern geschrieben steht: *Eca suthi Larthial*, so will dieß sicherlich nichts anderes sagen als: diese (Zelle) setzte, widmete (*ἀνέθηκε*) Larthial. Endlich erklärt sich dadurch auch jenes *suthina*, das vielfach auf kleineren Geräthen vorkommt, als *ἀνάθημα*, Widmung, Weihgeschenk.

Hr. Professor Corssen stimmt diesen Deutungen unbe-

dingt zu. Er sagt übrigens, daß jenes mi das lateinische me vertrete, habe zuerst G. F. Grotefend erkannt, wenn auch nicht begründet („Neues Archiv für Philol. und Pädag.“ 1829, S. 106), und später habe Steub, wie es scheine, ohne die Erklärung Grotefends zu kennen, denselben richtigen Gedanken gehabt. („Zur rhätischen Ethnologie“ S. 223.) Hr. Professor Corssen und mein gesamtes Publicum mögen sich aber fest darauf verlassen, daß ich Grotefends für mich sehr abgelegene Abhandlung damals so wenig gekannt habe, als ich sie heute kenne. Ich entlehne nie eine solche Aufstellung, ohne meine Quelle zu citiren und, wenn's immer möglich, auch zu beloben. Ich gehöre nicht zu denen, die ihre Vorgänger gemüthlich ausweiden und dann aus ihren Eingeweiden neue Büchlein zusammenstückeln mit hämischen Ausfällen auf ihre Fundgruben und mit der Behauptung, daß so ein Meisterwerk, wie das ihrige, noch gar nicht dagewesen.

Seitdem weiß man also, was mi, was suthi und suthina bedeuten, und diese drei Errungenschaften werden noch immer zu den solidesten auf diesem Gebiete gerechnet.

Gehen wir aber an die Betrachtung der übrigen. Die etruskischen Appellativa, die uns in den spärlichen Inschriften geblieben, hat noch niemand zusammengezählt, aber es scheint nicht, daß ihrer viel mehr als hundert sind. Diese hat nunmehr Hr. Professor Corssen mit wenigen Ausnahmen erklärt und die Erklärung etymologisch begründet. Zu manchen Deutungen wird das Lateinische verwendet, aber das Verhältniß desselben zeigt sich unstät und ist schwer zu bestimmen. Wenn der Forscher Wörter wie achnaz, acnina, ara, arca, ula, uthur u. s. w. ge-

radezu aus lat. agnatus, agnina, (scil. caro,) ara, area, olla, auctor erklärt, so möchte man glauben, das Etruskische sei nur ein lateinischer Dialekt, während doch, abgesehen von diesen und einigen andern Wörtern, wieder alle Verwandtschaft abgeschnitten scheint. Der Verfasser führt uns dann auf das hohe Meer der Etymologie, wo er bald mit griechischen, bald mit sanskritischen, mit gothischen, keltischen oder litthauischen Segeln sein Schifflein vorwärts bringen muß. Bedächtige Linguisten dürften da vielleicht manche Theseis bedenklich finden, allein die Zaghaften haben auf diesem Felde noch nichts namhaftes geleistet; dem Muthigen gehört auch die etymologische Welt, und so darf man sich dem Forscher gewiß nicht in den Weg stellen, wenn er mit einiger Kühnheit ins Zeug geht. Die italienischen Etruskisten werden freilich manchmal flüstern: *Se non è vero, è ben trovato*, aber die deutschen Kenner dürften, allem Vermuthen nach, die Erklärungen, die hier gegeben sind, im Großen und Ganzen als gelungen hinnehmen, obwohl die kommenden Zeiten im Einzelnen noch manches zu ändern finden möchten.

Allerdings lassen sich die Ergebnisse dieser Forschungen nicht mit denen vergleichen, welche wir der Entzifferung der ägyptischen Hieroglyphen, der persischen Keilschriften zu verdanken haben. Dort wimmelt es von uralten Neuigkeiten, die uns heute noch interessiren; hier dreht sich alles ums Sterben und um Todtenopfer. Der Charakter dieser unterirdischen Epigraphik ist wesentlich lemurisch. Demnach gehören auch die enträthselten Wörter, soweit sie nicht Verba sind, fast alle ins Fach der Funeralien. Wir vernehmen nichts von den Dingen, die den Etruskern über



der Erde lieb und theuer gewesen, sondern nur von Grableuchtern, Todtenladen, Räucherpfannen, Mischentöpfen u. s. w. Auch wird uns im Laufe des Werkes die angenehme Bekanntschaft von sieben etruskischen Todesgöttinnen vermittelt. In dieser ganzen Literatur kommt nichts genießbares vor, als die Todtenschmäuse, die das Volk wohl mit großer Freigebigkeit auszustatten pflegte.

Hr. Professor Corssen hat auch den Schleier weggezogen, welcher bisher über dem berühmten Cippus von Perugia hieng, aber die Etruscomanen, die etwa Nachrichten über Schlachten und Triumphe, über Friedensverträge und Bündnisse oder andere Haupt- und Statsactionen erwarteten, können sich nur unangenehm enttäuscht finden, denn jene Zeilen enthalten eben auch nichts anderes, als ein Verzeichniß von Weihgeschenken, welche von einer damals lebenden Sippe in eine Grabkammer gewidmet wurden und zum Theil sehr unbedeutend sind. Dieses Opfer-Menu gewinnt selbst durch sein hohes Alter nicht wesentlich an Wichtigkeit. Oder was hilft es, zu erfahren, daß dazumal der uns unbekante Lars Lana einen Mischentopf, zwölf Rasener einen Becher und einiges Geschirr, der ebenfalls verschollene Velthina einen Sarkophag und der treffliche, aber auch vergessene Scuna einen Todtenschmaus und andere ähnliches gewidmet haben? „Höher als die sachliche,“ sagt deswegen ganz zutreffend der Verfasser, „steht doch die sprachliche Bedeutung der großen etruskischen Inschrift. Sie bezeugt die Uebereinstimmung der etruskischen Sprache mit der lateinischen durch so zahlreiche und so schlagende Thatfachen, daß sie allein genügen würde, den italischen Ursprung der etruskischen Sprache zu erweisen,

und somit dem etruskischen Volke den ihm gebührenden Ehrenplatz in dem Familienkreise der acht italiischen Völker zu sichern. Sie ist eine Urkunde von hoher Wichtigkeit für die Geschichte der Sprachen und der Völker Italiens."

So lebhaft ich nun aber die Ueberlegenheit unseres Forschers in seinem Wissen, seinen Studien und seinen Leistungen anerkenne, so gestatte ich mir doch, in zwei Stücken eine andere Meinung als die seinige zu hegen und zu vertreten.

Die etruskische Sprache galt nämlich früher für hart und rauh, weil sie in Verknäuelungen von Consonanten schwelge, welche, sagt Dtfried Müller, kaum ein lateinischer, geschweige denn ein griechischer Mund ertragen konnte. Dagegen erlaubte ich mir schon vor dreißig Jahren darauf hinzuweisen, daß die ältesten Inschriften dieser Nation, wie z. B. mi Larus Arianes Anasses clan, mi Venerus Vinucenas, Mi Repesunas Aviles u. s. w. ganz wohlklingend seien und erklecklichen Reichthum an Vocalen verriethen.

In allen Ländern und zu allen Zeiten, wo die Buchstabenschrift noch jung war und das Publicum sich in die neue Kunst des Lesens erst mühsam hinein arbeiten mußte, hat man diesem gewiß keine Abkürzungen vorgesezt, sondern jeden Laut fein säuberlich ausgeschrieben. Die Etrusker haben es in jenen Anfängen ohne Zweifel ebenso gehalten.

Allein die Steinmeßen und die Erzgießer sind den Buchstaben immer feind gewesen, weil sie Zeit und Raum kosten. Sie fannen daher auch in Etrurien schon frühzeitig auf Abkürzung ihrer Texte. Nun läßt aber jeder, der

abkürzen will, lieber die Vocale als die Consonanten weg, denn es ist z. B. Prfffr, Brgrmr viel leichter zu lesen, als wenn man o:e:o oder ü:e:ei:e schreiben wollte. Dieß wurde auch den Etruskern bald klar, und als durch ihre Elementarschulen, welche vielleicht den unsrigen nicht nachstanden, die Kunst des Lesens allen Freien geläufig geworden, versuchten sie also manche Sylben ohne Vocale zu schreiben. So entstanden denn Phänomene wie eprthnevch, exnchvalch, mcertele, welche aber die angebliche barbarische Härte des Etruskischen ebensowenig beweisen, als Consonantenklumpen, wie Bzrkßgrchtschrber, oder Gnsdrmerie:ltnt, die ja auch bei uns in Schrift und Druck vorkommen, die barbarische Härte der deutschen, beziehungsweise der französischen Sprache. Da aber niemand zu Abkürzungen gezwungen, da sie bald angewendet wurden und bald nicht, so zeigen sich zu vocalarmen Formen, wie Marcnsa, immer auch wieder vocalreiche, wie Marcanisa, zu Prnthna ein Prenthna, zu Prcesa ein Purcesa, zu Mrnva ein Menrva, Mnerva, Menerva u. s. w.

Auf diese Art suchte ich seiner Zeit darzuthun, daß die Sprache der Etrusker nicht härter und nicht rauher gewesen, als die lateinische oder die griechische, und Theodor Mommsen fand die Theses damals so wohl begründet, daß er den Heiligenschein seiner Zustimmung um sie legte. Hr. Professor Corssen dagegen scheint wieder mehr oder weniger ins alte Geleise zurückzukehren. Er erklärt die Wörter wie er sie trifft, und findet sie nie zu rauh. Er läßt sich z. B. ein zilchnee gefallen (was fast an unser: Schnupfet'n S'n? erinnert), obgleich er auch ein vollständiges zilachnūce (ex silice fabricavit) anführt, und das eine zum andern

sich doch nur verhalten kann wie der Präfiz zum Professor. Der Hr. Verfasser meint zwar S. 676: die gesprochene Form habe zilchnuce mit verschwindend kurzem u gelautet, allein da das u nach S. 665 lang war, so kann es doch nicht gar so kurz gewesen sein. Auch flezrl, srancezl und ähnliche Formen werden uns sans phrase geboten und erklärt. Selbst bei dem Worte trutnvt läßt sich der Forscher nur zu dem Zugeständnisse herbei, daß in -vt für -vit der J-laut nicht völlig geschwunden, sondern nur verschwindend kurz geworden sei, „ein irrationales ĭ, das in der Schrift nicht mehr ausgedrückt wurde;“ allein es ist fast zu wetten, daß mit einer so schwachen Nachhilfe alle italischen Stämme zusammen das Wort nicht herausgebracht hätten, viel weniger die Etrusker allein.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Dieses trutnvt ist insoferne von großer Bedeutung, als es in einer zweisprachigen Inschrift steht und da dem lateinischen haruspex entspricht. Es war daher des Verfassers Aufgabe zu beweisen, daß auch trutnvt sich als „Darmschwauer“ erklären lasse. Als Probestück seiner Methode möge diese Beweisführung (S. 354), etwas abgekürzt, hier folgen:

Von vorn herein ist die Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß trutnvt ein Compositum ist, dessen erster Bestandtheil dem lat. haru-, der zweite dem lat. -spex von haru-spex in der Bedeutung entspricht. Ich stelle den ersten Bestandtheil des etruskischen Compositums tru-t-n zusammen mit Griech. τρω-τό-ς verwundet, τρω-δ-μό-ς Wunde, τι-τό-σκι-ω verwunde, beschädige, τραν-μα Wunde, τρῶ-μα Loch, τρῶ-χο-ς abgerissenes Kleid, Fetzen, Lumpen, τρι-ω, τρι-χ-ω reibe auf, tschl. tru-ti aufreiben, die alle auf eine Wurzelform tru- „durchbohren, durchschneiden, abreißen, abreiben, beschädigen“ zurückgehen. Auf diese Wurzel tru- führe ich also auch etr. tru-t-n- in tru-t-n-vt zurück, und zwar so, daß von derselben zunächst mit dem weiblichen Suffixti ein Nomen tru-ti- „Durchbohrung, Durchschneidung, Abschneidung“ gebildet wurde, und von diesem mit dem Suffix-no: tru-ti-no- „durchbohrtes,

Dieselbe Auffassung befundet sich übrigens auch da, wo der Forscher die Namen aus der griechischen Mythologie behandelt.

Diese haben sich die Etrusker allerdings etwas rückwärts zurecht gemacht, obgleich man fragen könnte, ob sie unter den hellenisch gebildeten Muguren nicht anders umliefen, als unter den Spiegelzeichnern, welche vielleicht wenig classische Bildung besaßen. Wie dem auch sei, *Atalante*, etruskisch *Atlenta*, heißt einmal auch *Atlnta*, *Clutumustha*, die einheimische Form für das griechische *Klytämnestra*, wird ein andermal *Clutmsta* geschrieben. Hier sucht nun unser Forscher den Unterschied der beiden Formen

durchgeschnittenes Ding,“ insbesondere „durchbohrtes, durchgeschnittenes Opferstück.“ Der Stamm *tru-ti-no-*, *tru-ti-nu-* in *tru-t-n-vt* ist zu *tru-t-n-* gekürzt, indem *i* vor *n* schwand, wie überaus häufig im Etruskischen, und der auslautende Stammvocal *o*, *u* des ersten Compositionsgliedes ausfiel.

Den zweiten Bestandtheil des Compositums *trutn-vt*, *-vt* führe ich auf die Wurzel *vid*, sehen, zurück. Dieses *-vt* ist hiernach entstanden aus *-vit*, *-vit-u*, *-vit-u-s*, *-vid-u-s* und hat dieselbe Bedeutung wie das lateinische Adjectivum *-vid-u-s* in *provid-u-s*, *invid-u-s*. Der Wurzelvocal des zweiten Compositionsgliedes scheint also in *etr. trutn-vt* geschwunden wie in den lateinischen Compositen *su-rg-e-re*, *po-rg-e-re*, *e-rg-o*, *e-rg-a*, *su-rp-ui*, *po-s-tu-s* u. a.

Aber da es nicht glaublich ist, daß die Etrusker in *trutn-vt* die Consonanten *trvt* ohne irgend einen vocalischen Zwischenlaut unmittelbar hinter einander gesprochen haben, so muß man annehmen, daß in *-vt* für *-vit* der *v*-Laut nicht völlig geschwunden, sondern nur verschwindend kurz geworden ist, ein irrationales *i*, das in der Schrift nicht mehr ausgedrückt wurde. — Nach dem Gesagten bedeutet also *trutn-vt*, entstanden aus *\*trutinu-vidu-s*: „proscium videns, Opferstückdauer,“ wie *haru-spex* „Darmschauer.“

phonetisch zu erklären durch Vorrückung des Accents, Ausfall schwacher Vocale u. s. w. Aber wäre es nicht einfacher und vielleicht richtiger zu sagen: *Atlenta* und *Clutumstha* kommen auch abgekürzt als *Atlnta* und *Clutmsta* vor? Die Sprache lebte allerdings ein sehr rasches Leben, und mit dem allgemeinen Schwand der Endsyblen mögen auch manche Vocale im Innern der Wörter geschwunden sein, aber der Herr Verfasser scheint in diesem Stücke doch zu weit zu gehen.

Indessen sollen unsre Bedenken hier nur bescheiden angemeldet werden, denn Herr Professor Corssen will diesen Fragen nicht aus dem Wege gehen, sondern verweist öfter auf §. 483, wo sie behandelt werden. Dieser Paragraph steht aber im zweiten Bande des Werkes, welcher noch nicht erschienen ist. Wir sehen ihm mit derselben Spannung entgegen, wie dem ersten, und werden für freundliche Belehrung gewiß sehr dankbar sein.

Der Verfasser behauptet ferner zu öftermalen, daß die Etrusker die Regeln ihrer Orthographie sehr genau und streng beobachtet haben.

Bei dem beständigen Wechsel zwischen *u* und *v*, *v*, *p* und *f*, *e* und *ch*, *t* und *th* (ein *b*, *g*, *d* hatten die Etrusker nicht) kann aber auch der entgegengesetzte Gedanke aufkommen, nämlich der, daß die Rechtschreibung in den etruskischen Grabkammern keineswegs strammer gewesen, als sie jetzt noch auf den deutsch-rhätischen Kirchhöfen ist. Indessen fehlt hier allerdings der Raum, um diese Behauptung näher zu begründen.

Nummehr gelangen wir aber in das Land der Wunder und der Räthsel, durch welches ich einst den einsamen

Pfad nach Sturien gesucht, nämlich nach Rhätien, zunächst nach Tirol. Da wird's nun meinen verschiedenen Freunden zu großer Befriedigung gereichen, daß Hr. Professor Corssen die Verwandtschaft der Rhätier mit den Etruskern, die ich seit dreißig Jahren gepredigt, ohne Einwand an- und aufnimmt. Dort sind ja von jeher Erzeugnisse etruskischer Kunst, etruskische Gräber, und in den letzten fünfzig Jahren auch zwei größere etruskische Inschriften ans Licht gekommen, welche zwar bisher noch keine überzeugende Erklärung fanden, aber doch für jene Theses mächtig eintraten. Die eine steht auf einem Wassereimer, den man im Cembrathale gefunden, die andere auf einem Schlüssel, den man im Monsberg ausgegraben, und beide Alterthümer werden jetzt im städtischen Museum zu Trient gezeigt. Man könnte nun leicht in den Wahn verfallen, der Wassereimer und der Schlüssel würden für den Perusinischen Cippus Ersatz bieten und wichtige Enthüllungen über rhäto-etruskische Geschichte zu Tage fördern; aber den beiderseits gleichlautenden Anfangsworten: Lavis eselk, welche der Hr. Verfasser mit *Fluvii sacrum* übersetzt, folgen wieder nichts als Namen, dort vier, hier sieben, welche alle Freude verderben.

Wir lernen nämlich wieder nichts, als daß dazumal vier Rhätier dem Flusse Lavis einen Wassereimer, und ihrer sieben ebendenselben einen Schlüssel gewidmet haben. Da der Wassereimer damals etwa einen Thaler gekostet haben mag — der Schlüssel ist schwerer zu schätzen — und da doch vier und beziehungsweise sieben Männer zusammenstehen mußten, um das Weihgeschenk zuwege zu bringen, so sieht man, daß die damalige Zeit in Opfergaben viel

sparsamer war, als die unsrige, wo oft ein einziger wohlhabender Rhätier ein Herz besitz, das groß genug ist, um eine ganze fünfzehnpfündige Wachskerze zu widmen. Man wird nicht läugnen können, daß dieß als ein Fortschritt zu betrachten ist. Einige andere rhätische Inschriften dürfen wir ganz übergehen, da sie eben auch nur Namen enthalten.

Warum spricht aber Hr. Professor Corssen nicht von den andern nordetruskischen Inschriften, welche Theodor Mommsen im siebenten Bande der „Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich“ veröffentlicht hat? Sollen sie vielleicht im zweiten Theil seines Werkes behandelt werden?

Die gelehrten Schichten in Neurhätien, in Tirol, Graubünden und Vorarlberg werden nun aber wahrscheinlich die Frage stellen: ob aus Professor Corssens Forschungen auch ein Streiflicht auf ihre undeutschen und unromanischen, also rhätischen Ortsnamen falle. Ja, wenn die etruskischen Inschriften ebenso viel von Berg und Thal, von Wald und Feld, von Weg und Steg, von Haus und Hof zu reden wüßten, als von Grableuchtern, Todtenladen, Räucherpfannen, Aschentöpfen und anderen Gegenständen, die zur Bildung der Ortsnamen nicht leicht verwendet werden, dann wäre allerdings eine sehr reiche Ausbeute zu hoffen gewesen. So aber dürfte die Ernte ziemlich karg bleiben, denn auch gute Augen werden in dem Werke nur hie und da ein Ethymon entdecken, das ihnen auf der rhätischen Landkarte wieder begegnet. Was Aguns, Alva, Alafina und andere oben vorgesehrt Ortsnamen bedeuten, das könnte uns nur aufdämmern, wenn die etruskischen Per-



sonennamen, die ihnen entsprechen, erklärt würden. Ob Hr. Professor Corssen auch dafür etwas thun konnte, werden wir erst im zweiten Band seines Werkes sehen.

Uebrigens geht der Verfasser an den tirolischen Ortsnamen nicht ganz lautlos vorüber, sondern kommt vielmehr zweimal auf sie zu sprechen, freilich in einer Weise, die mich fast annehmen läßt, daß ich diese Sächelchen besser verstehe. S. 925 sagt er nämlich etwas rittermäÙig (cavalièrement):

„Wenn sich in Tiroler Ortsnamen des Flußgebietes der Etsch und der Eisack vielfach das Suffix in, ein findet, das aus ino, ina abgestumpft ist, wie in Valtin, Lazin, Gamperfin, Partlin, Pazin, Mondin, Plamalin, Tschamin, Vergin, Galtin u. a. (Steub, „Zur rhätischen Ethnol.“ S. 111 u. ff.) und Valdein, Krimpmein, Valgensin (a. D. S. 120 ff.), so läßt sich aus diesem Suffix für sich allein noch gar nicht ersehen, ob diese Ortsnamen altrhätisch oder romanisch oder mit andern Worten etruskischen oder römischen Ursprungs sind. Es müssen andere Merkmale hinzukommen, um das in jedem einzelnen Falle zu entscheiden.“

Dieß klingt fast, als ob da zwei Parteien vorhanden wären, deren eine jene Namen altrhätisch, die andere sie romanisch erklären wollte; allein so gut ich die Parteien in Tirol auch kenne, so weiß ich doch nicht eine, die sich hiefür im mindesten interessirt. Ich habe Valtin, Valdein, Lazin, Partlin, Galtin u. s. w. romanisch erklärt, weil sie einem romanischen vallettina, lacigno, pratellino, collettino u. s. w. ganz genau entsprechen, und weil die Erklärung durch hundert Analogien gedeckt ist. Die anderen

„Merkmale“, welche hinzutreten müssen, sind glücklicherweise schon da, denn die Deutung beruht ja nicht allein auf dem -in, sondern auch auf dem vorausgehenden vallett-, lac-, pratell-, collett- u. s. w. Ebenso steht es mit Gampferin, campo de rovina, und Blamalin, plan de molino oder plan maligno.

Diese Deutungen bestehen übrigens ihre Probe abwärts so gut wie aufwärts. Wenn nämlich ein Forscher in Wälschtirol umherwandert, dabei Ortsnamen trifft wie vallettina, pratellino, collettino und sich fragt, wie würden diese Namen lauten, wenn das Land jetzt germanisirt wäre, so wird er sich selber sagen müssen: sie könnten nicht anders lauten als Baitin, Partlin, Goltin oder Galtin — und umgekehrt, wenn derselbe Forscher in Deutschtirol umherwandert, dabei Ortsnamen trifft, wie Baitin, Partlin, Galtin und sich fragt, wie würden diese Namen klingen, wenn das Land noch romanisch wäre, so kann die Antwort auch nur lauten: vallettina, pratellino, collettino.

Ferner sagt der Verfasser S. 936:

„Das doppelte Suffix -i-ano von Sip-i-anu-s findet sich häufig in Tiroler Dorf- und Hofnamen der Gegend von Bozen und Meran, die von Mannsnamen gebildet sind, wie Prissian, Grissian, Riffian, Bilpian, Siffian, Andrian, Firmian u. a. (Steub, zur rhätischen Ethnologie, S. 126). Aus dieser Suffixform -i-an für -i-ano, -i-ana läßt sich nicht ersehen, ob einer dieser Ortsnamen rhätisch-etruskischen oder römischen Ursprungs ist, da dieselbe Suffixbildung sich in den etruskischen Namen Sip-i-anu-s, Si-an-s, Isminth-i-an-s zeigt, wie in den römischen Octav-i-anu-s, Nemil-i-anu-s, Vespas-i-anu-s u. a.

Um die Frage nach dem Ursprung jener Ortsnamen auf -ian zu entscheiden, müssen also für jeden einzelnen Fall andere Kriterien hinzukommen.“

Hiegegen ist nur zu bemerken, daß die Deutung von Prissian, Grissian, Rissian, Girkau u. s. w. aus römisch Priscianum, Crispianum, Rufianum, Cornelianum durch die früheren urkundlichen Formen gedeckt ist. Das vermißte andere „Kriterium“ liegt darin, daß Priscus, Crispus, Rufus, Cornelius römische Namen waren; daß sie auch bei den Rhätiern schon üblich, dürfte kaum, jedenfalls nicht für alle, zuzugeben sein. Es ist daher immerhin sicherer, die Entstehung jener Namen in die römische Zeit zu setzen.

Ich habe zwar in der rhätischen Ethnologie S. 164 selber die Möglichkeit angedeutet, daß etwa ein rhätischer Ortsname Velthina zu römischen Zeiten in vallettina umgedeutet worden sei, und daß daher das jetzige Valtin durch vallettina hindurch vielleicht auf Velthina zurückgehen könne, allein für derlei teleskopische Durchsichten durch romanische Namen auf rhätische scheint unsere Generation überhaupt noch nicht fein genug organisiert, und sie hätten auch kein anderes Ergebnis, als eine Möglichkeit an die Stelle der Gewißheit zu setzen.

Und hiemit mag denn die Besprechung eines Würfes zu Ende gehen, das schon in seinem ersten Theile so viel unerwartete Aufklärungen gewährt, daß es für die Kenntniß der etruskischen Sprache eine neue Aera einleitet. Der Verfasser hat sich zu seinen hochgeschätzten Verdiensten auf dem Gebiete der lateinischen Sprache nun auch des rasienschen Lorbeerkränzes würdig gemacht, und die deutsche

Wissenschaft mag stolz sein, daß dieses Licht von ihr ausgeht.<sup>1</sup>

Aus Gründen, die bald klar werden dürften, erlaube ich mir übrigens zu bemerken, daß ich diese Anzeige ohne Einladung oder Aufforderung des Hrn. Verfassers, welcher mir leider unbekannt, lediglich als dankbarer Verehrer zusammengestellt habe, und gestatte mir nun eine Parabase, in welcher ich auch über meine Verehrer einige Worte fallen lassen will.

Nach einigen Statistikern giengen meine „Verehrer“ in die Tausende, nach eigener Erfahrung sind aber die meisten

<sup>1</sup> Für eine zweite Auflage des Werkes erlaube ich mir folgende zerstreute Bemerkungen zur Verfügung zu stellen:

(S. 720) Neuptali ist wohl ein Einwohner von Neoptolis, Neapel. — (S. 277) Da Truials die Trojer sind, so könnten Puials leichtlich die Bojer sein. — Soll Cale (3. B. S. 731) nicht lateinisch Gallus vertreten? — Meine Deutung von mi ni mulveneke u. s. w. (Rhätische Ethnologie S. 224) scheint mir durch die auf S. 758 gegebene nicht übertroffen. Ich glaube noch immer, daß mulveneke, mulenike mit fecit zu erklären ist. — Da ich die Ansicht des Herrn Verfassers über die strenge Genauigkeit der etruskischen Orthographie nicht theile, so kann nach meiner Meinung Puinei (S. 855) nicht bloß Poenia, sondern auch Vulnia sein, und Puisina (S. 963), das Hr. Prof. Corssen in Poisina latinisirt, scheint mir identisch mit Vulsina, wie auch Pelthuri für mich so viel ist als Velthuri (Rhät. Ethn. S. 213). — Die Burg Eben über der Stadt Klausen (S. 922) liegt nicht bei Sterzing, sondern eher bei Brigen. — Lavaur und Laval (S. 923) sind nicht in Lav-aux und Lav-al zu trennen, da ganz gewiß lat. vallis zu Grunde liegt. — Nicht der Gifad (S. 929) im Genetiv, sondern des Gifad's, noch heute nach dem Geschlecht des alten Jfarcus. — Könnte Upieu (S. 938) nicht ein *Ἰπυζός*, ein Osker sein? — „Val di Non am Nonsberge“ ist ein Pleonasmus; denn Nonsberg ist eben das deutsche Wort für Val di Non.

nichts nutz. Namentlich fehlt ihnen das Geschick, ihre Verehrung schicklich an den Tag zu legen. Hätten sich z. B. Anno 1845 nur Eintausend hochherzige Verehrer entschlossen, die eben erschienenen Drei Sommer in Tirol mit edler Gast für sich zu gewinnen, so hätte das verehrliche Publikum nicht dreißig Jahre auf die zweite Auflage warten müssen. Dagegen bin ich schon seit langer Zeit einer Verschwörung angehender Celebritäten auf der Spur, die mir — unter dem Schein der Verehrung — das Leben dadurch zu verleiden suchen, daß sie mir alle ihre neuesten Werke übersenden und dabei dringend um „Anzeigen“ bitten. Da kommen: Harfentöne von einem jungen Poeten am Rhein, der seine erste Salage besingt — Das Staatsrecht der Fidschi-Inseln, nach den Quellen bearbeitet von einem alten Diplomaten — Neue Leberreime von einem Gerichtsvollzieher — Darf man Schriftsteller achten? von einem Oberposttrath — Geiserich, der Vandalenkönig, oder Rache, Neue und Versöhnung, romantisches Mitterschauspiel mit Gesang und Tanz, von einem pensionirten Militärarzt — Sphärenklänge aus der Holledau, von dem Verfasser der „Sirenenstimmen aus dem Teufelsgraben“ — Charakterköpfe aus der Zeit der Agilolfinger, von einem k. b. Stationschef — Gleichen unsere Männer ihren Ahnen? von einer deutschen Frau — Ueber Chignons, Queues, Culs de Paris und andere Eigenthümlichkeiten unserer Frauen, von einem deutschen Mann — Ehrenrettung der Semiramis, mit fünf und zwanzig Holzschnitten, von einem Chevauxlegerslieutenant a. D. — und derlei Weihgeschenke in unendlicher Reihe. Das soll nun alles möglichst schnell und so wohlwollend als die Milch meiner Denkungsart erlaubt,

in den Spalten der „Allg. Ztg.“ oder wo immer besprochen werden, was doch vorauszusetzen scheint, daß man den funterbunten Blunder auch noch lesen müßte. Wer den ganzen Tag nichts zu thun hat, der darf allerdings dankbar sein, wenn die Verehrer stets für seine nützliche Beschäftigung sorgen; ein anderer aber ist gewiß zu entschuldigen, wenn er die wenigen Freistunden, die er seinen antipathischen Geschäften abringt, lieber nach eigenen Hesten verwendet, als für fremde, wenn auch noch so liebenswürdige Zudringlichkeiten. Freilich liegt in diesen am Ende die einzige Aufmerksamkeit, deren sich ein bajubarischer Autor hienieden zu erfreuen hat, wogegen Engländer und Franzosen ihre Lieblinge allerdings anders zu ehren verstehen. Immerhin bedauere ich, jenen Verehrern für ihre Rosen kein „Vergifmeinnicht“ bieten zu können; ich sehne mich vielmehr, die Tage, die mir etwa noch beschieden, wenn auch an der Isar kühlem Strand, doch ungestört und in stiller Beschauung verstreichen zu sehen — *oblitus cunctorum, obliviscendus et illis.*









